Die

Worte der Feinde Christi.

Von

Dr. Joh. Em. Veith,

Ehrendomherr des Metropolitan-Kapitels zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zn St. Stephan, Mitglied der theologischen Fakultät an den Hochschulen zu Prag und Wien.

Dritte Auflage.

Wien, 1851.

Verlag von Mayer und Compagnie.

(Singerstraße, deutsches Haus.)

Vorbericht.

Die Aufgabe dieses Werkchens, die das Titelblatt schon bezeichnet, sind Erwägungen und Beleuchtungen jener Worte der Feinde Christi, die in seiner Leidensgeschichte eine vorzügliche Bedeutung gewonnen haben. Sie werden der christlichen Lesewelt zu freundlicher Aufnahme mitgetheilt, um den früher erschienenen »Leidenswerkzeugen Christi« *) sowohl durch die Ähnlichkeit des Stoffes und der Bearbeitung, als durch die Ausfüllung mancher Lücken, an der Seite zu stehen. Leicht wäre es gewesen, den zwanzig Nummern, die dieß Büchlein umschließt, durch irgend ein Vorwort eine mehr systema=

*) Davon die 4. Auflage, 1851.

tische Einigung zu geben; doch wollte der Verfasser des Guten nicht zu viel thun, und mit der chronologischen Anordnung sich begnügen. Die Quellen, die er zum Behufe mancher Materialien benutzte, sind, neben den Vätern, vorzüglich Paulus Segneri, Heinrich Engelgrave, Famianus Strada, Stanihurst, u. a. m.

Wien, am Schluße des Jahres 1828.

Vorrede zur dritten Auflage.

Die häufigen Nachfragen nach diesem, seit einigen Jahren fehlenden Werke, veranlaßten die Verlagshandlung zu einem neuen Abdrucke desselben, nachdem die überhäuften Berufsgeschäfte des hochw. Herrn Verfassers eine Umarbeitung unmöglich zuließen.

Wien, Ostermesse 1851.

Mayer & Comp.

Erstes Wort.

»Es ist euch nützlich, daß Ein Mensch sterbe für das Volk, und nicht das ganze Volk zu Grunde gehe.«

(Worte des Hohenpriesters Caiphas; Joh. 11, 50.)

»Worte der Feinde Christi.« Was ist an menschlichen Worten gelegen, zumal an den Worten der Feinde des Worts, an den Worten der Feinde Christi? Dieß geht aus dem Wesen der Kirche hervor; aus ihren äußern Verhältnissen, wie aus ihrem innern Leben und Streben. Denn wie die katholische Kirche, in ihrer irdischen Stellung, den Namen der streitenden Kirche behauptet, so sollen ihre Glieder auch streitende Glieder seyn, die, nicht zwar unter sich und gegen einander, sondern gegen den gemeinsamen Feind im Kampfe verharren: im Kampfe des Geistes gegen die Sinnenknechtschaft, und der Wahrheit gegen die Lüge. Deßhalb sprach auch der Herr: »ich bin nicht gekommen, den Frieden (die Ruhe) zu bringen, sondern das Schwert — ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und ich wollte, es brennete schon!« Ein Schwert aber ist das göttliche Wort, »eindringend bis dahin, wo das sinnliche und geistige Leben sich scheiden« (Hebr. 4.), ein Feuer ist es, denn »die Rede des Herrn ist feurig« (Sprichw. 30.), leuchtend, erwärmend,

läuternd, die Schlacken verzehrend. Gegen wen stritt dieses Schwert, diese himmlische Flamme? Wieder gegen ein Schwert, wieder gegen ein Feuer, nämlich gegen die Lüge. Auch das lügenhafte Wort ist ein Schwert, denn davon heißt es in den Psalmen: »sie haben ihre Zungen geschärft gleich den Schwertern;« auch das lügenhafte Wort ist ein Feuer: denn »ein Feuer ist die Zunge, ein Inbegriff alles Bösen, entflammt von der Hölle« (Jac. 2.) »Es täuschen sich, sagt der h. Valerianus, die da glauben, nichts sey mächtiger als das Eisen, nichts gewaltsamer als das Gift; denn nichts ist so bösartig, was der Zunge gleich käme, wenn sie, einmal aufgereitzt, sich in Bewegung setzt.« Und wo hat jemals dieß auf grellere Weise sich gezeigt, als in den Leiden des Erlösers? Hier stritt das göttliche Wort gegen die Lüge durch Worte der Gerechtigkeit und der Liebe; hier stritt die Lüge gegen das göttliche Wort durch Worte der Verkehrtheit und des Hasses, und diese Worte sind es, die Christum gekreuzigt haben. Was ist also Wichtiges an diesen Worten? Was kann an ihnen Lehrreiches und Nützliches gefunden werden? Weil sie die Waffen des Feindes sind, mit denen er immer noch, in den menschlichen Seelen, gegen Christum Krieg führt, so muß man sie näher kennen lernen, um ihnen die Spitze zu bieten, und von ihnen nicht verletzt zu werden; und weil sie Lügen sind, so geben sie Aufschluß über die Wahrheit; indem es, aus inneren Gründen, keine Lüge geben kann, die nicht entweder die Wahrheit voraussetzt, oder sie

in ihren Finsternissen verborgen trägt. Und diese einzige positive Eigenschaft der Lüge kommt schon aus jenen Worten zum Vorschein, welche zunächst die ganze Einleitung und Voranstalt des Leidens Christi ausmachten, aus den Worten, die Caiphas sprach: »Es ist euch nützlich, daß Ein Mensch sterbe für das Volk, und nicht das ganze Volk zu Grunde gehe.« Nie ward eine Wahrheit lügenhafter verdreht, nie eine Lüge wahrhafter ausgesprochen, wie dieses sich klärer ergibt, wenn zuerst die Lüge betrachtet wird, von welcher diese Wahrheit umdunkelt ist, und sodann die Wahrheit, die in diesen Finsternissen verborgen liegt. —

Durch Feld und Fluren wandert, in unbefangener Fröhlichkeit, ein Jüngling hin, und rüstig fördert er seine Schritte, denn er hat einen weiten Weg. Einen Hirtenstab trägt er in der Hand, von seinen Schultern hängt eine schwer beladene Tasche, seine edle Gestalt schmücket, im bunten Farbenschimmer, ein festliches Gewand, doch lieblicher noch glänzet, in jungfräulicher Schöne, sein Angesicht. Er ist der Liebling seines Vaters, der ihn deßhalb auch mit diesem Gewande geziert hat, auf sein Geheiß wandert er nun durch das Thal von Hebron, um die fernern Brüder aufzusuchen, bey ihren Herden in der Wüste, und ihnen Speise und Erquickung zu bringen. Werden sich diese nicht freuen, wenn sie den holdseligen Bruder sehen? werden sie nicht mit fröhlichem und dankbaren Gruße ihm entgegen ei-

len? Ach, er ahndet nicht, welche grimmige Tiger ihn erwarten. Sie sehen ihn kommen, und ihre Blicke verfinstern sich, und weder seine Unschuld noch seine freundliche Dienstfertigkeit vermag sie zu rühren, denn der dämonische Neid hat ihre Herzen ergriffen. »Sehet,« rufen sie, »der Träumer nahet! kommet und lasset ihn uns tödten, und in eine alte Grube werfen; dann wird es sich zeigen, was seine Träume ihm nützen!« — Unendlich herrlicher und holdseliger noch als Joseph, vom ewigen Vater gesendet, mit dem Gewande einer makellosen menschlichen Natur bekleidet, wandelte der Sohn Gottes auf Erden, seine irrenden Brüder aufzusuchen, und ihnen den Willen des Vaters, die Worte des Heils, die Speise des Lebens zu bringen, und obwohl er es nicht bloß ahndete, sondern auf's klärste sah, mit welchem Hasse diese Undankbaren ihm begegnen würden, so setzte er dennoch, in überschwenglicher Liebe, mit zahllosen Wohlthaten, seine irdische Wanderung fort. Aber je glänzender diese seine Liebe sich offenbarte, desto mehr ergrimmten die Armseligen, die er so erbarmungsvoll heimgesucht. »Wir wollen ihn erforschen mit Schmach und Peinen, um seine Geduld zu erproben: wir wollen ihn verdammen zum allerschimpflichsten Tode, um zu sehen, wie es mit ihm ausgehen werde! So dachten sie und irrten, denn ihre Bosheit hat sie verblendet, sie haben das Geheimniß Gottes nicht verstanden.« (Weish. 2.) Verblendet hatte sie ihre elende Ehrsucht, denn sie, die Priester und Pharisäer, wollten allein alle Hoheit und Ehrwürdigkeit

beym Volke behaupten, wie sie deutlich durch die neidischen Worte verriethen: »Sehet ihr, daß wir nichts ausrichten? die ganze Welt läuft ihm nach!« (Joh. 12.) Denn je mehr alles Volk sich zu Jesu drängte, desto kraftloser wurden ihre Aussprüche, desto bedeutungsloser ihre Ceremonien und ihr Ansehen. So ergrimmten die heidnischen Götzenpriester und Bonzen gegen die Verkünder des Evangeliums; so erzürnen sich auch die hochweisen Wortführer des Rationalismus, die Pharisäer der reinen Naturreligion, wenn sie sehen müssen, wie ihre Weisheit doch nicht zur Allherrschaft gelangt, und die Stimme Christi immer noch und immer neu vernommen wird. Aber noch mächtiger vielleicht als die Ehrsucht hatte der Geitz sie verblendet.

Noch jetzt soll unter den Rabbinen die Tradition bestehen: zur Zeit der Ankunft des Messias werde alles, was Geld heißt, rein von der Erde verschwinden. War ihnen nun das Geld schon der echte Seligmacher, der Erlöser von aller Trübsal, und das höchste Gut, wie sollte ihnen, die diesen Erlöser schon hatten und anbeteten, ein anderer Erlöser willkommen seyn? Je gewaltiger also und je entschiedener Jesus von Nazareth als den wahrhaften Erlöser sich zu erkennen gab, und je mächtiger seine Wunder für die Echtheit seiner göttlichen Sendung sprachen, desto bitterer und unversöhnlicher ward auch ihr Grimm; darum erstieg er auch damals seine letzte und entscheidende Stufe, da Jesus das auffallendste seiner Wunder wirkte, da er sich offenbarte als den Herrn und Gebieter über Leben und Tod, über Zeit und Ewigkeit; als

auf sein Geheiß das Grab seine Beute zurückgab, als ein schon verwesender Menschenleib, wie durch eine neue Schöpfung, wieder in Lebensfrische erblühte, als die Seele, die ihn belebt hatte, wieder über die Schwelle der Unterwelt hervortrat, und Lazarus, aus dem Grabe erstehend, unter dem Jubel und den Freudenthränen seiner Schwestern, dem göttlichen Meister und Freunde zu Füßen fiel. Was sagten da die vielen hunderte angesehener Leute, die als Zuschauer umherstanden? Alle entsetzten sich, alle staunten, viele priesen den Herrn, und huldigten der Wahrheit; einige, und zwar nicht wenige, eilten wie mit Geyerflügeln nach dem nahen Jerusalem, um den Pharisäern und Ältesten die Schreckensnachricht zu hinterbringen. Sie aber, vor Bestürzung außer sich, versammelten unverzüglich ihren hohen Rath, und sprachen: »Was thun wir, da dieser Mensch so viele Zeichen wirkt?« — Und zwar, welch eine Antwort auf diese Frage sich zieme, ist einem unbefangenen Herzen zu finden nicht schwer. Da dieser Mensch so viele Zeichen wirkt, da er alles erfüllet, was die Propheten jemals vom Erlöser geweissagt, was thun wir? Wir gehen hin, und huldigen ihm, unserm Herrn und Helfer. Da er die Kranken heilt, da er die Todten erweckt, was thun wir? Wir gehen hin zu ihm, unseres Heiles und des ewigen Lebens uns zu versichern. Da er allein alle Wahrheit lehret, und zugleich die Kraft spendet, dieser Wahrheit zu folgen; da es seine Stimme ist: »kommt zu mir Alle, die ihr arbeitet und beladen seyd, und ich werde euch erquicken,« was

thun wir? Wir gehen hin, und begeben uns in seine Schule. Aber so meinten es jene Feindseligen nicht, denn die Bosheit hatte ihr Herz verblendet, ihr Rath hatte einen ganz andern Zweck. »Die Gedanken der Gerechten sind gründliche Urtheile; die Rathschläge der Gottlosen sind des Betruges voll.« (Sprichw. 12.)

Als Caroc, der Vandalenkönig, mit seinem Kriegsheere ganz Deutschland durchstreift hatte, und eben im Begriffe war, in Frankreich einzubringen, da ward ihm von seiner barbarischen Mutter ein Rath gegeben, der hier eine Stelle verdient. Mein Sohn, sagte sie, du ziehest nunmehr in ein sehr berühmtes und blühendes Land; willst du dir also einen großen Namen machen, so mußt du alle die schönen Gebäude, welche die Könige daselbst aufgebauet haben, zerstören, und alle Männer von Ansehen und Würde aus dem Wege räumen; denn es wird dir nicht gelingen, noch schönere Gebäude aufzuführen, als daselbst schon stehen, noch wirst du jene großen Männer durch deine Eigenschaften verdunkeln können. Caroc befolgte diesen mehr als thörichten Rath, und erreichte damit freylich keine Ehre; und so geschah es auch mit dem Rathe, welchen die Pharisäer und die Vorsteher der Synagoge von ihrer Mutter, der Finsterniß, einholten. »Was thun wir, da dieser Mensch so viele Zeichen wirket? Sie verstanden sich schon untereinander, was sie damit sagen wollten: Wir können so herrliche Werke nicht thun, wie dieser Mensch, wir können die Todten nicht erwecken, wir können die Klarheit seines Wandels und seiner Weis-

heit durch den Schimmer unseres leeren Gepränges nicht verdunkeln, es sey dann, wir reißen nieder, was er gebaut hat, und räumen ihn selbst aus dem Wege, sonst sind wir, in den Augen des Volkes, weder Weise noch Heilige mehr. So meinten sie es, aber allerdings, wer wird diese Gesinnung aussprechen in unumwundenen Worten? Die Finsterniß will nicht an's Licht, die häßlichste Bosheit bewirbt sich um ein Ehrengewand, wie es für vollendete Heuchler gebührt. »Wenn wir ihn so fortmachen lassen, so werden Alle an ihn glauben, als an den Messias und König; dieß wird die Römer aufreitzen, und sie werden kommen, unsre Stadt, den Tempel und das ganze Volk verwüsten.« Welch eine sinnlose Berathschlagung, welch eine bodenlose Politik!

Hätten sie an Jesum geglaubt, so würden sie von ihm gelernt haben, daß er kein weltlicher, sondern ein geistiger und himmlischer Gebieter sey, dessen Reich nicht von dieser Welt ist; sie würden gelernt haben, den Römern zu gehorchen, und ihnen den Tribut zu zahlen, und es würde eben dasjenige, was sie befürchteten, nicht erfolgt seyn. Sie wollten Jesum kreuzigen, damit die Römer Jerusalem nicht zerstörten; und siehe, die Römer haben Jerusalem zerstört, weil sie Jesum gekreuzigt haben. Nichtsdestoweniger würde diese Berathung kaum zu einem Beschlusse gereift seyn, wäre nicht endlich ihr würdiges Oberhaupt aufgestanden, der Großmeister der Lüge, dem die Römer, für den Lauf dieses Jahres, die hohepriesterliche Würde gegeben; Joseph, genannt Caiphas, das Haupt der Synagoge, Lucifers auserwählter

Knecht, erhob sich mit allem ihm gebührenden Hochmuth; verächtlich wie ein vollendeter Meister auf armselige Stümper, wie ein Riese auf furchtsame Zwerge, sah er auf die Versammelten herab; »ihr wisset nichts, rief er, und bedenket nichts,« ihr bringet das Rechte nicht auf die Bahn. Ich, der ich Hohepriester bin, ich, von oben erleuchtet, entscheide die Sache mit einem Wort. Was zweifelt ihr? was stehet ihr an? »Es ist euch nützlich, daß Ein Mensch sterbe für das Volk, und nicht das ganze Volk zu Grunde gehe!«

Diese Worte der Bosheit, so klüglich eingehüllt in das Gewand einer weisen und liebreichen Fürsorge für das gemeine Beste, was bedeuten, was sagen sie in ihrem wesentlichen Gehalte? »Es ist euch nützlich, etwas Böses zu thun, damit etwas Gutes daraus erfolge.« Ist dieser Grundsatz echt? streitet er nicht gegen das Gesetz der Natur, das selbst die Heiden ehrten? So erschien einst Themistocles vor dem Senate von Athen, und erklärte, er hätte eine Maßregel in Vorschlag zu bringen, welche dem Staate zum größten Nutzen gereichen würde, die er jedoch nicht öffentlich, sondern vorerst nur einem der Senatoren bekannt geben wollte, den man dazu erwählen möchte. Man wählte den Aristides, bekannt unter den Beynamen des Gerechten. Themistocles entfernte sich mit ihm, und eröffnete ihm die Mittel und Wege, um auf hinterlistige Weise die Seemacht der Spartaner zu vernichten, die dazumal mit den Atheniensern auf dem Friedensfuße standen. Als Aristides in den Senat zurück gekehrt, theilte er den hier Vesammelten das Gehörte nicht mit, sondern be-

richtete bloß, daß der Rath des Themistocles dem Volke von Athen zwar einen großen Vortheil verspräche, doch aber nichts weniger als redlich wäre. Wie? riefen da Alle insgesammt, nicht redlich? und dennoch nützlich? »Was nicht redlich ist, kann auch nicht nützlich seyn!« So, wie Tullius dieß erzählet, dachten die Heiden; so wußten es, aus Schrift und Offenbarung, noch viel klärer diejenigen, welche im Besitze dieser Offenbarungen waren. »Die Gerechtigkeit erhebt die Völker, die Sünde aber macht die Völker elend; durch die Gottlosigkeit wird der Mensch nicht zunehmen an Stärke; die Ungerechten werden in ihrem Hinterhalt gefangen werden.« (Sprichw. 10.—12.) So hatte auch Matathias, der Stammvater der Makkabäer, betheuert: »So wahr Gott uns gnädig seyn möge: es ist nicht nützlich, das Gesetz und die Gerichte Gottes zu verlassen!« Welch eine zweifache Schmach also für jenen Senat von Jerusalem? Caiphas beschloß den Tod Christi, und setzte hinzu: es ist euch nützlich! und sein Vorschlag fand keinen Widerspruch, und dennoch war hier eine doppelte Lüge; denn indem diese Heuchler weit entfernt waren, es im Ernste so zu meinen, als drohete dem Staate von Seite Jesu eine Gefahr, so ward an ihnen das prophetische Wort erfüllet: »sie haben eine ruchlose Rede sich festgesetzt, und die Bosheit hat sich selbst belogen« (Ps. 26.); sie stellten die Lüge in den Vordergund, um ihren Neid und Eigennutz damit vor ihren eigenen Augen zu verdecken.

Ist es möglich, sich selbst in solchem Grade zu belügen? wird wohl der Betrüger so dreist seyn, sein eigenes

Bewußtseyn zu hintergehen, das dem Trugwerk zusieht und davon Zeuge ist? Allein, wer vermag die Labyrinthe auszumessen, in welche der Heuchler sich selbst verführt? — Der heilige Bernardinus, genannt der Apostel Italiens, verweilte einst einige Wochen in Mailand, wo er theils über die Glaubenswahrheiten, theils über sittliche Gegenstände von der Kanzel sprach. Da fand sich ein Kaufmann zu ihm, der ihn gar emsig besuchte, um ihm Rath und Aufschluß mitzutheilen, wohin er in seinen Predigten sein vorzügliches Augenmerk zu richten hätte; was er ihm aber auf's dringendste an's Herz legte, war dieses: vor allem nur gegen den heillosen Wucher zu Felde zu ziehen, und ihn in seiner ganzen Abscheulichkeit darzustellen, denn wenn es zwar auch an anderen Lastern in der großen Stadt nicht fehlte, so wäre dieses doch das herrschende und vorwaltende. Bernardinus, dem die Gabe der tiefen Menschenkenntniß nicht fehlte, wollte dem frommen Rathe doch nicht unbedingt folgen, bevor er nicht bey rechtlichen Leuten über die Sitten und den Wandel seines Rathgebers sich erkundigt hätte; und was brachte er in Erfahrung? daß gerade dieser als der unverschämteste und unbarmherzigste aller Wucherer bekannt war, und der demnach bey seinen frommen Beeiferungen und Vorschlägen keine andere Absicht hatte, als die, daß alle Übrigen seines Gelichters abgeschreckt würden, und er sein Unwesen allein forttreiben könnte. So beurkundet sich denn auch hier das alte Wort: »die Bosheit hat sich selbst belogen.« Und wie geschieht es wohl damals, wenn ein Christ zwar seine Bosheit offenbart, da er nämlich, vor dem Richterstuhl

der Beichte seine Sünden bekennt, aber dennoch, wissentlich und absichtlich, einige, und zwar die schwersten Sünden verschweigt, und dadurch nicht allein dieß Geschäft vereitelt, sondern mit einer neuen und größern Sünde sich belastet? »Die Bosheit hat sich selbst belogen.«

Wenn demnach das gehässige Urtheil, das Caiphas ausgesprochen, und das er auf den hohlen Grund der Lüge aufgebauet, nicht eben ganz ferne, und außerhalb unsres Gesichtskreises liegt, so entsteht doch eben aus demselben eine ganz andere Frage. Wenn nämlich das Todesurtheil über Jesum so höchst ungerecht, so lügenhaft, so grundlos war, wie so und warum ward es denn vollzogen? »Es ist euch nützlich«, sprach Caiphas zu den Mitgliedern des hohen Rathes, allein sie wußten alle selbst, daß dieß eine Lüge war. Judas verrieth ihn, und lieferte ihn aus, allein er jammerte bald nachher: ich habe gesündigt, da ich des Unschuldigen Blut verrathen. Es traten Zeugen gegen Jesum auf, die ihn anklagten, allein ihr Zeugniß ward selbst von dem Lügner Caiphas falsch befunden. Pilatus sollte über ihn das Todesurtheil fällen, allein er betheuerte und sprach: ich finde keine Schuld an ihm. Herodes sollte seine Sache untersuchen, und erklärte ihn für unschuldig. Neuerdings sprach Pilatus: »nehmet Ihr ihn hin, und kreuziget ihn,« aber die Vorsteher der Synagoge erwiederten: »Uns ist's nicht erlaubt, Jemanden zu tödten.« Und dennoch ward dieß schreckliche Urtheil gefällt und vollzogen? Ja mit Recht ward es ausgesprochen, mit Recht vollzogen. Worin liegt dieß Recht? wo zeigt sich diese Wahrheit? Sie leuchtet mitten durch die

Lüge. Denn wollte Caiphas zwar mit seinen Worten sagen: besser, daß Ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe, so sind seine ausdrücklichen Worte doch diese: »Es ist euch nützlich, daß Ein Mensch sterbe für das Volk.«

Bezeichnen diese Worte nicht die Grundlehre des Christenthums, das Geheimniß der Menschenerlösung, durch die unendliche Genugthuung, die ein Gottmensch für die Menschen geleistet? Wie kam der finstere Caiphas dazu, diese christliche Wahrheit auszusprechen? »Dieses, so setzt Johannes hinzu, sagte er nicht von sich selber: sondern weil er eben Hohepriester war, so prophezeyte er, daß Jesus für das Volk sterben werde, und nicht allein für das Volk (Israel), sondern um die (künftigen) Kinder Gottes, die zerstreuet waren, in Eins (in Eine Kirche) zu versammeln.« So war also dieß Wort des Caiphas das letzte wahrhafte Wort, das die Synagoge gesprochen, und die Weissagung ward ihm verliehen, nicht als den Caiphas, sondern als dem letzten rechtmäßigen Hohenpriester. Der heilige Geist, sagt Chrysostomus, bewegte nicht sein Herz, wohl aber seine Zunge. —

Als der unschuldig verfolgte und verkaufte Joseph, nunmehr Herr und Gebieter in Ägypten, und nur dem Könige untergeordnet, im Glanze seiner Herrlichkeit vor den erstaunten Brüdern stand, und mit einer Fülle von Wohlthaten ihre Bosheit vergalt, konnten diese, nach so glücklicher Wendung, nicht in Wahrheit sagen: es ist uns

nützlich, daß wir ihn in die ägyptische Knechtschaft verkauft haben? Denn aus einem Schlachtopfer ihres Neides, war er ihr Fürst, ihr Wohlthäter und Retter geworden. So hätten auch Caiphas, auch Annas, auch selbst Pilatus und Judas sagen können: es ist uns nützlich, daß wir ihn verkauft, verurtheilt, gekreuzigt haben; siehe aus einem Schlachtopfer unsres Neides, ist er unser König und Erlöser geworden; darum werfen wir uns nieder vor seinem Angesichte, und flehen ihn an, und gnädig wird er uns aufnehmen, wie Joseph seine gedemüthigten Brüder aufgenommen, und wird seine himmlischen Wohlthaten uns nicht vorenthalten. Aber, freilich, dieß ist nicht geschehen. Und warum ist es nicht geschehen? Hat Christus nicht aus jeder Gattung von Sündern und Verkehrten, Viele wieder aufgenommen, und zum Heil geführet? Aus den Habsüchtigen und mit Wucher Beschäftigten, hat er einen Zachäus und Matthäus auserwählt; aus den Verfolgern der Kirche, einen Paulus; aus den Eitlen und Üppigen, eine Magdalena; aus den ausgelassenen Weibern die Samaritanerinn; aus den Räubern und Mördern den Dismas; aus den Götzendienern den Centurio unter dem Kreuze; aber aus den Lügnern und Heuchlern Keinen. Und warum Keinen? Weil Christus der Weg und die Wahrheit ist, und folglich kein Sünder so sehr mit ihm im Widerspruche steht, als der Lügner und Heuchler, der, ferne von Gott, nur jenem geistig verwandt ist, welcher der Vater der Lüge genannt wird.

»Siehe, o Herr, du hast die Wahrheit geliebet; die verborgenen Werke deiner Weisheit hast du mir offenba-

ret!« (Ps. 50.) Dieß aber, o Herr, sind die Mysterien deiner Weisheit, daß du für uns Mensch geworden, für uns gestorben bist. Ja wahrlich nützlich ist es uns, daß du, Einer für Alle, ein Gottmensch für die Menschen, gestorben bist, damit wir nicht Alle zu Grunde gehen. Allein, wer wird dir wohlgefallen, und wer deine Gnade finden, es sey dann, wer vor dir in der Wahrheit wandelt, wer in Wahrheit dich anruft? —

Merk', o Herr, auf unser Flehen,
Mach uns rein von Schuld und Lüge;
Lehr' uns deine Wege gehen,
Daß der Feind uns nicht betrüge.

Nur wer wahrhaft zu dir strebet,
Darf auf deine Hülfe bauen,
Nur, in wem die Wahrheit lebet,
Wird dein selig Antlitz schauen.

Zweites Wort.

„Was wollt ihr mir geben, und ich werde ihn euch ausliefern?“
(Worte des Judas Iscarioth; Matth. 26, 15.)

Vom Vorabende des Palmsonntags bis zum nächstfolgenden Mittwoche war der bejammernswertheste aller Bösewichter in schweren Gedanken umhergegangen. Seine weise Sparsamkeit war verachtet, seine wohlbedachten Pläne vereitelt worden; noch sah er die Trümmer jener köstlichen Salbenbüchse vor sich, welche Magdalena zerbrochen hatte, um damit dem Meister eine Ehre zu erweisen, noch immer duftete dieß kostbare Arom ihm entgegen, so ganz zur Unzeit vergeudet. Und dieser Meister, der allzeit die üppige Verschwendung verurtheilt, die Armuth gepriesen, die Barmherzigkeit gegen die Dürftigen empfohlen hat, er selber billigt nun das unsinnige Beginnen, rühmt die Verschwenderinn, tadelt mit harten Worten die gerechte Ermahnung! Was ist wohl zu halten von ihm? ist er wirklich auch von jeglichem Tadel frey? Doch ist davon jetzt die Frage nicht, jetzt handelt sich's darum, wie man den Schaden ersetze, wie man für solchen Verlust sich schadlos halte? Dieß war das Sinnen und Denken, das den Habsüchtigen quälte und, wie die Schrift es ausdrückt: »er hat das Übel empfan-

gen und die Ungerechtigkeit geboren;« hin und her gehend und überlegend stehet er endlich an der Pforte des Caiphas. Die drinnen haben ihre Sitzung beendigt und ihren Beschluß gefaßt; die Ausführung aber ist schwierig: »da die Nichtswürdigkeit furchtsam ist, gibt sie selber das Zeugniß ihrer Verdammung« (Weish. 17.); darum rufen Alle: »nicht an einem Festtage, damit kein Tumult im Volke entstehe!« (Matth. 26.) Da läßt ein Fremder sich melden, der um Einlaß bittet. Wer ist der Mann? einer von den Zwölfen; Judas Iscarioth ist sein Name. — Welch ein befremdlicher Besuch! Was will er? was bringt er? Er tritt herein mit verstörten Zügen, mit scheuem Blicke, mit bebender Stimme: »Was wollt ihr mir geben, sagt er, und ich werde ihn euch ausliefern?« Er nennt ihn nicht, er vermag nicht, ihn zu nennen, er braucht ihn auch nicht zu nennen, denn sie wissen schon, wen er meine. Frohlocke, o Caiphas, siehe, Lucifer fördert deine Pläne, nun wird alles in Vorsicht und Stille sich einleiten lassen, bis die Zeit kommt, es öffentlich zu machen. Aber freylich, jedes Stück Arbeit ist seines Lohnes werth. »Was wollt ihr mir geben?« fragt Judas, und er stellt diese Frage mit Fug und Recht: Ihr wisset wohl, wer derjenige sey, den ich euch anbiete, und wie viel euch daran liege, ihn in aller Stille in eure Gewalt zu bekommen. Was wollt ihr mir also geben? Doch ist in Einem Ausdrucke seine Frage seltsam genug. Denn er sagt nicht: was wollt ihr mir geben, damit ich ihn euch ausliefere; sondern: »was wollt ihr mir geben, und ich werde ihn euch

ausliefern.« Dieß bedeutet wohl so viel, als ob er sagen wollte: Ich will und werde ihn euch ausliefern, aber was wollt ihr mir geben? So ist denn auch dieses Wort, aus eines Lügners und Heuchlers Munde, nicht minder eigenthümlich gezeichnet, als jenes aus dem Munde des Caiphas; und eben diese Dialectik ist's, in welcher der Wendepunct liegt zwischen Lüge und Wahrheit. »Was wollt ihr mir geben, und ich werde ihn euch ausliefern?« — dieß ist die Frage des Judas. »Was wollt ihr mir geben, damit ich ihn euch ausliefere?« — dieß ist die Frage des Christen. —

Wie mannigfaltig sind nicht die Verschiedenheiten des Standes, des Alters, der natürlichen Anlagen, die wir unter den Jüngern des Herrn beobachten können? Doch wird nicht leicht ein so entschiedener Contrast sich finden, als zwischen dem Apostel Matthäus und dem Apostel Iscarioth. Matthäus, im Stande des Reichthums berufen, verließ ohne Zögerung sein Zollgeschäft, seinen Geldtisch und seine Güter, und folgte Christo nach in freywilliger Armuth; Judas in tiefer Dürftigkeit berufen, fiel von der Armuth Christi ab, und ward durch die Habsucht in den gehässigsten und niedrigsten aller seiner Feinde verwandelt. Und wenn wir Ursache haben, über jene schnelle Sinneswendung des Matthäus, und seinen augenblicklichen Gehorsam uns zu verwundern, mehr doch staunen wir über diese schauerliche Verkehrung des Judas. Wie konnte die Lüge eine solche

Macht über denjenigen gewinnen, der mit der Wahrheit selber wandelte? Wie konnte er von apostolischer Höhe so tief sinken, eine Schandthat zu begehen, der nichts auf Erden je gleich gekommen? Und wenn er schon so tief gesunken, wie konnte er die Niederträchtigkeit so weit treiben, daß er von dem, nicht minder geitzigen Caiphas mit dem elenden Preis von dreyßig Silberlingen sich zufrieden stellen ließ? Warum forderte er nicht wenigstens dreyßig Talente? Aber auch eine solche Frage gehört schon zu der Judasgesinnung. Denn, mit dem Unendlichen verglichen, verschwindet das Wenige wie das Viele—in Nichts. Wer aber ist das Unendliche, durch Zahl und Größe nicht Bestimmbare? Es ist Gott selbst, das unendliche Gut. Wer lehrt dieses Gut uns kennen? Der Glaube. Und wo? In Christo. »Wer mich siehet, siehet auch den Vater.« Was sehen wir aber in Christo, ohne Glauben? Einen bloßen Menschen. Was ist also Christus werth, sofern er mit ungläubigem Auge geschätzt wird? Nicht viel mehr, als andere Menschen. Und so geschah es denn auch, daß Iscarioth Jesum als einen bloßen Menschen verkaufte, um den damals üblichen Sclavenpreis. Wie aber kam er dahin, in Jesu nichts mehr zu sehen, als einen bloßen Menschen? wie fiel er so gänzlich vom Glauben ab? Dieß erklärt der Lehrer der Völker: »Die Wurzel aller Übel ist die Habsucht; die davon befangen sind, haben vom Glauben sich verirret, und in viele Schmerzen sich verwickelt.« (1. Tim. 4.) »Sehet, rufet S. Leo: welche Sprossen, welche Früchte aus dieser Wurzel des Geitzes hervorwachsen! Übel aller

Art; doch nur eines nennt der Apostel, als das größte von allen: die Verirrung vom Glauben.«

Ist der Unglaube wirklich das größte aller Übel? Er ist es, wie Thomas von Aquin beweiset; denn ist zwar jegliche Sünde eine Abwendung des Herzens von Gott, so ist doch die vollkommenste Abwendung von Gott, der Unglaube. Wie soll aber gerade der Geitz zu dieser vollkommenen Abwendung führen? Weil der Geitz in sich selber schon ein Götzendienst ist. (Galat 5.) In der That verehrten die Heiden, wie Augustinus berichtet, eine Göttinn, genannt Pecunia, die sie anflehten, um reich zu werden; ja selbst den Namen Jupiter legten sie dem Gelde bey, weil »dem Gelde alles gehorcht.« Allein was bedarf es solcher Bemühungen, diesen Götzendienst unter den Heiden der Vorzeit aufzusuchen, wenn man ihn, leider ohne Mühe, auch bey den Alltagsmenschen unter den Christen findet? Ihre Redensarten allein schon geben davon Beweise genug. — »Mein Gott und Alles!« rief Franciscus Seraphicus oft in sehnsuchtsvoller Erhebung zu Gott; mit nicht geringer Sehnsucht seufzen gar Viele empor zur Höhe ihrer Glückseligkeit, zum Mammon: wer dich hat, hat Alles! — Vom göttlichen Worte heißt es: »Alles ist durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht.« Nicht doch, sagen die Leute: betrachtet einmal die Häuser, die Straßen, die Gärten, die beweglichen Fahrnisse, die Maschinen, die Beleuchtungsapparate, und alles, was immer Kunst und Gewerbsfleiß auf dieser unwirthlichen Erde leisten, alles dieses ist durch das Geld gemacht,

und ohne Geld ist nichts gemacht! — »Bey Gott, sagt Jesus, ist alles möglich,« und: »ohne Mich könnt ihr nichts thun;« aber eben dieß rühmen die Alltagsmenschen auch von ihren Abgott: wer bey Geld ist, dem ist alles möglich, ohne Geld ist nichts auszurichten! — »Suchet zuerst das Reich Gottes, und das Übrige wird euch von selbst zufallen!« das hören die Leute gar oft, von der Kanzel herab, allein sie predigen eine viel eingänglichere, gemeinfaßliche Lehre: suchet nur zuerst und vor allem das Geld, dann, gewiß, wird alles andere von selbst schon kommen! So hat schon der Dichter (Horaz) einst seiner Mitbürger, der Römer, gespottet: »o Bürger, Bürger, suchet vor allem das Geld; nach dem Gelde folget die Tugend; also lehren's die Jünglinge, also die Greise!« Denn dieß ist, wie Augustinus bemerkt, aller Habsüchtigen Wahlspruch: »So viel du haben wirst, so viel wirst du seyn!« und deßhalb, wie die Heiden aus heiliger Scheu und Ehrfurcht nicht wagten, ihre Götzenbilder anzurühren, so wagen auch die Geitzigen nicht, ihr Geld anzutasten, es steht im Allerheiligsten, im Tabernakel des Hauses. — Was ist also gewisser, als dieser Ausspruch des Apostels, daß der Geitz ein Götzendienst sey, oder, wie Jesus ihn nennt, ein Mammonsdienst? Und zwar, welch ein Götzendienst? »Den Götzen, sagt Johannes Chrysostomus, wurden Schafe oder Rinder geschlachtet, aber wer hat jemals Seelen schlachten gesehen? Verflucht ist der Opferaltar der Habsucht! Wenn du diesen Altar in der Nähe betrachtest, so wirst du daselbst Menschenblut finden, dort

wirst du Seelen schlachten sehen, dort wirst du die empörendsten und grausamsten Opfer antreffen!« In der That, wenn man so viele Unbesonnene sieht, die bloß vom Gewinne gelockt, der Verführung sich hingegen, und also ihre Seele morden, so viele Mütter, die aus Gewinnsucht ihre Kinder ausliefern, so viele Bethörte, die aus Geitz die Gerechtigkeit verlassen, so Viele, die nichts anderes achtend, bloß fragen: was wollt ihr mir geben? — wie soll man sie anders nennen, als blutige Schlachtopfer der Seelen auf dem Altare der Habsucht?

An einem Frühlingsabend des Jahres 1618, (Balinghem verbürget diese Begebenheit), trat ein junger pohlnischer Kriegsmann in eine Wirthsstube zu Pultava. Er schien sehr fröhlicher Laune, und von Herzen vergnügt zu seyn, auch wohl ein lustiges Vorhaben ausführen zu wollen, denn er sah den Wirth und die Wirthinn mit überaus freundlichen Blicken an, und benahm sich ganz heimisch und vertraulich; setzte auch einen gewichtigen Beutel voll Geld auf den Tisch, den Wirth ersuchend, er möchte ihm selbes bis zum nächsten Morgen verwahren. Und nachdem er, unter mancherley Scherzen und seltsamen Anspielungen sein Abendmal eingenommen, begab er sich endlich in das kleine Schlafgemach, das man ihm zurecht gemacht. Inzwischen hatte der Wirth schon lange mit Lüsternheit den Geldsack beäugelt, und die Judasfrage: was wirst du mir geben? Gold, Silber? oder wohl gar nur Kupfer? ließ ihn nicht ruhen, bis er den Sack eröffnete, und dieser nun, mit den strahlenden Blicken des Goldes, so

drinnen aufgehäuft war, ihm die Antwort gab: alles dieß werde ich dir geben, sofern der Eigenthümer nichts dagegen einzuwenden hat. Auf den Fürwitz folgte alsbald die Begierde, und auf die Begierde die Grausamkeit. Siehe, sprach der Wirth zu seinem Weibe, welch ein Glück uns da entgegenkommt! wie gänzlich könnte uns da mit Einem Male aufgeholfen werden! Die Gelegenheit war lockend, der ruchlose Entschluß war bald gefaßt und was der Mann nicht wagte, dessen unterfing sich das Weib. Mit kaltem Blute trat sie, mit einem scharfen Messer bewaffnet, zu dem Lager hin, auf welchem der junge Mann in tiefem Schlummer lag. — Wohlan denn, du wackerer Kriegsmann, dein Stündlein ist gekommen. Nirgends durftest du eine größere Sicherheit erwarten, als hier, in diesem, deinem Herzen so freundlichen Hause, nirgends, als gerade hier, soll der Tod dich erreichen. Wie viele Waffen von Eisen und Stahl waren schon oft gegen dich gezückt, ohne dir zu schaden? aber du hast goldene Waffen ins Haus gebracht, zu deinem Verderben. Nicht ohne Blut hast du dieß Gold gesammelt, nicht ohne Blut sollst du es wieder verlieren. Schon hat das Messer seinen Dienst gethan; eilfertig wird im Hofe eine Grube gegraben, und der Unglückliche hinein gescharrt; die finstere Nacht hat über die grause That ihre Fittige ausgebreitet. Aber kaum hat die Morgendämmerung begonnen, als schon hastig und heftig an der Pforte geklopft wird. Zögernd und zitternd öffnet die Wirthinn, fröhlich, fast jubelnd eilt ihre

Tochter herein. Wo ist der Bruder? ist ihr erstes Wort. Die Ältern verwundern sich, und begreifen nicht, was sie meine, sie aber beharret immer dringender auf ihrer Frage. Ihr scherzet wohl nur, sagt sie, habe ich ihn doch sicherlich gestern Nachmittag angetroffen, und nachdem er sich nach euch erkundigt, an dem Muttermal am rechten Arm ihn erkannt; weil ich aber, wie ihr wisset, im Dorfe zu thun hatte, so konnte ich nicht gleich mit ihm kommen, darum habe ich in der Nacht mich aufgemacht, um recht bald wieder hier zu seyn! Was redest du da? schrieen die Ältern, wie ist das glaublich? ist er nicht vor langen Jahren schon in der Schlacht geblieben? Nein, nein, rief die Tochter, das war eine falsche Nachricht, er lebt, er ist's gewiß, habt ihr ihn nicht erkannt? Sie beschrieb seine Gestalt, seine Kleidung, seine Rüstung. Er hat sich, setzte sie hinzu, so herzlich gefreut, sein erspartes Geld euch mitzubringen, und wollte erst sich den Scherz machen, zu sehen, ob ihr ihn noch kennen werdet. Wo ist er dann? schläft er noch? — Er schlief freylich. Bleich und starr vor Entsetzen standen die Mörder ihres Sohnes, dann warfen sie sich zur Erde, rauften sich die Haare aus, und erfüllten das Haus mit ihrem Klaggeheul; der Vater ging endlich hinaus, und erwürgte sich; die Mutter mordete sich mit demselben Messer, das sie gegen ihren Sohn gezückt. — Welche gräßliche Schlachtopfer auf dem Hochaltar der Habsucht! Wie konnte es geschehen, daß diese unseligen Ältern ihren Sohn nicht erkannten, der doch so zutraulich und freundlich sich erwies, hätte

nicht gleich anfangs der Geiz ihre Augen verblendet? — Und wenn es auch auf entgegengesetzte Weise wahr ist, daß Kinder, die mit Ungeduld und Mißmuth auf den Tod ihrer Ältern warten, um ihr Vermögen an sich zu bringen, dieselben nicht mehr als Ältern erkennen, ja sogar, wie St. Valerianus lehrt, in ihrem Herzen Vatermörder sind, wie sollte es noch verwunderlich seyn, wenn Judas Iscarioth, eben auch vom Geitze verblendet, seinen Freund, seinen Meister, seinen Vater, seinen Gott, Christum Jesum, nicht mehr kannte, für einen gewöhnlichen Menschen ihn ansah, und um den gewöhnlichen Sclavenpreis, ihn verkauft? Dieß war die gleich anfangs aufgestellte Frage. »Die Wurzel aller Übel ist die Habsucht, die davon befangen sind, haben vom Glauben sich verirret, und in viele Schmerzen sich verwickelt!« Er brachte auf dem Altar des Geitzes die schrecklichsten Schlachtopfer dar, zuerst Christum, dann seine eigene Seele, und stürzte sich in die Schmerzen der ewigen Verzweiflung. Und, wie der ehrwürdige Beda sagt: Viele schaudern jetzt vor der Unthat des Judas, als der ungeheuersten, doch sie meiden sie selber nicht; alle diejenigen, welche für Geld die Wahrheit verkaufen, verkaufen Gott für Geld, denn Gott ist die Wahrheit. Alle diejenigen, sagte schon Origenes, welche für zeitliche Vortheile die Gerechtigkeit verletzen, verkaufen denjenigen, der die Gerechtigkeit ist. Und wofür? »Sie haben mich verletzt um eine Hand voll Gerste, um ein Stücklein Brotes!« (Ezech. 13.)

Wohl also geziemt es dem Christen, der es ernstlich mit der Wahrheit meint, die Judasfrage im rechten Lichte zu betrachten, und sie zu besserm Ausdruck, so umzustalten: »Was wollt ihr mir geben, damit ich ihn euch ausliefere?« Und um die, so gestellte Frage, recht zu erfassen, sind drey andere Fragen zu beantworten. »Was wollt ihr mir geben,« Wer? Wer sind diejenigen, die uns ihre Gaben verheißen? Die Natur, die Welt, der Geist, nämlich der Geist der Finsternisse. Ihr Sinne meines Leibes, was könnt ihr mir geben? Allerdings der vergänglichen, täuschenden Tröstungen manche, die aber der nächste Augenblick mit fortnimmt, die nichts als Leere oder Bitterkeit zurücklassen, ähnlich jener armseligen Speise, um welche Esau das Recht seiner Erstgeburt verkaufte; ähnlich jenem Trunke Wassers, für welchen Lysimachus, König im Hellespont, seine Freyheit dahin gab. Denn vom Durste gequält übergab er sich und sein Heer dem Könige von Thracien; kaum aber war sein Durst gestillt, so seufzte er schon: O ihr Götter! um welch eine geringe Lust habe ich, ein mächtiger König, in solche Knechtschaft mich gestürzt! O einziger, ewiger Gott! muß der Sünder klagen: um welche verächtliche Lust habe ich, ein Erbe des Reiches, in dämonische Knechtschaft mich gebunden! — Fragen wir die Welt: was vermagst du uns zu geben? Wohl etwas Größeres nicht, als etwa ein wenig Ehre und Schmeicheley, die nicht weit reicht, noch lange bestehet, oder vollends in Spott und Verachtung sich wandelt. Fragen wir endlich den, der die Finster-

nisse dieser Welt regieret, ihren Ton angibt, ihre Grundsätze erfindet: was willst du mir geben? Und er breitet ein ganzes Panorama und Diorama von Aussichten vor unseren Augen aus, und spricht: »alles dieß werde ich dir geben, wenn du niederfällst, und mich anbetest,« und folglich Ihn verräthst und auslieferst. Wen? Christum selbst, in so fern er durch den lebendigen Glauben in unserer Seele wohnt. Ist es aber auch billig, Ihn, den Unendlichen, und das unschätzbare Gut meines Heiles für so verächtlichen Preis dahin zu geben?

Da protestiren freylich Viele, und betheuern höchlich: wir verkaufen die Gnade Gottes nicht. Indem wir zwar allerdings seine Gebote übertreten, und folglich, wie Theologie und Katechismus lehren, dieser Gnade verlustig werden, so ist doch dieses keineswegs unser Plan und unsre Meinung; sondern wir betrachten sie gleich einer Habschaft, die wir, für eine mäßige Zeit, in Versatz hingeben, des ernstlichen Willens, sie sobald es thunlich und uns bequem seyn wird, wieder einzulösen durch eine aufrichtige Buße! Sie thun es also jenem Mahler gleich, welcher, wie Äneas Sylvius erzählt, die Christusbilder, die er mahlte, den Wirthen, bei denen er die Zeche schuldig geblieben, nur als Unterpfand, aber durchaus nicht anstatt der Abzahlung zurückließ; »denn, so sagte er, es geziemet sich nicht Christum zu verkaufen nach Art des Judas.« Allein, wie schwer ist der Irrthum solcher Christen, die, treulos gegen Gott, für jede lüsterne Begierde, für jeden Schatten kleinlicher Ehre, seine Gnade hinwegwerfen,

und dennoch behaupten, daß sie von Gott nicht abfallen wollen! Sie sind schon abtrünnig, sie sind schon ungläubig, denn »die Wurzel aller Übel ist die Begierlichkeit, die von ihr befangen sind, haben vom Glauben sich verirret,« und irren immer weiter ab, bis zum gänzlichen Unglauben. Wie weit hat sich Judas verirret? So weit, daß an ihm die furchtbaren Worte in Erfüllung gingen: »Seine Tage mögen geringe werden, seine bischöfliche Würde empfange ein Anderer. Er hat den Fluch geliebt, und er wird über ihn kommen, er hat die Segnung von sich gestoßen, und sie wird sich von ihm entfernen. Sein Gebet soll ihm zur Sünde werden!« (Ps. 108.) Zur Sünde ward sein Gebet, zur Verzweiflung entartete seine Buße, weil er zur rechten Zeit den Mahnungen des Herrn nicht gehorchte. Wehe dem Christen, der seinen Begierden alles opfert, und zugleich auf die Barmherzigkeit Gottes sich verläßt, und auf dereinstige Buße: sein Gebet wird zur Sünde werden; sein Gebet, in so dreister Verstocktheit verrichtet, ist schon eine Sünde, weil er die Mahnungen Christi nicht hört, weil er den Geist auslöscht, der in seinem Herzen redet. —

»Suchet zuerst das Reich Gottes, und seine Gerechtigkeit und das Übrige alles wird euch dazu gegeben werden.« Sind dieß etwa leere Worte? Verspricht uns nur die Welt etwas, und fordert, ohne Wort zu halten, für nichtige Dinge ungeheure Opfer: und für die

kleinen Opfer, die Gott von uns fordert verheißet er uns nichts? Herr, was willst du mir geben, wenn ich diese Leidenschaft, diese Ungerechtigkeit, diesen Eigensinn dir überliefere? Die Antwort Christi ist: »hundertfachen Lohn auf dieser Erde, und dazu das ewige Leben.« Herr, was willst du mir geben, wenn ich deine Gerechtigkeit suche, und lieber alles aufopfere, als etwas Ungerechtes thue, oder ungerechtes Gut behalte? »Meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn gibt, sondern einen Frieden, der allen Begriff übersteiget!«

Diese Lehren, diese Worte, und fast immer nur diese, führte ein Ordensmann im Munde, der am Hofe des Königs Ferdinand von Spanien, in jeder Predigt, ohne Rücksicht auf Stand und Hoheit, die Ausgelassenheit der Christen züchtigte. Da bot sich einigen der Großen jenes Hofes, die, eine solche Schärfe nicht vertragend, lange auf Mittel gesonnen hatten, den lästigen Redner zu entfernen, eine günstige Gelegenheit dar. Sie gingen zum Könige, priesen den Prediger als einen Mann von ausgezeichneten Verdiensten, und bemerkten, wie Niemand als er, würdiger wäre, eine Prälatur zu empfangen, die eben erledigt war. Der König lächelte, und sprach: ich weiß das wohl, doch zweifle ich sehr, ob er sie annehmen werde. Sogleich bot einer von ihnen sich an, den frommen Mann dazu zu bewegen. Sein Anerbieten ward genehmigt, ohne Verzug begab er sich zu dem verhaßten Wahrheitsredner, mit vielen schmeichelhaften Worten ihm eröffnend, welch eine herrliche Gelegenheit sich nunmehr

ihm darböte, für die Ehre Gottes, für das Heil des Nächsten, für den Flor der heiligen Kirche noch grö-ßere Dinge zu leisten, als er bisher schon gethan. Der Religiöse, die Hauptabsicht merkend, begegnete diesen Vorspieglungen mit dem bescheidenen Bekenntnisse, daß er für eine solche Würde nicht geeignet, einer so großen Bürde nicht gewachsen wäre, allein der Edelmann drang so angelegentlich an ihn, daß er es für nöthig hielt, der List mit List zu begegnen. Ich würde mich endlich, sagte er, dem Willen meines Königs fügen, wenn ich nicht Anstand nehmen müßte, das ruhige Leben, das ich bisher geführt, mit so großer Sorge und Beschwerde zu vertauschen, zumal da jene Prälatur so sehr verschuldet ist. O was dieß betrifft, rief der Edelmann erfreut, macht Euch darum keine Sorgen; ehe die Sonne untergeht, sende ich Euch 4000 Zechinen. In der That, ehe die Sonne untergegangen, war diese Summe schon in seinem Zimmer; es waren aber auch schon eine Menge armer Handwerksleute da, welchen der Edelmann verschuldet war, derer Thränen oft schon sein Herz gerührt, und welche er an demselben Tage aufgesucht, und zu sich bestellt hatte; diese bezahlte er, nach Verhältniß ihrer Forderungen im Namen des Schuldners, und entließ sie voll des Trostes, und voll der Dankbarkeit gegen den letztern, der, ihrer Meinung nach, sich endlich ihrer erbarmt hatte. Am nächsten Morgen, da er im Vorsaale des Königs erschien, eilten ihm alle seine Widersacher mit Ehrenbezeugungen entgegen, und wünschten

ihm, mit dießmal aufrichtiger Freude, zu der neuen Würde Glück; er aber zog den Edelmann in ein Nebenzimmer, nahm die Conten und Quittungen der Handwerksleute hervor, überreichte sie ihm, und sprach: hier sind Eure 4000 Zechinen; ich aber bleibe, wer ich bisher gewesen. Und er blieb, was er gewesen, und predigte, nach wie vor, fleißig wieder die nämlichen Worte. Welche dann? Jene mächtigen, schlagenden, alles üllerwiegenden Worte des Herrn, die mit goldener Schrift aufzuzeichnen wären über jedes Haus, jedes Zimmer, jeden Rechnungstisch; Worte, die wir vielleicht allzu oft gehört haben, und doch nicht oft genug hören können: »Was hilft es dem Menschen, so er die ganze Welt gewinnt, und leidet Schaden an seiner Seele?«

Wenn wir auf ungerechten Wegen wirklich unsre schiefen Zwecke erreicht haben; wenn die Welt auch Alles uns gegeben hat, was sie zu geben vermag; wenn der Ungerechte auf Kosten Andrer sich bereichert, der Üppige, ohne Rücksicht auf das Unheil, das er anrichtet, einige Jahre verschwelgt, der Ehrsüchtige einige Luftzüge irdischer Glorie eingehaucht hat, was hilft es ihm, sobald die flüchtigen Wellen dieses Lebens vorübergerauscht sind, und nun der Augenblick kommt, in welchem die Zeit in die Ewigkeit sich umschwingt? Was möchtest du nun geben Iscarioth, daß du jene dreyßig Silberlinge nicht angenommen, daß du deinen Erlöser nicht verrathen hättest? Was möchtest du geben Pilatus, daß du ihn den Juden nicht überlassen

hättest? Was möchtest du geben, Julianus, daß du den Galiläer nicht verachtet hättest? Ach was sollten, was möchten wir wohl geben, daß wir allezeit ihm treu geblieben wären, daß wir nun und immer ihm angehören möchten, und er uns?

Sieh', o Herr, auf meine Reue;
Weh mir, daß ich dich verlassen!
Wieder nimm mich an auf's Neue,
Und ich will mit steter Treue
Dich, o einzig Gut umfassen!

Gänzlich will ich dir mich schenken,
Dir gefällt nur diese Gabe;
All' mein Sinnen, all mein Denken
Woll' in deiner Gnade lenken,
Dir gehorsam bis zum Grabe.

Drittes Wort.

»Wen immer ich küssen werde, dieser ist's: haltet ihn, und führt ihn behutsam.«
(Worte des Iscarioth; Matth. 26. 48, Marc. 14, 44.)

Einmal noch, und zum letzten Male, hatte Judas seinem göttlichen Meister gehorcht, als dieser zu ihm die zerschmetternden Worte gesprochen: »Was du thust, das thue bald.« »Da ging Judas hinaus, und es war Nacht.« (Joh. 13.) Wer vermag dieß ohne Schauder zu lesen? »Da ging Judas hinaus, und es war Nacht.« Er ging hinaus vom Lichte, und ging hinaus in die Nacht; Nacht war in seinem Herzen, und Nacht um ihn her, und wie dieß die Zeit ist, da Tiger und Löwen gähnend sich strecken, und zum Raube hervorgehen aus ihren Höhlen, so begab sich auch Judas zu Caiphas, an die günstige Zeit ihn mahnend, auf den Auszug der Cohorte dringend, zum Führer sich anbietend. Denn nicht vergeblich hat der Meister ihm geboten: was du thust, das thue bald. Schon rüsten sich die Knechte des Caiphas, Waffen und Leuchten werden ausgetheilt, die Tapfersten und Vorsichtigsten an ihre Posten beordert, schon ist die Kriegswache des Pilatus aufgebrochen, und rückt in geschlossenen Reihen heran, schon stehet Judas an der Spitze der seltsamen Rotte,

und so schreiten sie zu einer der Stadtpforten heraus, als handelte sich's um einen gefahrvollen, nächtlichen Kriegszug; sie setzen durch die Furth des Baches Cedron, sie klimmen die Anhöhe des Ölbergs hinan, und, vom Waffengeklirr aufgeschreckt, erwachen die acht Jünger, die dort zurück geblieben, und eilen angstvoll zum Meister hinauf. Er aber hat bereits von seinem Gebete sich erhoben, und die übrigen Jünger aus dem trüben, dumpfen Schlummer geweckt. »Die Stunde kommt, sprach er zu ihnen, nahe schon ist, der mich verrathen wird.« Und da er noch sprach, siehe, da kam Judas mit der Cohorte und Fackeln und Waffen, vor kurzem noch ein Gefährte Christi, ein Jünger der Wahrheit, jetzt ein Meister des Betrugs, ein tückischer Bösewicht, ein vollendeter Heuchler. »Denn der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben: wen immer ich küssen werde, dieser ist's; haltet ihn, und führt ihn behutsam!« — Warum so behutsam, o Judas, wozu diese Vorsicht? Weil ich ihn kenne, wie mächtig er sey; weil mir wohl bewußt ist, wie oft er die geheimsten Pläne errathen, wie oft er die Nachstellungen seiner Feinde vereitelt hat, und wie er, da sie ihn steinigen, oder von einem Felsen herabstürzen wollten, mitten durch sie hindurch gegangen ist, ohne daß sie es zu hindern vermochten. Darum haltet ihn fest, und führt ihn behutsam, damit euch nicht die Beute entgehe, und mir der Lohn. Es liegt jedoch in seinen Worten noch eine tiefere Deutung. Denn nicht so ganz zufällig und vorübergehend ist die seltsame Befehlshaberey, die Judas

am Ölberge über Pharisäer, heidnische Römer und Barbaren führte; nicht umsonst anstatt »den ich küssen werde,« sprach er: »wen immer ich küssen werde;« — was in so allgemeinen Ausdrücken aus dem Abgrunde seines tückischen Herzens emporstieg, ist ein Orakelspruch, in sich fassend und hüllend alle Maximen jenes Lügengeistes, der, als Fürst dieser Welt, alle Pharisäer und Barbaren befehligt, es mögen die ersteren nun von jüdischem oder deistischem Zuschnitte seyn, es mögen die letztern zur rohen oder zur gebildeten Barbarey sich zählen. Diejenigen, die er bereits förmlich in seine Dienste genommen, führt er als seine Helfershelfer hinaus in die Nacht, um seine Beute zu fangen; er rüstet sie mit den Waffen seines blinden Schreckens (denn er allein ist, was auch immer die modernen Flugblätter einwenden, der eigentliche Terrorist); er versieht sie mit den Fackeln und Windlichtern seiner freyen (d. i. frechen) Ansichten, und mit den Banden und Stricken seiner gordischen Verwirrungen; und dieß ist der Auftrag, den er ihnen zutheilt: »Wen immer ich küssen werde, dieser ist's; haltet ihn fest, bindet und führet ihn; aber, was die Hauptsache ist, führt ihn behutsam!« —

Vor der Pforte eines großen Pallastes steht ein junger Mann von hohem und majestätischem Wuchse, er ist in Gold und Purpur gekleidet, sein glattes und freundliches Angesicht umflattert, in ungewöhnlicher

Fülle, das zierlichste Haargelocke, und wie Niemand im ganzen Lande ist, der an Pracht und Schönheit ihm zu vergleichen wäre, so überstrahlt er auch Alle durch Rang und Herkunft, denn er ist ein Fürst, ein Königssohn, darum auch, in schimmernder Rüstung, fünfzig Krieger geordnet zu seiner Rechten und Linken stehen. Aber so erhaben auch sein Rang ist, so hat er dennoch bey frühestem Morgen schon sich aufgemacht, um Wache zu halten vor der königlichen Pforte. Und wie nun, theils vom Lande, theils aus den Städten, mancherley Leute sorgenvoll daher kommen, wie sie, ihre Angelegenheiten bedenkend, und auf passende Redensarten sinnend, mit gemessenen Schritten der Pforte sich nähern, auch wohl ihre Sandalen und Obergewande abstäuben, und mit schüchternem Auge die glänzende Königsburg betrachten, da muß ihr Blick alsbald auf den prächtigen Mann mit dem reichen Hauptthaare fallen, und kaum finden sie Zeit, einander zuzuflüstern: »das ist Absalon, Absalon der Schönste in Israel,« oder zu überlegen, wie sie, ohne Verletzung der Ehrfurcht, neben ihn in die Pforte eingehen sollen; denn schon ruft er einen nach dem andern zu sich hin, ja er strecket die Hand nach Jeglichem aus, der ihm nahet, hält ihn, umfanget und küsset ihn mit herablassender Güte. Hat man seit Menschengedenken einen Prinzen von solcher Leutseligkeit und Milde gesehen? Einen Jeden insbesondere befragt er um seine Angelegenheit, und erwiedert sodann: »deine Rede ist gut, deine Sache scheint mir sehr wohl gegründet, aber lei-

der hat der König Niemanden aufgestellt, der deinen Vortrag anhörte!« Ach, seufzen da die Leute ringsumher, welch ein gütiger Herr, und wie einsichtsvoll! Wie geschickt wird er einstmals seyn, oder wie geschickt vielmehr schon jetzt, um Land und Leute zu regieren! Aber auch Absalon seufzt, und läßt seinen Rednerpathos und seine menschenfreundliche Wehmuth noch ferner vernehmen. »Ach, ruft er aus, wer mich doch zum Richter setzte über dieses Land, damit Alle, die eine Klage führen, zu mir kämen; wie gerecht und treu würde ich alsdann entscheiden!« — Auf solche Weise, wie in den Geschichtsbüchern der Könige erzählt wird, handelte Absalon, um die Herzen der Unzufriedenen zu gewinnen, und das ganze Volk unter sein Joch zu bringen, und er würde es, wie vieles andere Böse, ausgeführt haben, hätten nicht endlich seine Locken die letzte, ihm selbst verderbliche Verwicklung zu Stande gebracht. Waren es aber hauptsächlich diese glänzenden Locken, die, sein Angesicht so zierlich umwallend, alle jene Einfältigen ihm fangen halfen, welche, von der äußern Anmuth geblendet, keinen Blick in das Innere und Tiefe zu senden wissen, so steht für derley Leute noch immer ein Absalon da: der Geist dieser Welt, der mit der alternden Welt doch nicht alt wird, sondern allzeit jung, geschmackvoll, lieblich und anmuthig auftritt, und, soviel an ihm ist, durch die glänzendsten Attribute sich hervorthut. Und wiewohl er von dem Herrn, den alle guten Geister loben, nur ein Fürst dieser Welt genannt wird, so begehrt er doch

ein König zu seyn über alle Kinder der Hoffart (Job. 41.), und darum hat er, in dieser seiner Hoheit und Hohlheit, trotz eines Absalon, eine schimmernde Leibwache um sich versammelt, welcher er zum Hauptmanne den Hochmuth, zum Wachtmeister den Geitz, zum Fahnenjunker den Geist der Wollust vorgesetzt; die Trommel rühren die Geister der kühnen, kecken, freysinnigen Journalistik; unter den Gemeinen, die ihm ungemeine Dienste leisten, glänzen der Grimm, der Neidhardt, der Aberwitz, der Fürwitz, der Flachsinn, der Stumpfsinn, der Trotz, der Hohn, der Übermuth, der Modewitz, der Schimpfgeist, der Groll, der Eigensinn, der Wahn, der Mißmuth, der Tolldreist, der Dünkel, der Aberglaube, der Naseweis, der Unverstand, und wie sie sonst alle heißen, doch meistens in vielfarbigem, mitunter alterthümlichem, auch volksthümlichem Costüme vermäntelt. So geschützt und gedeckt steht er vor der Pforte jenes oft renovirten Pallastes, welcher von den Schüchternen im Lande »diese irdische Welt,« von den Lebenslustigen aber die große Welt, wohl auch die feine Welt und die schöne Welt genannt wird, und durch zierliche Basreliefs, gemahlte Fensterscheiben, und reinlichen Ölfirniß allen Forderungen der ordinären Baukunst Genüge leistet, innen aber, hinter den Blindfenstern, viel unheimliche Irrgänge, düstere Wendeltreppen und arge Verwirrung in sich schließt.

Wie nun, täglich und stündlich, vom Lande und von den Dörfern vielerley Leute herbeykommen, zumal die Jungen und die Kleinen, die Unwissenden und die Befangenen, und

die allerhand läppische Wünsche und Begierden hegen, und bey der schönen, großen Welt, die da vor ihren Augen sich ausbreitet, auch ihren Theil zu suchen haben, so ermangelt der Fürst der Welt nicht, mit der ganzen, ihm eigenen, unseligen Holdseligkeit sie heran zu locken; er spinnt mit ihnen ein Gespräch an, er verwickelt sie in's Rechten und Richten, in's Kritteln und Räsonniren, er lobt ihre feinen und klugen Vorsätze, er schmält und grollt mit ihnen über die Ungerechtigkeit jenes großen Gebieters, der das Weltall so unregelmäßig erschaffen, daß es zur Unzeit regnet und hagelt, und der den Weltgang in solcher Verwirrung gelassen, »daß Einer Alles besitzte, der Andere nichts,« »daß der Edle und Geistreiche darben muß, während der Dumme und Rohe in Genuß und Ehre schwelget;« er strecket auch seine Hand nach ihnen aus, um sie zu umarmen, zu küssen, und an seine herzlose Brust zu drücken, doch bevor er dieß thut, wendet er sich zu seinen Trabanten, und gebeut ihnen: »Den ich küssen werde, dieser ist's; haltet ihn, und führt ihn behutsam!« An wem ich jene Gaben bemerke, die in meinem Reiche, das von dieser Welt ist, Bewunderung finden, wer um meine Gunst sich bewirbt, und wen ich mit meiner Gewogenheit auszeichne, dieser ist's, den ich mir erkiesen habe. Seht ihr jene Evatochter dort, die, mit flüchtiger Schönheit prunkend, gleich einer Dido ihr Haargeflechte windet, und daherschwebt auf Wolken des Weihrauchs, der ihr reichlich gestreut wird? Sie ist eine Halbgöttinn, und wird angebetet; eben diese ist's. Seht ihr den Jüngling, der so stolz seinen Nacken

trägt, und in keiner Kenntniß gründlichere Fortschritte gemacht hat, als in jener seiner glänzenden Vorzüge? Er ist ein neuer Antinous, die schöne Welt ist ihm hold; dieser ist's. Seht ihr jenen sichtbaren schönen Geist, der mit buntem Witzgefieder die Pfeile der Frechheit und des Unglaubens beflügelt? Er ist der Mann des herrschenden Geschmacks, seine Werkchen werden bewundert und gelesen, gedruckt und nachgedruckt, auch dieser ist's. Aber es gibt derer noch unzählige Andere, in der Nähe und Ferne, die ich haben will, sie seyen nun häßlich oder schön, fein oder plump, gemein oder edel; ist zwar keiner von Allen berufen, so habe ich doch Viele mir auserwählt, gehet also hinaus an die Wege, Zäune und Straßen, rufet auch die Lahmen, die Kranken, die Blinden, und zwinget sie hereinzukommen, damit mein Haus recht voll werde; je voller, desto toller; haltet sie fest, und führt sie behutsam.

Haltet sie fest, aber womit? Führt sie behutsam, aber wohin? Über beyde diese Fragen kann ein altberühmter Historiker Auskunft vermitteln. Denn zur Zeit, da der biedere Feldherr Camillus die Stadt der Falisker in Tuscia belagert hielt, lebte daselbst, wie Titus Livius berichtet, ein Ludimagister, das ist ein Mann von populärer Gelehrsamkeit, ein Pädagoge und gemüthlicher Kinderfreund, der einer so allgemeinen Achtung genoß, daß die vornehmsten Bürger ihm ihre Kinder zur Erziehung anvertrauten. Mit dem Turnwesen schon bekannt, pflegte er die Kleinen täglich vor die Stadt hinaus zu führen,

um sie im Freyen mit mancherley Spielen und gymnastischen Übungen zu belustigen. Diesen, an sich lobwürdigen Brauch wollte er, aus freylich unlöblichen Gründen, auch nun, in so kriegerischer Zeit, nicht unterlassen; er wanderte mit seinen Zöglingen, wie sonst, bald kürzere, bald fernere Strecken, außer den Stadtmauern hinaus, bis es ihm einstmals gelang, durch mancherley Scherze und Spiele sie weiter als jemals zu locken, und auf betrüglichen Umwegen mitten in die feindlichen Stationen, und bis in das Centrum des römischen Lagers zu führen. Dort trat er, eines reichlichen Lohnes gewiß, dreist vor Camillus hin und sprach: hier überliefere ich die Falisker in die Hände der Römer, denn die Väter dieser Knaben sind die Oberhäupter der Falisker. Der elende Verräther hatte sich zwar gänzlich verrechnet, denn Camillus, von solcher Tücke empört, strafte ihn mit zürnenden Worten, ließ ihm die Hände hinter den Rücken binden, und gab den Knaben scharfe Geißeln und Ruthen, womit sie den bösartigen Lehrmeister in die belagerte Stadt zurück peitschen mußten. Allein jener arglistige Gewaffnete, welcher der Fürst dieser Welt genannt wird, weiß von solcher Großmuth nichts: vielmehr hat er seine Emissärs und Lehrmeister überall, um die Kleinen, die Kindischen, die Unbehutsamen, die Leichtfertigen durch falsche Grundsätze und falsche Weisheit, aus der allzeit belagerten, doch wohl befestigten Stadt Sion, aus der Kirche Gottes heraus zu locken, und auf betrüglichen Umwegen, behutsam, mitten in seine Finsternisse hinein zu führen.

Und diese falschen Lehren, diese verkehrten Grundsätze des berüchtigten Meisters, worin bestehen sie? Sie sind zwar, wie man sie predigen hört, in allen Winkeln und Ecken, überaus mannigfaltig, denn einfach ist die Wahrheit und vielfältig die Lüge; wenn man sich aber die Mühe nimmt, sie zu sammeln und systematisch zu ordnen, so findet man, daß sie einen ganzen Decalog vorstellen, denn auch Lucifer hat seine zehn Gebote. Wie lautet etwa seine erstes Gebot? »Du sollst keine fremden Götter haben;« du selber sollst dir dein eigener Gott seyn, gleichwie du dir selber der Nächste bist. Du sollst nichts anderes glauben, als was du mit deinen eigenen Augen siehest, und mit deiner Vernunft begreifst; diese ist das göttliche Princip in dir, und der Eine Gott, an den du vorzüglich glauben mußt. Du sollst auch dich selber lieben von ganzem Herzen und aus allen deinen Kräften, doch aber behutsam und mit gehöriger Vorsicht, damit du einen Anstrich von Güte und Menschlichkeit beybehaltest, denn dieß gereicht dir zur Ehre.

Das zweyte Gebot lautet in gleicher Consequenz: »Du sollst den Namen Gottes nicht eitel anrufen,« denn dieses ziemt sich für keinen gebildeten Menschen; wenn es ein höchstes Wesen gibt, so magst du es verehren, doch sollst du dem Namenlosen keinen Namen geben. Was dir übrigens vom Christenthume noch erinnerlich ist, dasselbige kannst du zu Kraftausdrücken, Unmuthsergießungen und Fluchworten verbrauchen, denn dergleichen Redensarten gewähren dir Erleichterung, und helfen

oft zum Zwecke. Bey solchen Anlässen kannst du sogar den Teufel anrufen, sofern du ihn dennoch läugnest; alles jedoch behuthsam, damit dir der Ärger nicht schade; und damit du es in Situationen nicht verdirbst, wo du eine feine Bildung an den Tag legen willst.

Drittes Gebot: Du sollst, so viel an dir ist, alle Tage der Woche Sabbath halten, und keinen Tag ohne Lebensgenuß vorüber schwinden lassen, denn du lebst nur Einmal; immer jedoch mit der nöthigen Vorsicht, daß du kein erhebliches Geschäft versäumest.

Viertes Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren so lange und sofern du von ihnen eine Erbschaft zu erwarten hast. Deinen Vorgesetzten erweise äußerlich Respect, mit aller Vorsicht, um deines Fortkommens willen; die Priester aber beschimpfe, wo und wie du willst, ohne aller Vorsicht, und zeige aller Welt, daß die Kirche dir nichts zu befehlen habe.

Fünftes Gebot: Du sollst nicht tödten, sondern vielmehr deiner Gesundheit pflegen, als des höchsten aller Güter; darum sollst du die Faste, das Gebet, das Nachdenken, und alle solche Dinge meiden, die ihr Nachtheil drohen. Wenn es dir aber in den Bedrängnissen deines Schicksals vorkommt, als sey es nicht länger zu ertragen, so steht es dir frey, den gordischen Knoten zu zerhauen, denn du bist Herr über dein Leben, und ein solcher Entschluß ist heroisch.

Sechstes Gebot: Du sollst die Triebe, welche die Natur oder das höchste Wesen in dich gelegt hat,

befriedigen, doch mit doppelter Behutsamkeit, wie deine Gesundheit, deine Ehre, und der Hausfriede sie fordern.

Siebentes Gebot: Du sollst keineswegs stehlen, sondern lediglich auf deinen Nutzen sehen, und der Gelegenheit dich weislich bedienen, doch mit aller der Vorsicht, die dabey erforderlich ist, damit du ein ehrlicher Mann bleibst.

Achtes Gebot: Du sollst kein falsches Zeugniß geben gegen deinen Nächsten, es sey dann hinter seinem Rücken.

Neuntes und zehntes Gebot: Du sollst die Begierden deines Herzens wohl berathen und erwägen, sie oft erwecken, und Tag und Nacht dich damit beschäftigen; und was deines Nächsten Haus und Hof betrifft, so schwebe in deinen Speculationen der Grundsatz dir vor Augen: daß nicht leicht Jemand reich werden kann, sofern nicht ein Anderer verarmet.

Meister, sprach einst ein Jüngling zum Herrn: was Gutes soll ich thun, damit ich das ewige Leben erlange? Und der Herr erwiederte: Willst du ins Leben eingehen, so halte die Gebote. So könnte man im Gegensatze den Meister der Lügen fragen: was soll ich Böses thun, damit ich das ewige Leben verliere? Und wenn er die Wahrheit bekennne wollte, so müßte er antworten: Willst du in die Hölle eingehen, so halte meine Gebote. Aber die Wahrheit ist außer seinem Bereiche, darum hüllet er die grelle Bosheit in schöne Floskeln, in täuschende Phrasen. »Seine Reden sind

geschmeidiger als das Öl, und dennoch sind es tödtliche Geschoße.« (Ps. 54.) Was kann süßer seyn, als jener wohl appretirte Wortkram von Freundschaft, Liebe, Wonne, Entzücken, heiterer Geselligkeit, Lebensgenuß, Liberalität, Wahrheit, Klarheit — als alle jene zarten und blumigen Schilderungen, Geistesschwünge und Schwalbenflüge in Liedern und Novellen, sammt all dem Zauber der, auf sinnliche Ergetzung herabgewürdigten schönen Künste, und dem Schimmer und Flimmer des äußerlichen Erscheinens; — und wie vielfach sind mit allen diesen Gaukeleyen die Stricke bedeckt, die den Leichtsinnigen umschlingen; jene »Stricke des Satans, von welchem sie gefangen gehalten werden nach seiner Willkühr!« (2. Tim. 2.)

Ein Weltmann, der in der Handhabung solcher Maximen als keinen Stümper sich zeigte, groß zwar nicht an Tugend, aber groß an Grausamkeit und Selbstsucht, und darum Herodes der Große, gab dem Jüngling Aristobulus, dem Bruder seiner Gemahlinn Mariamne und letztem Fürsten aus dem Stamme der Makkabäer ein glänzendes Gastmal, bey welchem er ihn mit aller erdenklichen Auszeichnung und Zärtlichkeit überhäufte. Nach Tische führte er die ganze Gesellschaft in seine Gärten hinab, und zeigte sich bereit, seinem Schwager zu Ehren, auch an den jugendlichen Spielen Theil zu nehmen. Bald aber, von der Hitze des Tages ermattet, begab man sich zu den großen Teichen, um frischere Luft zu athmen, und den jungen Leuten zuzusehen, die hier sich mit Schwimmen unter-

hielten. Herodes munterte den jungen Fürsten auf, auch hier seine Kunst zu zeigen, und Aristobulus ging in die Falle. Denn einige von den Höflingen, schon mit ihrem Auftrage bekannt, schwammen mit dem Jünglinge um die Wette, ließen, wie zum Scherze, sich an, als wollten sie ihn unter das Wasser hinabdrängen, trieben aber den Scherz mit allem Ernste, und hielten ihn so lange unter der Wasserfläche fest, bis er rettungslos erstickt war. So starb Aristobulus, ein Opfer der Herrschsucht, im achtzehnten Jahre seines Alters. So stirbt manch ein jugendlicher Greis und manch ein alter Knabe, und wird, wie im frechen Scherze, so lange unter die Fluthen der Leidenschaften hinabgetaucht, bis er verloren ist. Denn der lieblose Tyrann aller der Bethörten, die in seine Falle gehen, hat seinen Helfershelfern, den bösen Gesellschaftern, den Auftrag gegeben: wen immer ich küssen werde, wem ich so schmeichelhaft und holdselig begegne, wie Herodes dem Aristobulus, dieser ist's: haltet mit eueren gesellschaftlichen Banden ihn fest, und führet ihn, aber behutsam, damit er nicht etwa zu früh erwache, seine Gefahr erkenne, und zu beten anfange; damit er vielmehr die ganze Quintessenz der falschen Weisheit in sich sauge, bis er gelernt hat, seiner Leidenschaft Alles, was ihr entgegen ist, aufzuopfern, Gewissen, Religion und Gott. Will er zuweilen doch fromm erscheinen, will er etwa an einem heißen Sommertage, in eine kühle Kirchenhalle gehen, will er vollends sein Herz erheben und beten? Lasset ihn beten, aber behutsam, mit der erfor-

derlichen Zerstreuung. Will oder, muß er, bey irgend einem Anlasse, sogar zur Beichte sich verfügen? lasset ihn gehen, aber behutsam, damit er seine größten Übel verschweige. Will es mit ihm den Anschein nehmen, als möchte eine ernsthafte Laune ihn anwandeln, als wollten Gewissenszweifel ihn schwankend machen? Wendet alle Vorsicht an, scherzt mit ihm, spielt mit ihm, schwimmt mit ihm in den trüben Gewässern herum, und haltet ihn fest, bis zur Zeit, da es keiner solchen Aufsicht mehr bedarf, da sein geistiges Leben in der Fluth schon untergegangen, und jeder Funke davon erloschen ist!

»Den ich küssen werde, dieser ist's, haltet ihn und führt ihn mit Vorsicht.« Dieß ist die schauerliche Maxime des Lügners von Anfang her. Diese Maxime befolgte Kain, da er mit süßen Worten seinen Bruder hinauslockte, um ihn zu morden. Ihr folgte Absalon, da er seinen Bruder Amnon einlud zum festlichen Male, um ihn dort seiner Rache zu opfern. Ihr folgte der tückische Joab, da er den Feldherrn Amasa umarmte und küßte, um in diesem Augenblicke mit seinem Schwerte ihn zu durchbohren. Dieß, sagt Chrysostomus, ist aller Schmeichler Beginnen, zuerst nur Süßigkeit zu reichen, und dann erst das Bittere und Herbe. Wer hat diese Maxime satanischer ausgeführt, als Judas? Doch jener, der nicht betrogen werden kann, begegnete ihm mit milden Worten: Freund, wozu

bist du gekommen? Verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kusse?

»Besser die Wunden von dem liebenden Freunde, als die betrüglichen Küsse des Feindes.« (Sprichw. 27.) Besser die aufrichtigen, mahnenden, strafenden Worte des Freundes, wenn sie auch unser Herz verwunden, als die süßen Schmeicheleyen des Betrügers. Und wo ist je ein Betrüger, der kein Schmeichler wäre? wo ein Schmeichler, der kein Betrüger wäre? Einer nur, und Einer über Alle, ist unser wahrhafter Freund, der uns zwar verwundet, doch nur um uns zu heilen, der uns strafet, um uns zu beleben, der uns nicht verschonet, um ewig uns zu beseligen. Nach seinem Kusse verlanget die menschliche Seele; denn also beginnet das hohe Lied: »Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes.« Seine Ankunft auf Erden war dieser heilige Friedenskuß; denn so redet davon der Psalm: »Die Gerechtigkeit und der Friede haben sich geküsset.« Wiederum in dem Mysterium seiner göttlichen Liebe, in der Communion, reicht er der Seele den Friedenskuß, um sie festzuhalten in seiner Einigung, um sie zu lenken und zu führen. »Du hast, o Herr, meine rechte Hand gehalten, und in deinem heiligen Willen hast du mich geführt.« Wohin? »Und in deine Glorie hast du mich aufgenommen.« (Ps. 72.) Wie halten, hinwiederum, wir an ihn uns fest? — im Glauben, in der Hoffnung. »Lasset das Bekenntniß unserer Hoffnung uns festhalten unabänderlich.« (Hebr. 10.) Wie lassen wir von ihm uns führen? — durch große Behutsamkeit. »Sehet

wohl zu, wie ihr behutsam wandelt, nicht wie Thörichte, sondern wie Weise, die Zeit erkaufend, denn die Tage sind böse; seyd daher nicht unverständig, sondern einsichtsvoll; erkennend, was der Wille Gottes sey, Dank sagend dem Vater für Alles — also auch für das Bittere und Herbe — im Namen Jesu!« (Ephes. 5.)

Uns rufet Jesus mit dem Friedenskusse,
In seiner Gnade will er fest uns halten,
Will führen uns bis zum glücksel'gen Schlusse
Durch seiner Vorsicht liebevolles Walten.

Doch seine Freundschaft scheint uns nicht begehrlich,
Sein Wort zu ernst, und sein Gebot zu strenge,
Das Ziel zu hoch, die Steige zu beschwerlich,
Zu unbequem, zu dornig und zu enge.

Der Weltgeist lehrt, was Jeder gern mag fassen,
Ob auch verkehrt, verderblich oder schändlich,
Wills nur der Leidenschaft und Neigung passen —
Der Narren Zahl nennt Salomon — unendlich.

Viertes Wort.

»Sehet, nun habt ihr die Lästerung gehört: was scheinet euch?«
(Worte des Caiphas; Matth. 26, 65.)

In dunkler Nacht wird an der Pforte eines Palastes geklopft, es gilt dem Hohenpriester Caiphas. Schlummert er schon? oder wird man ihn wecken dürfen aus dem Schlafe? Nein, er wachet, lauernd wie der Löwe in seiner Höhle; schon sitzt er auf dem richterlichen Stuhle, um ihn her im Halbkreis die Priester, die Schriftgelehrten, die Fürsten und Ältesten des Volkes, erwartend die Knechte und die Abgeordneten, die nun herein treten mit ihrer Beute. Da steht der Herr der Wahrheit vor dem Thron der Lüge, der Gottmensch vor dem Unmenschen, der Stifter des neuen Bundes vor dem letzten Oberhaupt des alten, der gute Hirte vor dem Vorbilde aller Wölfe. »O Hirte und Abgott, welcher die Herde verläßt, das Schwert dräuet deinem Arm, deinem rechten Auge; dein Arm wird verdorren, dein Auge wird verfinstert werden!« (Zachar. 11.) O ruchloser Hirte Caiphas, der du nur dich selber weidest! o Abgott deiner selbst, in geheuchelter Frömmigkeit prunkend! schon drohet dir das Schwert der Gerechtigkeit, verdorren und schwinden wird der Arm

deiner priesterlichen Gewalt, zur Finsterniß des gänzlichen Unglaubens wird dein Aug' erblinden. Denn als nach mancher falschen Anklage, und nach mancher entsetzlichen Mißhandlung, endlich er selber aufsteht und die große Frage ausspricht: »Ich beschwöre dich bey dem lebendigen Gott, ob du Christus bist, der Sohn des gebenedeyten Gottes?« und als der Herr, auf so gesetzliche und feyerliche Weise gefragt, gleich feyerlich antwortet: »Ich bin es,« da zerreißt der Heuchler sein Gewand, da ruft er: »Er hat gelästert, sehet, nun habt ihr die Lästerung gehört: was scheint euch?« Er stellt sich an, als hätte ihn, wegen der beleidigten Ehre Gottes, ein namenloser Schmerz ergriffen, er verbirgt seine ruchlose Freude hinter einer Schauspielergebärde, und indem er sein Gewand zerreißt, was den Hohenpriestern, nach den Gesetzen des alten Bundes, niemals, und bey keiner Gelegenheit zu thun erlaubt war, bezeugt er, wider seinen Willen, durch eine neue Prophezeyung, daß von nun an die Synagoge und ihr Priesterthum ihr Ende erreicht habe, wie dieß auch der Vorhang des Tempels andeutete, der beym Tode Christi in zwey Stücke zerriß. So richtete und vernichtete Caiphas sich selbst, indem er die Gottheit Christi läugnete; was thut dann ein Christ, der diese Gottheit läugnet? Auch er zerreißt sein priesterlich Gewand, sein Taufgewand, indem er den Bund mit Jesu aufhebt, auch er vernichtet seine eigene Würde. Und was für Gründe hat ein solcher Christ, da er die Gottheit Jesu läugnet? Heuchlerisch erklärt er sich, wie Caiphas,

für die Ehre Gottes, indem er den Glauben an einen Menschgewordenen, demüthigen, gekreuzigten Gott als eine Sünde gegen die Unendlichkeit Gottes, gegen die Vernunft und die Wahrheit erklärt. Und aus welchem Grunde? aus der Tiefe der Erwägung, oder aus der Oberflächlichkeit des seichten Dafürhaltens? »Er hat gelästert, ruft Caiphas, was meint ihr, was scheint euch?« — »Was scheint euch von Christo? fragte einst Christus selbst, wessen Sohn ist er?« —

Drey Arten von Beleuchtung und Erleuchtung gibt es in den Finsternissen der irdischen Welt: Mondlicht, Lampenlicht, Sonnenlicht. So gibt es auch drey Arten von Erkenntniß, oder von geistiger Helle: Meinen, Begreifen und Glauben. Dem Mondenlicht vergleichbar, ist das Meinen und Scheinen, denn es ist, gleich jenem, schwankend, und läßt, bey seinen großen Schatten und unsicheren Begränzungen, keinen Gegenstand scharf erkennen, auch sind die Meinungen, von Stimmung, Leidenschaft und Laune abhängig, wie der Mondschein veränderlich, weßhalb auch »der Thor gleich dem Monde verändert wird.« Dem chemischen, aus irdischen Kräften erzeugten, Lampen- oder Kerzenlicht, darf, in seiner schärferen Bestimmtheit, das Licht der irdischen Vernunft verglichen werden, denn dieses eben ist es, welches, auf den Leuchter gesetzt, das ganze Haus erleuchtet; doch brennt ein solches Licht nicht ohne Ruß und Rauch, und dieß um so gewisser, je mehr

irdische und sinnliche Momente ihm zur Basis dienen, auch ist es nur für nahe Gegenstände klar genug, doch höchst beschränkt und kraftlos für das Ferne und Künftige. Dem Tages- oder Sonnenlichte endlich entspricht das geistige Licht des Verstandes und des Gewissens, mit der Fähigkeit für die übersinnliche Wahrheit, die der Glaube lehrt; dieß ist das Licht, »das alle Menschen erleuchtet, so in diese Welt kommen,« von welchem der Psalm rühmet: »Das Gebot des Herrn ist licht, es erleuchtet die Augen.« Und daher die Worte des Syraciden: »Ein heiliger Mensch bleibt in der Weisheit wie die Sonne; denn der Thor wird gleich dem Monde verändert.« (Eccli. 27.) Ein heiliger Mensch ist jener, der seine Weisheit, d. i. sein Wissen und Gewissen, aus ewigen Erkenntnißquellen schöpft und rein bewahrt; ein Thor, wer in den wichtigsten Verhältnissen seines Daseyns und Zweckes mit Meinungen sich begnügt. Wenn schon unser Wissen und Verstehen so vielfach begränzt ist, wie sollte es des Menschen würdig seyn, sich mit dem bloßen Meinen und Scheinen, also mit offenbaren Täuschungen, behelfen zu wollen? Wie höchst gefahrvoll sind nicht alle unsre Urtheile über die Gegenstände, die auf unser künftiges und ewiges Daseyn sich beziehen, sobald wir mit der elenden Frage uns begnügen: was scheint euch? Wenn Caiphas so fragte, so that er es auf eine sorglich bedachte Weise. Er stand plötzlich auf, und zerriß sein Gewand, um durch diese leidenschaftliche Bewegung die übrigen Glieder des Rathes zu einem

raschen Ausspruch zu bestimmen, darum fragte er auch nicht: was urtheilet ihr? sondern: was scheint euch? Und da Jesus, nach seiner eigenen Erklärung: »Wer nicht mit Mir ist, ist gegen Mich,« auf Erden nur Freunde oder Feinde, nur Anhänger oder Widersacher hat, zwischen welchen Niemand, als völlig gleichgiltig, mitten inne steht, so ist es wohl erlaubt, daß die erstern an die letztern die unbefangene Frage stellen: Was scheint euch? dieser Jesus, den wir anbeten, wird er von euch geradezu als ein Mensch betrachtet, der von allen, die je auf Erden lebten, der bösartigste, verkehrteste und ungerechteste gewesen ist? Und da wird, unter den Widersachern Christi, wohl keiner sich finden, der nicht über diese Frage sich entrüstete. Unter den Heiden wird mancher Herrscher auftreten, der, wie der römische Cäsar Alexander, mit öffentlichen Opfern ihn verehrt hat. Die Arianer und Socinianer, obgleich abenteuerliche Zwittergeister zwischen Christen- und Heidenthum, werden ihn dennoch als den heiligsten unter allen Geschöpfen preisen, der auch die höchsten unter den Engeln übertrifft. Die Mahomedaner nennen ihn einen Propheten und Sohn der Jungfrau. Die Rationalisten selbst, die doch von allem, was Glauben ist, am weitesten entfernt sind, rühmen an ihm den edelsten Menschenfreund, den erhabensten Lehrer, den Vater der Aufklärung, den Weisen von Nazareth, das Ideal der Menschennatur. Ja selbst die ganz objectiven und factischen Feinde Christi, jene liederlichen Christen, die gar nicht nachdenken, sondern nur genießen, werden,

ernstlich befragt, nicht ohne einige Scheu und Ehrfurcht von ihm reden. Doch geht dieses Alles schon zu weit; mehr als hinreichend ist der Satz: daß Jesus keineswegs der lasterhafteste aller Menschen war. Denn was folget aus diesem Satze? Daß er wahrhaft Gott ist, und folglich der einzige wahre Gott, wahrhaft sein Glaube, göttlich sein Gesetz, und unglückselig Alle, die ihm nicht gehorchen.

Allein, »was scheint euch?« könnten da die Widersacher fragen: was für ein höchst unlogischer Schluß? oder vielmehr, was für ein sinnloser Übersprung von einem Extrem zum andern? »Jesus ist nicht der schlechteste aller Menschen, also ist er Gott.« Zwischen der tiefsten Bosheit und der höchsten Güte, gibt es da keine Mittelstufe? — In Christo nicht. Denn, was scheint euch? was hat er wohl hauptsächlich gelehrt, gewollt, worauf hat er vorzugsweise gedrungen, wohin bezogen sich alle seine Reden, seine Werke? Wenn er erhabene Geheimnisse lehrte, wenn er wunderbare Dinge wirkte, wenn er vielfache Beschwerden duldete, welches Ziel hatte er dabey vor Augen? Immer nur dieses: von den Menschen für Gott gehalten, als Gott angebetet zu werden. Niemanden lohnte er mit größerer Auszeichnung, als wer diesen Glauben bekannte, dieß sehen wir an Petrus, als dieser zu ihm gesprochen: »Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.« Niemanden strafte er mit härteren Verweisen, als jenen, der daran zweifelte; dieß sehen wir an Thomas. Jeden, der um dieses Geheimniß ihn befragte, befestigte

er darin, so lernen wir an dem Jünger Nathanael. Auch machten ihm seine Feinde allezeit dieß zum Vorwurf: »Da du ein bloßer Mensch bist, wie machest du dich selbst zu Gott?« (Joh. 10.) Endlich feyerlich von Caiphas gefragt: bist du der Sohn Gottes? antwortete er: ich bin es. Und wie soll man etwa nicht ausrufen mit Caiphas: »was scheint euch? hat er nicht gelästert?« Wo ist je eine Vermessenheit so empörend, so ungeheuer, als diese, sich eine göttliche Würde anzumaßen? Zwar hat es, in der Vorzeit zumal, nicht wenige Menschen gegeben, die solcher Anmaßungen sich erkühnten. Hannon, Fürst von Carthago, richtete Elstern und Krähen ab, daß sie die Worte aussprechen lernten: Hanno ist Gott; dann ließ er sie frey, damit sie in Wäldern und Fluren, in der Nähe und Ferne, seinen Ruhm verkündeten. Alexander der Macedonier, Sapor der Perser, die römischen Cäsaren, Taycosama in Japan, und viele andere Tyrannen, ließen sich göttlich verehren. Doch zählten diese sich bloß bescheidentlich den übrigen Göttern bey, denen sie sich anreihen ließen, und wollten auch nur als Gottheiten einzelner Völker glänzen; Christus allein verwarf alle Götter als Dämonen, oder als Erfindungen des Aberwitzes, er erklärte sich für den einzigen wahren Gott, und setzte diesen Glauben als unverbrüchliche Bedingung des ewigen Lebens. »Einer sprach er, ist euer Meister, Christus. Ihr nennet mich Meister und Herr, und dieses mit Recht, denn ich bin es. Ehe Abraham war, bin ich. Ich und der Vater sind Eins. Wer an

mich nicht glaubt, ist schon gerichtet; denn er glaubt nicht im Namen des eingebornen Sohnes Gottes!« Auch sendete er nicht, wie jener alberne Hanno, abgerichtete Krähen und Elstern aus, die alsbald wieder den Namen Hanno vergaßen, sondern seine vierzehn Apostel, seine zwey und siebenzig Jünger, zu denen er sprach: »Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden; gehet also hin in die ganze Welt, und predigt das Evangelium allen Menschen.« — Wenn nun Jesus nicht wahrhafter Gott war, sondern ein bloßer Mensch, so folgt nothwendig, das Caiphas Recht hatte, daß der, den er verurtheilte, der lügenhafteste Gotteslästerer und Gottesentheiliger gewesen seyn müsse. Nun lassen ja diese Behauptung auch seine Feinde nicht zu? Auch sie erklären sich ja für seine vollkommenste Tugend, seine heiligste Wahrheitsliebe? So bleibt dann die Eine und einzige Folgerung: Christus ist, wie wahrer Mensch, auch wahrer Gott.

Bey alle dem wollen seine Widersacher und Abtrünnigen ihn nicht bekennen? oder, um ihm nicht huldigen und gehorchen zu dürfen, verwickeln sie sich in neue Widersprüche, indem sie ihn zugleich für den Weisesten aller Menschen und für einen (edlen, herrlichen, göttlichen) Schwärmer erklären, oder indem sie mit ängstlich erbärmlicher, trostloser Scheingelehrsamkeit zeigen, wie alle seine Worte und Reden ganz etwas andres bedeuten, als sie ausdrücken? O ihr frostigen Exegeten, o ihr Wortführer der seltsamen gottlosen Gottesgelehrtheit, o ihr modernen Gesetzeslehrer auf dem Stuhle Mosis, nach derer Worten man eben so wenig sich rich-

ten darf, als nach ihren Werken, — »was scheint euch?« Schon Christus selber, hat bey drey verschiedenen Gelegenheiten, seinen Widersachern dieselbe Frage vorgelegt. Und warum bediente er sich in einer solchen gemeinen Frage? Weil er sah und erkannte, daß in die Finsternisse ihres Herzens der Glaube keinen Eingang fand, daß der Menschenverstand in ihrer schiefen und heuchlerischen Seele nicht aufrecht stand, und daß unter dem Oberbefehl eines bösen Willens, nur Meinungen und Täuschungen darin wohnten. So hatte er denn einstmals die Pharisäer gefragt: »Was scheint euch von Christo? wessen Sohn ist er?« Sie antworteten: ein Sohn des David. »Wie nennt ihn also David einen Herrn? Der Herr sprach zu meinem Herrn: setze dich zu meiner Rechten.« (Ps. 109.) Wenn also David ihn seinen Herrn nennt, wie ist er dann Davids Sohn? Und darauf konnte ihm Niemand antworten, auch wagte ihn Niemand mehr zu fragen; denn sie fürchteten sich vor der Übermacht der Wahrheit, sie wußten allerdings, daß der Messias, der ihnen verheißen war, ein Abkömmling Davids seyn werde, nach der menschlichen Natur, aber der Eingeborne Gottes nach seiner ewigen Wesenheit und Würde: »Sein Ausgang ist vom Anfang her, von den Tagen der Ewigkeit.« (Mich. 5.)

Hätten sie ihm nicht dennoch einen Einwurf machen können? Allerdings. In einem der vielen Götzentempel von Japan trat, im Jahre 1614, als eben dort die größte Christenverfolgung begann, ein Bonze auf, um

eine Lob- und Ehrenrede vom japanischen Abgott Xaca zu halten, worin er mit schwülstigem Wortprunk erzählte, wie daß dieser große Xaca den Himmel, die Erde, das Meer, die Luft, die Sonne, die Gestirne gemacht habe. Da trat ein Christ aus der Menge der Zuhörer hervor, und fragte ihn herzhaft: Was meinst du wohl: dieser Xaca, von welchem du so große Dinge rühmst, hat er nicht vor alten Zeiten hier im Lande gelebt, gleich andren Menschen? Allerdings, erwiederte der Bonze, und zwar vor 2500 Jahren, denn so erzählen es unsere Jahrbücher. Was scheint dir aber, fragte ferner der Christ: als Xaca hier auf Erden lebte, war damals die Erde schon? — Freylich! wie hätte er sonst auf Erden leben können! — Oder gab es damals schon einen Himmel, mit Sonne und Gestirnen? — Gewiß, sonst hätte auch die Erde nicht vorhanden seyn können! — Wenn also Alles dieß schon da war, da Xaca lebte, wie kannst du behaupten, Xaca habe dieß Alles erst gemacht? — Der Bonze blieb auf diese letzte Frage die Antwort schuldig, voll des Grimmes ergriff er seinen Sonnenschirm, und warf ihn dem Christen auf den Kopf; das Volk aber ärgerte sich an dem Bonzen, und jagte ihn aus dem Tempel. Aber, was scheint euch, ihr Feinde Christi, von diesem Geschichtchen? Ist der Zweifel, den jener Japaner über den Xaca erhoben, nicht derselbe, denn auch ihr über Jesum erhebt? Als Jesus von Nazareth auf Erden wandelte, da waren, wie natürlich, Erde und Himmel und Gestirne schon da, sie waren längst schon erschaffen, ja die prächtigsten Städte, die mächtigsten Staaten,

die glänzendsten Kunstwerke bestanden schon damals, wie sollen also Himmel und Erde und Menschen von ihm erschaffen worden seyn? — O der seichten Rede! Von dem Menschen Jesus freylich nicht, denn auch der Mensch Jesus, aus der Linie Davids, ist ein Geschöpf, aber der Mensch Jesus ist noch nicht Jesus, sondern das göttliche Wort, durch welches alle Dinge erschaffen worden, und welches einen menschlichen Leib, eine menschliche Seele, in persönlicher Einigung, in sich aufgenommen, ein göttlicher Mensch, ein Menschgewordener Gott: dieser ist Jesus. Und zu welchem Zwecke ein so unendliches Mysterium? Dieß lehrt die zweyte Frage Christi an die Pharisäer: »Was scheint euch? wenn jemand hundert Schafe besitzt, und eines davon hat sich verirret; läßt er nicht die übrigen neun und neunzig auf den Bergen zurück, und geht hin, das verirrte zu suchen? Denn dieß ist nicht der Wille eures Vaters, daß auch nur Einer von diesen Kleinen zu Grunde gehe!« (Matth. 18.) Hier zeuget der gute Hirt den Zweck seiner Menschwerdung: alle Verirrten und auf Abwege Verlorenen aufzusuchen, zu beleben, zur ewigen Liebe zurückzuführen, und durch welches Mittel, durch welche Anstalt? Durch die heilige Kirche. Darum fragte er wiederum die Pharisäer: (Matth. 21.) »Was scheint euch? Ein Mensch, der zwey Söhne hatte, ging zum ersten hin, und sprach: mein Sohn, gehe heute hin, und arbeite in meinem Weingarten. Dieser antwortete: ich will nicht; später aber, von Reue bewegt, ging er dahin. Es begab sich der Vater auch zu

seinem zweyten Sohne, und sprach dasselbe; dieser antwortete: Herr, ich gehe, und ging nicht. Welcher von beyden nun hat den Willen des Vaters gethan?« Sie antworteten: der erste. Da sprach Jesus: »wahrlich sage ich euch, die Publicanen werden euch vorangehen in das Reich Gottes.« Es ist klar, wen diese beyden Söhne andeuten. Der da trotzig erwiderte: ich will nicht, aber, von Reue ergriffen, wieder gehorchte, stellet jene Glückseligen vor, welche durch die Buße wieder zu Jesu zurückkehren; die aber hoch und theuer verheißen: Herr, ich gehe, und dennoch keinen Fuß dazu in Bewegung setzen, sind die Heuchler, welche Gott bloß mit Worten dienen. Es gibt aber noch eine dritte Classe von Menschen, und zwar in gegenwärtigem Stande der Dinge die häufigste: derjenigen nämlich, die da sagen: ich gehe nicht, und auch in der That nicht gehen; die von der Kirche sich abwenden, und in dieser Abwendung verharren. Und was sollte man wohl diesen Beharrlichen zurufen? Seyd ihr eurer Sache so gewiß? hat Jesus seine Liebe, seine Macht an euch verloren? Ist der Absolute und Reale nicht mehr, bloß deßwegen, weil ihr ihn läugnet? Dürfet ihr ihm nimmer gehorchen, bloß deßwegen, weil ihr ihm den Gehorsam abgesagt habt? Was scheint euch? Ist es mit dem Meinen und Scheinen schon abgethan? In übersinnlichen Dingen ist ja selbst das Wissen und Verstehen nur zum Theile uns gegeben, hier bedarf es des höheren Lichts, des Glaubens! — Und sie sagen trocken hin: wir glauben nicht. — Aber auf welch wunderbaren Wegen ist nicht längst Alles

befestigt und bewiesen? — Und sie erwiedern: dieß eben ist der rechte Punct: zeige uns Wunder, dann wollen wir uns herbeylassen und glauben. Nun gibt es zwar der Wunder, so geschehen sind, viele, wo aber ist eines, welches man zeigen könnte? —

Zur Zeit, da der Wütherich Xogunsama die blühende Kirche in Japan verwüstete, ward ein angesehener Mann, welcher das Amt eines Fiscals oder Verwalters des öffentlichen Schatzes führte, aufgefordert, den Glauben an Christum zu verwerfen, und den Götzen auf's Neue zu huldigen. Der wackere Mann erklärte sich bereit, dem Gebote zu gehorchen, doch aber unter dieser Bedingung nur, daß die berühmtesten Lehrer des Landes zu ihm abgeordnet würden, um ihn des Irrthums zu überweisen, und seine Einwürfe zu widerlegen; wofern aber ihnen dieß nicht gelänge, und sie vielmehr des Gegentheils überwiesen würden, so sollte ihm die Freyheit und ungekränkte Ruhe zugesichert bleiben. Xogunsama bewilligte das Ansuchen, und eine große Menge von Bonzen versammelten sich alsbald zu einer gelehrten Hauptsitzung; der Christ aber vertheidigte seine Glaubenswahrheit so einfach, klar und kräftig, daß die Lehrer des Aberwitzes bald verstummten, und die Richter den Ausspruch thaten, der Christ habe gewonnen. Da schrien jene heidnischen Mystagogen, Polytheisten und Pantheisten überlaut: bisher war's doch nur bloßer Wortkram, der nichts entscheidet; willst du die Wahr-

heit deines Glaubens erweisen, so ist es Zeit, durch Werke und Thatsachen dieß zu leisten. Kannst du demnach, kraft deines Glaubens, im Beyseyn dieser Richter, etwas Namhaftes und Tüchtiges auswirken, was die Kräfte der Natur übersteigt, so wollen wir uns als überwiesen bekennen! — Wohlan denn, erwiederte der Christ, wenn ihr Wunder verlangt, so will ich euch dergleichen vor Augen führen, und zwar nicht ein einzelnes, sondern zwey. Fürs erste frage ich: Was meint ihr wohl? wird der Wohlstand meines Hauses, meiner Familie mir nicht eben so sehr am Herzen liegen, als dem Xogunsama das Wohl der Seinigen? Sie antworteten: dieß ist billig, und wir geben es zu. Nun dann, sagte der Christ, ich bin bereit, diesen ganzen Wohlstand, und alles zeitliche Glück der Meinigen aufzuopfern, und einen so großen Verlust, um Christi und seines Glaubens willen, mit Freuden zu tragen. Dieß ist das erste Wunder. Wenn ihr jedoch bereit seyd, eben dieß zu thun für eure Götter Xaca, Chamis und Amida, so will ich's alsdann für kein Wunder ausgeben. Das zweyte Wunder aber soll dieses seyn, daß ich, ohne allen Anstand und Verzug, bereit, und gänzlich entschlossen bin, eher das Leben als meinen Glauben zu verlassen. Was scheint euch? getraut ihr euch, dieß auch zu behaupten und zu thun für euren Götzen Chamis? Mir scheint nein. Da habt ihr also das zweyte Wunder. — Die Gegner wußten auf diese Rede nichts zu antworten, und mußten mit Schmach von dannen ziehn: der Obsieger aber wurde dennoch, weil er das Verbrechen auf

sich hatte, ein Christ zu seyn, ins Elend verwiesen.— Dieser wackere Fiscal von Japan zählt nicht wenige Leidensgefährten in Europa. Denn sieht es da, auf christlichen Fluren, zwar sehr herbstlich aus, und zeigt sich das Meiste vom kalten Reife der Lieblosigkeit verheeret, so blühen doch, hie und da, noch manche frische Blumen; auch unter Männern von Ansehen, Kenntniß und Würde finden sich nicht wenige, zum Staunen der Zeit, der katholischen Kirche mit Mund und Herzen getreu; man achtet sie auch, man läßt ihrem Geiste und ihrem Wandel Gerechtigkeit widerfahren; man hat ihnen nichts vorzuwerfen, als diese einzige Sünde, daß sie an Jesum, an den Sohn Gottes glauben. Was sollen Sie dann glauben? Was alle anderen Leute glauben, die unter dem Titel vernünftiger Leute vorkommen, nämlich Nichts, oder höchstens irgend ein abenteuerliches, eigener Erfindung anheimgestelltes Allerley von scheinphilosophischen Phrasen, seltsamen Meinungen und zahllosen Widersprüchen, in welchen Xaca, Chamis und Amida, Eros, Liber und Plutus immer wieder ihre, mehr vergeistigte oder doch allegorische Rolle spielen. Nun nimmt ein gutunterrichteter Christ, gleich jenem Fiscal von Japan, den Streit auf gegen alle Bonzen des Vernunft-Götzendienstes, gegen alle Rationalisten und Sentimentalisten, gegen alle Feinvernünftler und Zartfühler, und welche mächtige Gründe stehen ihm nicht zu Gebot? Er beruft sich auf die Tiefe, Klarheit, Weisheit, Einheit und Allheit der Schrift und Offenbarung, auf die Erhabenheit und practische Weisheit

der Kirchenlehrer und aller katholischen Philosophen, von Justinus und Gregor von Nazianz bis herab auf Maistre, auf die wunderbare Verbreitung des Christenthums, auf die Zeugnisse der Weltgeschichte, auf die Übereinstimmung aller Jahrhunderte, auf die lehrende Kirche und ihre unverwüstliche Dauer. —

Wie hat aber ein Christ sich zu benehmen, der so gelehrt nicht ist? Er bleibe auf dem Felsengrunde der Wahrheit stehen, auf der Autorität der Kirche. Es wird von dem heiligen Blutzeugen Romanus erzählt, daß er, in Gegenwart des Präfecten Asclepiades, grausam gepeinigt, diesen Tyrannen anredete: Wenn du meinen Worten nicht glauben, der heiligen Wahrheit, die ich dir verkünde, nicht beypflichten willst, so frage dort jenes unmündige Kind, das vom Verdachte aller Falschheit frey ist, und aus seinem Munde sollst du dieselbe Wahrheit hören. Bey diesen Worten zeigte er auf einen Säugling hin, den, unter andern rings umher stehenden Christen, eine christliche Mutter auf ihren Armen trug. Und sogleich, die Worte des Psalmes bestätigend: »aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dein Lob bereitet, um den Feind zu nichte zu machen,« rief dieses Kindlein mit lauter Stimme: Christus ist wahrer Gott! Der Präfect, von der Neuheit des Ereignisses betroffen, und seiner selbst nicht mächtig, fragte zürnenden Angesichts: Wer hat dir das gesagt? Und das Kind erwiderte: Mir die Mutter, der Mutter Gott.— Wer immer gefragt werden mag, woher er die Geheimnisse der christlichen Religion wisse? weiser als

dieß Kindlein kann er nicht antworten. Wer hat, o Christ, dich gelehret, daß Christus der Sohn Gottes sey, daß er durch seinen Tod die Menschen erlöset, daß er glorreich auferstanden, daß er wieder erscheinen werde als Richter? »Mir hat es meine Mutter, gesagt, die heilige Kirche, der Kirche aber Gott.« Christus hat die Mysterien des Glaubens den Aposteln geoffenbart, die Apostel haben die Kirche belehrt, die Kirche belehrt uns Alle. — Aber ist jener Ausspruch des unmündigen Kindleins, das dem Romanus Zeugniß gab, nicht eben auch ein Wunder? Kann dieß auf Glaubenslose, da ihnen davon erzählt wird, einen Eindruck machen? Sie sagen vielmehr, wie jene Bonzen Japans: erzähle keine Wunder, thue selbst ein Wunder, zeige uns kraft deines Glaubens ein Werk, das die natürlichen übersteiget! Und allerdings sollten wir dann bereit seyn, so zu antworten, wie jener edle Schatzverwalter von Japan gethan, der seine himmlischen Schätze so wohl zu verwalten verstand. »Derjenige ist kein Christ, lehrte S. Cyrillus von Jerusalem, der sich fürchtet, für die Wahrheit zu sterben.« —

Was scheinet euch vom Dünken und vom Scheinen?
Es hat ein Jeder Augen, um zu schauen,
Und freye Wahl, um allerley zu meinen,
Und Karten, um Palläste d'raus zu bauen.

Und was da eben dünken will den Einen,
Der Andre hat davon ganz andre Spuren;
Was rein ist, rein erscheint es nur dem Reinen,
In Rauch und Nebel schwinden die Conturen.

Was scheint euch, gilt ein Meinen und ein Schwanken
　Vom Ewigen, Wahrhaften und Dreyeinen?
Stolz in das Leere steigen viel Gedanken,
　Die Wahrheit aber schenket sich den Kleinen.

Fünftes Wort.

„Prophezeye uns, Christus, wer ist es, der dich geschlagen hat?“
(Worte der Knechte des Caiphas; Matth. 26, 68.)

Eine zweyfache Ordnung herrschet über die irdische Welt, in welcher geistige und natürliche Kräfte, Freyheit und Nothwendigkeit sich verweben; beyde diese Ordnungen kommen aus Einer göttlichen Quelle, und beyde sind miteinander verkettet, doch nicht auf eine Weise, die uns augenscheinlich sich kund gibt. Denn, welche Frevel werden nicht oftmals gegen die moralische Ordnung, gegen Recht und Pflicht verübt, ohne das unmittelbar darauf jene großen Veränderungen und Zerrüttungen in der physischen Weltordnung folgen, wie ehedem in der Sündfluth geschah, oder im Untergange Sodoma's? Geheimnißvoll ist die Allgegenwart Gottes, die, überall im Verborgenen wirkend, allen Dingen ihr Daseyn und Bestehen gibt; doch geheimnißvoller noch seine Verborgenheit im geistigen Gesichtskreis des Menschen, sein Schweigen zu Unordnungen in der moralischen Welt. Wo war die Gegenwart Gottes wesentlicher, wahrhafter, persönlicher, als in Christo? Und siehe, in jener schauerlichen Nacht, die er im Hause des Caiphas zubrachte, ward gegen ihn verübet, was

zügellose Frechheit und dämonische Bosheit nur immer zu ersinnen vermag; also daß Chrysostomus nicht ansteht zu sagen: »In dieser Nacht hat der Zwinger der Hölle sich aufgethan, Lucifer selbst mit seinen finsteren Legionen ist heraufgekommen, um allen lang verschlossenen Grimm gegen Christum auszutoben; einer Hölle ähnlich ward das Haus des Caiphas, seine Knechte und Partheygänger den Dämonen gleich.« Kaum hatten sie ausgerufeu: »Er ist des Todes schuldig!« so fielen sie schon mit gräßlicher Wuth über ihn her, schlugen und spieen ihm in's Angesicht, traten ihn mit Füßen, ja, um die teuflische Bosheit mit teuflischem Witze zu paaren, verhüllten sie sein Antlitz mit einem Tuche, schlugen darein und riefen höhnend: Prophezeye uns, o Christus, wer ist es, der dich geschlagen hat? — Und die Blitze des Himmels fuhren nicht herab, die Häuser dieser Gottlosen in Asche zu verwandeln? und die Erde eröffnete sich nicht, um die ganze Stadt zu verschlingen? und die Elemente durchbrachen ihre Schranken nicht, um die ganze Erde in's alte Chaos zurück zu stürzen? »Wahrlich, o Gott, ruft Isaias, du bist ein verborgener Gott!« — verborgen in der physischen, verborgen in der geistigen Welt, verborgen in seinen Wegen und Gerichten, verborgen in der freywilligen Finsterniß des Thörichten und Verkehrten. »Ich habe gesündigt, so rühmt sich der Spötter, und was ist mir Böses geschehen?« (Eccli. 5.) »Phrophezeye uns, Christus, wer ist es, der dich geschlagen hat?« Prophezeye uns aber auch, wenn du

schlagen wirst, wen du bereits geschlagen hast? — »Sie sind mit Blindheit geschlagen worden, gleich jenen zu Sodoma, welche plötzlich die Finsterniß bedeckte.« (Weish. 19.) —

Er war im ersten Jahre seines Predigtamtes, als der Herr in seine Vaterstadt Nazareth zurückkehrte, um daselbst seine Mitbürger zu belehren. Diese, durch seine milden Worte zum Grimme aufgereizt, schleppten ihn vor die Stadt hinaus, auf den Gipfel eines Felsens, um ihn von da hinabzustürzen; Jesus aber, mitten durch sie hindurch schreitend, ging hinab nach Capharnaum. Wie kam es, daß er, in seinen liebreichen Ermahnungen, den Zorn dieser Unseligen auf sich zog, welche doch so sehr des Ruhmes sich hätten erfreuen sollen, seine Mitbürger zu seyn? Weil, wie Jesus selbst zu ihnen sprach, kein Prophet geachtet wird in seinem Vaterlande, und weil dieser Prophet ihnen die Wahrheit sagte. — Beydes dieses ließ ein schlauer Bürger der Stadt Comarino in Italien sich zur Warnung dienen, der, weil sein Hauswesen gänzlich zerrüttet war, aus der Stadt sich hinweg begab, und um einen neuen Erwerbszweig sich umsah. Nach einigen Wochen kam ein Fremdling in die Stadt, der, nach Landesgebrauch, einen elenden kranken Menschen, mit wohl umwickeltem und eingehüllten Haupte, auf einem Karren daherzog. Er schob den Karren sammt seiner Last in eine düstere Halle neben der Kirchenpforte, sich selbst aber postirte er an die Pforte, um

alle Ein= und Ausgehenden zu guten Werken aufzumuntern. Ihr guten Christenleute, sprach er, wollet doch, um der Barmherzigkeit Gottes, dem Kranken dort ein Almosen reichen! Er ist ein gar heiliger, frommer und erleuchteter Mann, der schon vielen Menschen in allerley Nöthen geholfen, auch zukünftige Dinge ihnen vorgesagt hat; selber aber muß er elend und hilflos bleiben, weil das der Willen Gottes so haben will. Da trat den manch eine mitleidige Bürgersfrau zu dem Kranken hin, der er einer Jeden etwas Schönes, Tröstliches, Rührendes, Herzbrechendes oder Erfreuliches zu sagen hatte, manche auch bey ihren Namen zu nennen wußte, und von Jeglicher eine kleine Gabe empfing. Es kam aber noch eine andere Frau hinzu, die vielmehr von ihm ein namhaftes Geschenk erhielt. O ehrbare Frau Giulietta, sagte er zu dieser, wollet nicht so trostlos und traurig seyn, denn euer Mann, um welchen Ihr euch härmet, wird in kurzer Zeit wieder zurückkommen; auch hat er Euch einiges Geld hinterlassen, aber in der Eile, es Euch zu sagen vergessen; suchet nur zu Hause in dem grünen Schrank neben dem Kamin, in der kleinen Schublade, linker Hand, die zweyte Reihe von oben, dort werdet ihr fünfzehn Lire finden. Die Frau eilte nach Hause, fand Alles genau so, wie der erleuchtete Mann in der finstern Halle ihr geweissagt hatte, und breitete, mit aller bey solchen Gelegenheiten üblichen Frauenberedsamkeit, seinen Ruhm in der ganzen Stadt aus. Von nun drängte sich Jung und Alt zu ihm, und überhäufte ihn dermaßen

mit Geschenken, daß er nach wenigen Tagen, wohlverrichteter Sachen, und von seiner Dürftigkeit gründlich geheilt, wieder sich aus dem Staube machte. So war denn dieser schlaue Bürger von Comarino zwar ganz eigentlich ein Prophet in seinem Vaterlande, und dennoch seinen Mitbürgern lieb und werth, aber freylich nur deßwegen, weil er, mit weislicher Vorsicht, Kopf und Antlitz in Tüchern und Binden verhüllte, weil er den Leuten nichts denn angenehme, schmeichelhafte und erfreuliche Dinge sagte, und endlich, weil diese Leute der Warnung Christi, sich vor den falschen Propheten zu hüten, nicht eingedenk waren. Allein, wenn diese Leichtgläubigen allerdings zu bedauern sind, so steht es doch ohne Vergleich schlimmer mit jenen ganz Glaubenslosen, welche auch von dem Treuen und Wahrhaften, dem Herrn und dem Auge aller Zeiten nichts mehr wissen wollen, und dieß bloß deßwegen, weil er »ein Prophet ist in ihrem Vaterlande,« weil er ihr Landsmann und Mitbruder geworden, d. i. weil er Mensch geworden ist, und als Mensch unter Menschen auf Erden gewandelt hat. Gleich den Einwohnern von Nazareth stoßen sie ihn, und seine positive Wahrheit aus ihren Synagogen, Schulen und Systemen heraus, um ihn, von irgend einem Gipfel ihrer sublimen, pantheistischen oder supranaturalistischen Metaphysik in das Nichts hinabzustürzen, obwohl er allzeit ihren Händen entgeht, gleichwie er auch von ihnen weder erfaßt noch begriffen werden mag; gleich den Knechten des Caiphas verhüllen sie, mit ihren theosophischen Luftgeweben, sein Angesicht,

und läugnen seine ewige Weisheit und Würde; ja mit verhülltem Haupte schieben sie ihn, wie jenen Bürger von Camarino, auf dem Karren der alten Mythen und Sagen in eine finstere Kirchenhalle hinein, und überlassen seine Verehrung dem Pöbel, bis auch dieser einst (was zwar jetzt schon zu Stande gekommen) zur klarern Anschauung gediehen seyn wird. Ähnlich wie jene blinde Harpaste, Magd des Weltweisen Seneca, über die Dunkelheit des Tages und über die Finsterniß des Hauses klagte, weil sie nicht wußte, daß sie blind geworden sey, klagen auch jene Geistesblinden über die Dunkelheit des Glaubens, über die Finsterniß, die in der katholischen Kirche herrscht; es geht ihnen, wie jenem Zauberer Elymas auf der Insel Cyprus, den Gott mit Blindheit schlug, weil er der Lehre des Paulus sich widersetzte. Während ihr eigenes Auge von Dunkelheit umwölkt ist, und dem Lichte Christi verschlossen, freuen sie sich des Wahnes, Ihn in das Dunkel der alten Märchenwelt zurückgeschoben zu haben, so daß sie ihn mißhandeln können, wie es ihnen gut dünkt, und dabey lachend fragen: wer ist's, der dich geschlagen hat?

»Wenn die Prophezeyung kraftlos wird, so wird das Volk verwüstet werden; selig aber ein Volk, welches das Gesetz bewahrt.« (Sprichw. 29.) Was dieser Ausspruch lehre, was mit dem Worte »Prophezeyung« bezeichnet werde, lehret Johannes: »Der Geist der Prophezeyung ist das Zeugniß von Jesu.« (Offenb. 19.) Dieß hohe Mysterium nämlich, der Einigung Gottes mit dem

Menschen, wehet mit geistigem Fittig durch alle Zeiten und Völker; dieß Zeugniß von Jesus ist der Geist aller Bücher der heiligen Schrift, der Geist und lebendige Mittelpunct der ganzen Weltgeschichte. »Wenn diese Prophezeyung kraftlos wird,« wenn das göttliche Wort, die Offenbarung Jesu, nicht mehr gehöret wird, dann wahrlich versinken die Völker in Zügellosigkeit und Irrthum, die Menschen werden taub gegen die Stimme der Wahrheit, gegen Pflicht und Gewissen, sie werden ungelehrig und unverbesserlich; die Sprache aber, die sie, in solcher Verkümmerung, zu führen pflegen, hat schon der Prophet Isaias geschildert; »Befiehl, befiehl wieder, gebiete, gebiete abermals, erwarte, und erwarte noch fernerhin, hier ein wenig, und dort ein wenig.« (Isai. 28.) Was will diese seltsame Rede sagen? Sie verspotten, den Kindern gleich, auf fratzenhafte Weise, die Worte der Propheten sammt den Worten Christi, seiner Apostel und Prediger: Befiehl, befiehl wieder, wir gehorchen dennoch nicht; drohe, und drohe abermals, wir fürchten dennoch nichts, denn du erwartest ja, wie es heißt, mit Langmuth, bis daß wir uns etwa bekehren; warte also, und warte noch fernerhin, jetzt ein wenig, und nachher noch ein wenig. — Aber es sind ganz andere Worte noch, die der Prophet hinzu setzt: »Höret ihr Spötter, höret das Wort des Herrn! Seyd ihr dann so sicher? Wir haben, sagt ihr, einen Bund mit dem Tode geschlossen, wir haben mit der Hölle Übereinkunft getroffen; wenn die Geißel herankommt, uns wird sie nicht erreichen! Denn auf die

Lüge haben wir unsere Hoffnung gesetzt, mit der Lüge haben wir uns beschirmet.« Welch ein herber Spott, und wie scharf trifft er alle die leichtsinnigen Frevler! Denn wie betrachten solche bethörte Christen den Tod und die Hölle? Sie scherzen mit dem Tode, als wäre er der alte Saturn mit der Sense, sie denken an die Hölle, wie man des Styx und Acheron, des Pluto und Cerberus gedenkt; sie sind ihrer Sache gewiß, als hätten sie mit diesen Saturn, mit diesem Pluto einen Contract geschlossen; und so schauderhafte Dinge auch die Propheten, die Apostel, Christus selbst vom Lande des Schreckens, vom Abgrund des Verderbens, von den ewigen Peinen gelehrt haben, — die Hochweisen wissen das besser, sie haben den Nord- und den Südpol schon durchschifft, sie sind über das blaue Gebirge des innersten Africa gestiegen, sie sind schon überall gewesen, sie haben eine Postcharte vom Monde, sie besitzen die Reiseroute der Kometen, und wissen auch selbst in der Milchstraße und im Orion Bescheid; wer wird ihren Versicherungen nicht beypflichten? es ist nichts nach dem Tode, oder doch wenigstens nichts Schreckliches. So prophezeyen denn auch sie, als falsche Propheten, »auf die Lüge haben sie ihre Zuversicht gebaut, mit der Lüge haben sie sich beschirmet.«

Wie der gelehrte Geschichtsforscher, Cardinal Baronius, als eine gewisse und wohlbewährte Thatsache erzählt, die ihm von Michael Mercato, einem Manne von großem Ansehen, mitgetheilt worden, lebte (gegen Ende des 16. Jahrhunderts) Michael Mercato der Ältere

während seiner Studienjahre mit Marsilio Ficini, einem Manne von ausgezeichnetem Geiste, der späterhin Domherr zu Florenz war, in inniger Freundschaft, die dadurch noch mehr befestiget wurde, daß beyde gemeinschaftlich und mit gleich lebhaftem Eifer die Philosophie des Plato studirten. Einst vertieften sie sich in ihren Gesprächen in die alten Fragen über den Zustand des Menschen nach dem Tode, über das Gebiet, wohin der Geist des Menschen wandern werde, und die Geheimnisse der jenseitigen Welt; sie zogen, neben den Werken des Plato, auch die Aussprüche der Schrift und Offenbarung zu Rathe; endlich schlossen sie, einander die Hand reichend, die Übereinkunft, daß derjenige, der früher hinüber gerufen würde, dem Zurückgebliebenen, sofern anders Gott es zuließe, vom jenseitigen Leben Nachricht geben sollte. Bald hernach kam die Zeit, da die beyden Freunde sich trennen mußten, jeder durch neue Verhältnisse anderwärts gebunden. Als aber einst, nach einer Reihe von Jahren, Michael Mercato bey frühester Tagesstunde in seinem Zimmer saß, und beym Lichte der Morgenröthe mit gelehrten Arbeiten sich beschäftigte, hörte er plötzlich flinke Huftritte die Gasse herauf, bis hart zu seinem Hause, zugleich vernahm er die Stimme des Marsilo, die ihm zurief: O Michael, Michael, wahr ist Alles, Alles ist wahr! Mercato sprang von seinen Büchern eiligst zum Fenster, da erkannte er seinen Freund Marsilio, auf einem weißen Pferde reitend, aber mit solcher Schnelligkeit, daß dieser alsbald seinen Augen entschwunden

war. Staunend und geängstigt stand Mercato lange an dem Fenster, den Blick immer gegen das Ende der Straße geheftet, wo sein Freund spurlos ihm verschwunden, und lange quälte er sich mit vergeblichem Nachsinnen, was ihm begegnet seyn möchte, bis ihm endlich die Nachricht ward, daß Marsilio zu eben der Stunde in Florenz gestorben sey, da er ihn unten vor seinem Fenster gehört und gesehen hatte. Mercato, der allezeit ein reines und gerechtes Leben geführt, legte sich nun eifriger als je vormals auf die practische Philosophie, d. h. auf die strengste Beobachtung der christlichen Gebote, wie er denn auch seinen Kindern als ein Beyspiel aller Tugenden vorleuchtete.

War nun diese Mittheilung des hinübergegangenen Freundes dem frommen und gerechten Manne so ersprießlich, um wie viel wünschenswerther wäre jedem schwachgläubigen Christen, ein solcher, nach dem Tode noch treuer Freund, der ihm zuriefe: O Michael, Michael, es ist Alles wahr!*) Aber die Frage ist nur, ob wir solcher außergewöhnlichen Mahnungen bedürfen? Sollen die Todten auferstehen, um uns die rechte Auskunft zu bringen, wie jener reiche Prasser in der Hölle zu Nutzen und Frommen seiner Brüder auf Erden wünschte? Haben wir nicht die Schrift, die

---

*) Zumal, wenn unter dem gemein beliebten Ausdrucke „Vetter Michel" ein Collectiv- ja generischer Begriff bezeichnet wird, der gesammten Teutschheit zukommend, wie dieß im Wochenblatte Eos (München 1828) gleich instructiv als possierlich, ausgeführt zu lesen ist.

Tradition, die Lehre der Kirche? Tönet die Stimme des Evangeliums nicht, der Posaune gleich, durch alle Zeiten? Aber es geht mit dieser Posaune den Christen, wie der Posaune vor Jericho's Mauern den darinnen Belagerten. Sieben Tage nach einander zog das Belagerungsheer, unter Josua's Befehl, rings um die Mauern, und dem Heere voran die Priester mit der Arche des Bundes und dem Schalle der Posaunen. Am ersten Tage erschracken allerdings die Bewohner von Jericho, liefen scheu und ängstlich durcheinander, und erzitterten vor den Dingen, die da kommen sollten; weil aber der Umzug zu Ende ging, die Posaunen schwiegen, und sonst nichts geschah, so erholten sie sich wieder, wenigstens für diesen Tag, und faßten neuen Muth. Am zweyten Tage wiederholte sich die Bestürzung, doch wich sie bald, und ließ ein bloßes Staunen übrig; denn sie hörten die Posaunentöne wie gestern, und sannen mit Verwunderung, was all dieser Pomp und Prunk da draußen wohl zu bedeuten hätte. Am dritten Tage und noch mehr an den folgenden, hatte das Staunen schon in leichtsinnigen Scherz sich verwandelt; ganz munter und vergnügt standen sie haufenweise auf den Wällen ihrer Stadt, sahen dem Umzuge zu, lachten über den fruchtlosen Lärm, spotteten über den seltsamen Feldzug, und trieben diesen Spott vielleicht nie muthwilliger, als am siebenten Tage; aber da war die entscheidene Stunde auch schon gekommen, — plötzlich stürzten die Mauern zusammen, die Spötter unter den Trümmern begrabend, und das Heer der

Belagerer zog von allen Seiten in die Stadt hinein, um sie zu zerstören. — Jericho ist die Welt; die sieben Tage der Belagerung sind die sieben Zeitalter. In jeglichem derselben — von Adam bis Noah, von Noah bis Abraham, von Abraham bis Moses, von Moses bis Salomon, von Salomon bis zu Christi erster Ankunft, von Christi erster Ankunft bis zu seiner Wiederkehr — tönet die Posaune des göttlichen Wortes, das Gesetz und die Prophezeyung vom Gerichte; wenn das siebente gekommen ist, wird erfüllet werden, was Christus gelehrt: »sie werden freyen und Häuser bauen, und plötzlich wird das Ende da seyn.« Jericho, in gleich bildlicher Andeutung ist auch jede weltlich denkende, sinnlich begierliche Seele, die unbekümmert um das Wort und die Drohungen Gottes, in ihrer übelberathenen Sicherheit fortlebt, bis plötzlich das Stündlein schlägt, da dieß irdische Lebensgebäude zusammenstürzt. Aber wird dieß Jericho nur von außen bloß von Posaunen umtönt, ist diese Posaunenstimme, die prophetische Stimme, nicht mitten in ihr auch? Ist das Gewissen nicht auch eine Posaune, die an ein künftig Gericht mahnt, ein Prophet, der die Ewigkeit verkündet, die Lüge straft, das Unrecht verweiset? Warum bist du so unstätt und so unruhig, sündhaftes Menschenherz? wer hat dich verwundet, wer ist's, der dich quälet? Prophezeye und sprich: wer ist es, der dich geschlagen hat?

Zwar nicht in einer jeglichen Seele wird dieses Propheten Stimme deutlich vernommen. Wie manche Frevler sieht man, die keineswegs ihre Laster verhehlen,

aber ihr Angesicht ist glänzend, ihre Laune heiter, von inneren Vorwürfen nicht verstört. Allein ist ein Christ einmal auf diese Stufe herabgestiegen, dann ist es nimmer schwer, ihm zu prophezeyen. »Prophezeye uns, o Jesu, wer ist's, den du schlagen wirst, den du schon geschlagen hast?« Ein solcher ist vom Blitze der Gerechtigkeit schon getroffen, er ist mit einer Wunde geschlagen, die, von allen die bösartigste, unheilbarste, nichts anders erwarten läßt, als den ewigen Tod. — Aber, wehe, wer darf so reden? Darf man einen Menschen, und wäre er noch so ruchlos, verdammen, so lange er auf Erden lebt? Nein, erwidert der heilige Leo: bey keinem Menschen, so lange er hienieden lebt, darf man am Wiedergewinne seines Heils verzweifeln; bey jedem muß man auf Besserung hoffen. Nichtsdestoweniger, mit je größerm Muthe ein Mensch frevelt desto geringer ist für ihn die Hoffnung des Heils, denn ein solcher läßt vermuthen, daß die Sünde ihm, gleich dem Dämon, zur andern Natur geworden. Niemand, der zum ersten Mal in seinem Leben eine Sünde begeht, hat dabey leichtes Herz; denn zu groß ist das Entsetzen und die Scheu, welche der unverdorbene Mensch vor der Sünde hat; er waget das Böse, nicht ohne Furcht und Zittern, er sucht die Verborgenheit, er fliehet die Zeugen, auch wenn er von ihnen nichs zu befahren hat. Welches Verbrechen konnte wohl jemals auf Erden begangen werden, das weniger einer Strafe oder Schande ausgesetzt war, als jenes des Kain? Damals gab es keine Richterstühle noch, keine Kerker,

keine Ankläger oder Zeugen, und dennoch, schon da er mit den Gedanken des Mordes umging, welche Schauer durchrieselten sein Gebein, von welcher Angst ward er Tag und Nacht gefoltert! »Warum bist du erzürnet und warum ist dein Angesicht eingefallen?« (Genes. 4.) Schon war verstört sein Anlitz, finster seine Miene, hohl seine Wange, trüb und scheu sein Auge, unsicher sein Gang. Und nachdem er die böse That vollbracht hatte, wie strafte ihn Gott? Nicht durch tödtenden Donnerschlag, nicht durch Wunden und schmerzliches Siechthum: für alle seine ungeheure Bosheit ward er, wie Chrysostomus bemerkt, bloß allein durch die Furcht gekreuzigt; das Kainszeichen, der Ausdruck der Gewissensangst, stand drohend auf seiner Stirne, und sein Herz ward von jenen geistigen Qualen zerrissen, welche die Heiden den Furien und Erinnyen zuschrieben.

Und wenn demnach dieß Entsetzen, das die erste Sünde einer Seele einflößt, so groß ist, daß selbst ein Kainsherz davon verstört, und sein Angesicht gräßlich entstellt ward, was soll man von denjenigen wohl urtheilen, welche, während sie sündigen, nicht die mindeste Unruhe empfinden, und auf derer Angesicht keine Spur von Verwirrung, von Schamerröthen sich zeichnet? — »sie haben Gräuel verübet, und sind dennoch nicht verwirret worden?« (Jerem. 8.) — ja, die nicht allein keine Verwirrung, sondern innige Zufriedenheit in sich finden, »die sich erfreuen, wenn sie Böses gethan, und in heillosen Dingen frohlocken?« (Sprichw. 2.) — Wenn der Herr einst den Pharisäern vorgeworfen hat, »daß

sie alle ihre guten Werke verrichten, um von den Menschen gesehen zu werden,« so findet sich diesen gegenüber noch eine seltsamere Classe von Antipharisäern, die »alle ihre bösen Werke thun, um von den Menschen gesehen zu werden,« um durch practischen Unglauben, laut ausgesprochene lockere Maximen, nnd grotesk ausgeführte Frechheit sich einen tüchtigen Ruhm zu erwerben. Hat irgend ein Wüstling ein ehrliches Mädchen auf Irrwege geführt? mit stolzer Selbstgefälligkeit wird er's seine würdigen Freunde errathen lassen. Hat ein kecker Jüngling, er sey nun zur Handarbeit oder zur Wissenschaft berufen, an irgend einem Mägdlein auf der Straße, seinen plumpen und niedrigen Scherz angebracht? alle seine Spießgefährten rufen ihm, lachend und wiehernd, ein höllisches Bravo zu. Versteht Jemand die beliebte Kunst, mit dem Salmiaksalze eines bissigen Witzes heilige und erhabene Gegenstände anzuätzen? so sieht er sich angestaunt und verehrt als einen Mann von Geist, (soll heißen: der von Geiste gekommen.) Besitzt Jemand die unvergleichliche Gabe, irgend ein recht schlüpfriges Bonmot zu erfinden? Dieß macht ihn in der ganzen Stadt berühmt. — »Was rühmest du dich aber deiner Bosheit, der du mächtig bist in der Ruchlosigkeit?« (Ps. 51.) Was ist zu prophezeyen von dem Menschen, der diese Sorglosigkeit, diesen falschen Frieden erworben hat? Daß er bereits in die Tiefen der Bosheit versunken sey! Denn »der Gottlose, wenn er in die Untiefe der Sünde gerathen ist, verachtet.« (Sprichw. 18.) Wer wird im Stande seyn, einem so Verwahrlosten zu helfen?

Redet ihm zu mit ernstlichem Rathe, er verachtet; — schildert ihm den Zorn Gottes, die Drohungen des Evangeliums, er verachtet; — zeigt ihm die offene Hölle, er verachtet; — Gebet, Wiederkehr, Barmherzigkeit Gottes, Strafe, Lohn, Seligkeit: er achtet dieß alles nicht; er verachtet die Menschen, er verachtet die Kirche, er verachtet Gott. Prophezeye uns Christus, wer ist's, den du schlagen wirst? Wie werden Jene wieder zu dir sich wenden, in welchen deine innere Stimme erloschen ist? Und wenn du alle Diejenigen erniedrigst, die wegen ihrer Kraft und Tugend sich groß machen (Judith. 6.), wie wirst du Jene erst heimsuchen, die in ihrer Gottesverachtung, in ihren Lastern ihre Größe suchen? Und wenn du alle diejenigen finden und strafen wirst, die, furchtsamern Sinnes, nur im Verborgenen freveln, als könnten sie mit Mauern und Wänden dein Angesicht verdecken, wie erst wirst du jene züchtigen, welche ihre Frevel öffentlich, zu ihrer vermeintlichen Verherrlichung, vor den Augen der Menschen begehen? Und wenn du alle jene verwerfen wirst, die zwar dich bekennen und anrufen, aber deine Gebote nicht halten, wie wirst du erst jenen begegnen, die weder deine Gebote halten, noch deinen Namen bekennen?

Wie in der Chronik des Fränkischen Reiches (von Gregorius von Tours) erzählet wird, war es dem Merovãus, Sohn des Königs Chilperic, sehr angelegentlich um eine Prophezeyung zu thun. Sein Vater lebte seinem Ehrgeitze schon zu lange, es gelüstete ihn, selber den Thron

zu besteigen, weßhalb er auch jenem auf verschiedentliche Weise nachstellte; um aber seiner Sache gewiß zu seyn, und vom Himmel selbst zu erfahren, ob er endlich doch zum Throne gelangen würde, wählte er sich drey Bücher der heiligen Schrift, nämlich das Buch der Könige, die Psalmen und die Evangelien, legte sie auf das Grab des heiligen Martinus, und brachte drey Tage mit Wachen, Fasten und Gebete zu. So vorbereitet ging er wieder zum Grabmal hin, und nahm die drey Bücher vor sich, um aus einem jeden die Stelle zu lesen, die er zuerst aufschlagen würde. Er öffnete das Geschichtsbuch der Könige, und die Stelle, die er aufschlug, war diese: (2. Chron. 7.) »Weil ihr den Herrn euren Gott verlassen habt, und nicht gerecht gehandelt vor seinem Angesichte, so hat der Herr euer Gott euch übergeben in die Hände eurer Feinde.« — Er öffnete das Buch der Psalmen, und die Stelle, die er traf, zeigte ihm folgende Worte: (Ps. 72.) »Wegen ihrer betrüglichen Ränke hast du ihnen Unglück bestimmet: du hast sie hinabgestürzt, da sie sich erhoben; sie sind zu Grunde gegangen ihrer Ungerechtigkeit wegen.« — Er öffnete endlich das Evangelium, und las die Stelle: »ihr wisset, nach zwey Tagen wird Ostern seyn, und des Menschen Sohn wird ausgeliefert und gekreuzigt werden.« So fand nun der abergläubische Prinz eine Prophezeyung, die seiner Bosheit würdig war, und deren Wahrheit der traurige Ausgang bekräftigte. — Was daran das Lehrreichste ist, bezieht sich nicht etwa darauf, daß Jemand Lust gewinne, auch seinerseits so vermessentliche

Versuche zu machen, sondern auf die große Wahrheit, daß einem jeglichen Menschen sein Loos, seine Zukunft, seine Ewigkeit klar und kräftig prophezeyet sey in den heiligen Schriften: den einzigen Prophezeyungen, die man erforschen und beherzigen soll. »Des Menschen Sohn kommt, wie ein Dieb in der Nacht; schauet, wachet, betet, denn ihr wisset nicht, wann die Zeit ist!« Schauet: bleibet im Lichte des Glaubens, und lasset euch nicht verblenden. Wachet, »erwachet ihr Gerechten und sündiget nicht« (Cor. 15.), hütet euch vor dem Schlummer der Lauheit, der läßlichen Sünde. Betet: entfaltet vor dem Herrn ein wahrhaftes Verlangen nach seiner Hülfe, nach seinem Wohlgefallen. Welches ist das verläßlichste Mittel, um zu sehen, zu wachen, zu beten? um vom Glauben, von der Wachsamkeit, vom Gebete nicht zu weichen? Der Gedanke an den Tod: »denn ihr wisset nicht, wann die Zeit ist.« — »Was zögerst du, ruft Bernardus, in der Sorge für dein Heil? Ist dem Sterblichen etwas gewisser als der Tod? Und gibt es etwas Ungewisseres, als die Todesstunde? Wie vermagst du zu leben, wenn du nicht zu sterben wagst?« —

Wirst du, Herr, uns mild verzeihen
Jede Schuld, jeglich Vergehen?
Wirst du ewig uns befreyen,
Daß wir stets dein Antlitz sehen?
Wenn wir deinem Dienst uns weihen,
Glaubend, wachend zu dir flehen,
Dürfen wir uns prophezeyen,
Freudig einst vor dir zu stehen.

Sechstes Wort.

»Ich kenne den Menschen nicht.«

(Worte des h. Petrus; Matth. 26, 72.)

Jener prophetische Psalm, der mit den Worten beginnt: »Herr Gott meines Heils, bey Tag und Nacht rufe ich zu dir,« und der mit so vielen scharfen Zügen das Leiden Christi schildert, schließet nicht, wie es in anderen Psalmen geschieht, mit Worten des Trostes und der Herzenserhebung, sondern mit der schmerzlichen Klage: »Den Freund und den Nächsten hast du von mir entfernet, und meine Bekannten von meinem Elende.« (Ps. 87.) Denn die Unbilden und Leiden, die der Herr von seinen eigenen Jüngern duldete, waren ihm herber als Alles, was seine Feinde gegen ihn ersannen. Wer war dieser Freund, der sich von ihm entfernte? Es war Judas Iscarioth; zu dem er auch sprach: Freund, wozu bist du gekommen? Wer war dieser Nächste? Petrus, als welchen er des Vorzugs vor allen Jüngern gewürdigt. Wer waren die Bekannten, die von seinem Elende sich entfernten? Die übrigen Apostel alle, denn auf dem Ölberge verließen sie ihn und flohen. Petrus allein, der ihm bisher der Nächste gewesen, »folgte ihm von ferne nach;« aber je ferner von

Jesu er sich hielt, desto größer war für ihn die Gefahr. Als jener berühmte Blutzeuge Christi, Felix von Nola, vor seinen Verfolgern floh, und in der Kluft eines alten Gemäuers sich barg, da spann eine Spinne auf wunderbar behende Weise, ihre Gewebe vor der Mauerkluft aus, wodurch den Verfolgern, die da vorüber zogen, aller Verdacht genommen ward, als könnte hier ein Mensch sich verborgen haben; so daß er wohlbehalten aus diesem Zufluchtsorte wieder hervor ging. Darum sprach der heilige Paulinus die schönen Worte: Wo Christus zugegen ist, da wird das Spinnengewebe zur Mauer; wo Christus abwesend ist, wird auch eine Mauer zum Spinnengewebe. In der Nähe Christi war Petrus ein Felsen, von Christus entfernt ward der Felsen durch ein armseliges Gerede umgestürzt, durch das Geschwätz einer Magd: »auch du warst mit Jesu dem Nazarener; auch du bist einer aus den Jüngern dieses Menschen.« Und Petrus, schon erbebend vor Furcht, erwiderte: »Weib, ich bin es nicht; ich weiß nicht, was du sagst.« Wiederum sagte die Magd zu den Umherstehenden; »dieser war auch mit Jesu dem Nazarener!« Wiederum läugnete Petrus und schwor: »ich kenne den Menschen nicht.« Die Leute aber bestanden darauf, und sagten noch einmal: »gewißlich bist du auch einer von diesen, deine Sprache verräth dich!« Neuerdings betheuerte Petrus und schwor: »ich weiß von diesem Menschen nichts, von dem ihr redet!« Gleichwie aber der Herr erklärt hat: »wer nicht mit mir ist, ist wider mich,« so hat in die-

ser bösen Stunde, auch Petrus zu den Feinden Jesu sich gesellt. Ach, wie viele Feinde hat Jesus, und wie viele selbst unter seinen Anhängern? Eben so viele als in der Stunde der Versuchung von ihm abfallen. »Ich kenne den Menschen nicht« — o gehässiges, o lügenhaftes, aber auch wahrhaftes Wort! ein verabscheuungswürdiges Wort im Munde der Lüge; ein furchtbares und schreckliches Wort im Munde der Wahrheit! —

Als die Heldinn Judith mit dem Siegeszeichen, dem Haupte des Holofernes, in ihre Vaterstadt Bethulia zurückgekehrt war, und die Bethulier nun freudigen Muthes aus ihren Wällen und Pforten hervordrangen, und in die Ebene hinabeilten, um das Belagerungsheer der Assyrier anzugreifen, da standen diese vor dem Zelte des Holofernes ihres Feldherrn, und machten ein Getöse, um ihn zu wecken, bis endlich Vagao, sein Kämmerling, sich hineinwagte, zum Lager hintrat, die Vorhänge aufzog, und von dem mächtigen Kriegesherrn, vor welchem die Völker Asiens zitterten nichts als den Rumpf fand, der in seinem Blute schwimmend auf dem Boden lag. Da sprang Vagao mit Entsetzen hinaus und rief: »ein einziges hebräisches Weib hat das Haus des Königs verwüstet; sehet, Holofernes liegt auf der Erde, und es ist kein Haupt auf ihm!« — Staunenswürdig für alle Zeiten ist das kühne Beginnen jener Heldinn, wodurch sie ihre Mitbürger vom Verderben befreyte: allerdings bedurfte

es der Kraft von oben, eines übergewöhnlichen Muthes und eines mächtigen Schwerthiebs, und es wäre ihr nicht gelungen, hätte sich Holofernes nicht durch Trunkenheit in einen tiefen Schlaf gestürzt. Aber im Vorhofe des Caiphas ist ein Held zu finden, von höherer Kraft als Holofernes; Christus selbst hat ihn einen Felsen genannt, eben hat er am Ölberge die Kühnheit seines Muthes bewiesen, er ist auch weder trunken, noch vom Schlafe befangen; siehe, da nahet ihm eine Magd, sie schwinget gegen ihn kein anderes Schwert, als jenes ihrer Zunge, sie fragt ihn, ob er Christum kenne, Petrus läugnet, Petrus betheuert: ich kenne den Menschen nicht! Siehe! muß man hier mit Vagao rufen: siehe ein einziges hebräisches Weib hat das Haus Christi verwüstet, siehe Petrus liegt auf der Erde, und sein Haupt ist nicht auf ihm! »Des Mannes Haupt lehrt der Apostel, ist Christus.« (1. Cor. 11.) Ist nun Christus das Haupt des Petrus, und hat Petrus Christum verläugnet, so ist sein Haupt nicht mehr auf ihm; — ja eben dieß muß allen denjenigen nachgerühmet werden, welche Christum verläugnen: ihr Haupt ist nicht auf ihnen, solche werden nicht von einem lichten, gläubigen Verstande, sondern nur von ihren Leidenschaften regiert. Wer ist aber diese hebräische Magd? wer ist dieß gemeine Weib, das selbst einen Petrus zu Boden werfen konnte, so daß er seinen Glauben, seine Würde verlor? Diese Magd ist die niedrige, knechtische Menschenfurcht; die Furcht vor der Schmähung: »Da ist auch einer von diesen, auch einer von den Schwachköpfi-

gen und Finsterlingen, die von der Priesterkaste sich gängeln lassen; auch einer aus der Sippschaft der Tartüff's und Pharisäer! — Auch einer von diesen, und obendrein ein heidnischer Fürst und Feldherr verdient hier um so richtiger eine Stelle, da sein Name und seine Leiden gerade wieder auf den, bereits belobten Holofernes zurückführen. Achior heißt dieser Mann, ein Fürst und Feldherr der Ammoniter. Als nämlich Holofernes mit der assyrischen Heeresmacht die Lande von Damascus, Libanon und Galiläa überschwemmte, und alle Völker dieser weiten Gebiete seinem Könige Nabuchodonosor dergestalt unterwarf, daß sie diesen Despoten göttliche Ehre erweisen mußten, da leisteten die Bewohner Judäa's allein ihm Widerstand. Nicht weniger verwundert als entrüstet berief Holofernes die Fürsten jener Völker, um von ihnen zu erfahren, was für Bewandtniß es mit dem Volke hätte, das eines solchen Widerstandes sich erkühnte. Da trat Achior hervor, und eröffnete ihm freymüthig die Thaten und Schicksale dieses Volkes, und die Herrlichkeit des großen und wahrhaften Gottes, den es anbetete, und die siegreiche Macht, mit welcher er es gegen seine Feinde beschützte. Allein Holofernes, ob dieser Rede aufs höchste erzürnet, ließ ihn gen Bethulia führen, und im Angesichte der Stadt mit Stricken an einem Baum anbinden. Als die Bethulier davon Kunde erhielten, kamen sie herab, befreyten ihn, und nahmen ihn in ihre Stadt auf; dort sah er nach wenigen Tagen seinen ungerechten Verfolger wieder, oder vielmehr sein bleiches, vom

Rumpfe getrenntes Haupt, dort bekannte er sich freudig zur Religion des alten Bundes, der einzig wahren, die es damals gab. O wie beschämt dieser Achior, der den wahren Gott gepriesen, noch ehe er ihn kannte, alle jene Christen, die den wahren Gott so unvollkommen verehren, nachdem er auf so vollkommene Weise sich ihnen geoffenbaret! Soll nicht jeder Christ ein Achior seyn? Wenigstens hat jeder einen Holofernes sich gegenüber, irgend einen Menschen nämlich, der ihm imponirt, der im Dienste Gottes ihn hindern, und ihn zwingen will, dem tyrannischen Geiste dieser Welt zu huldigen; aber wenn er so weise ist, diesen Holofernes nicht mehr zu fürchten, als den allmächtigen Gott, so wird er den Triumph erleben, den Übermüthigen einst gedemüthigt und kraftlos, oder, was erfreulicher ist, umgewandelten Sinnes zu sehen. »Fürchtet, ruft Isaias, den Spott der Menschen nicht, und zaget nicht vor ihren Lästerungen; denn wie ein Gewand wird der Wurm sie verzehren, wie Wolle wird die Motte sie aufreiben; mein Heil aber wird ewiglich bestehen!« (Isai. 51.) Suchet — dieß sagen diese Worte — das Gute, das ewiglich währet, fürchtet ein Übel nicht, das schnell vorüber geht; denn wer sind dann jene, die mit ihrem Spotte euch verfolgen? Vergängliche, Sterbliche, in Moder Zerfallende, vom Wurm des Gewissens Gequälte! »Wer bist du, daß du vor einem sterblichen Menschen dich fürchtest, vor dem Sohn des Menschen, der wie Gras verdorret? wer bist du, daß du um seinetwillen des Herrn, deines Schöpfers, vergissest«

(Isai 41.), und des Herrn, deines Erlösers? daß du aus Menschenfurcht läugnest und sprichst: ich kenne den Menschen nicht? Wie dann, wenn es um den Tod sich handelt, wenn es gilt, den Glauben bis zum Blute zu bewahren? Was lehret für diesen Fall der Katechismus, und jede Formel der Glaubensübung? —

Joram Macata, ein edler, christlicher Japaner, um seiner Religion willen zum Tode verurtheilt, nahm von seiner Gattinn, seinen Kindern und Dienern Abschied, und bat sie, sich sämmtlich aus dem Hause zu flüchten; er selber, sobald er allein war, warf sich vor einem Bilde des Gekreuzigten nieder, und betete. Als es dunkel geworden, kamen gegen zweyhundert bewaffnete Männer heran, das Todesurtheil zu vollziehen; sie kamen aber in so großer Zahl, weil sie fürchteten, es möchte, nach japanischem Landesbrauche, eine ganze Schar hier versammelt seyn, um den Verurtheilten zu schützen. Sie lauerten eine Zeit lang, und da Alles still blieb, wagte sich endlich einer von der Rotte ins Haus, fand Alles offen und leer, und rief zu den Übrigen hinaus: Joram ist entflohen. Joram aber trat an die Stiege, und rief laut: Joram ist nicht entflohen; er ist zu Hause, und harret auf das Glück, für Jesum zu sterben! Sie kamen also herauf, schlugen ihm das Haupt ab, und erfüllten seine Sehnsucht. — Dieser edle Joram Macata, war er etwa ein Schwärmer? —

Es findet sich aber noch eine andere Begebenheit aus derselben Zeit und demselben Lande, die noch näher

hieher sich bezieht. Titus, ein adeliger Christ im Reiche Bungo, ward von dem heidnischen Könige vergeblich mit Drohungen und Verheißungen bestürmt, seinen Glauben zu verläugnen. Da ward ihm der Befehl gebracht, seinen neunjährigen Sohn Matthäus zum König zu senden. Der Knabe ward hingeschickt, mit Schmeicheleyen überhäuft, mit Drohungen geschrecket, seinem Glaubeu treu, widerstand er allen diesen Versuchen. Nach zwey Tagen ward dem Titus berichtet, sein Söhnlein sey erwürgt worden, und nun wurde seine Tochter Martina gefordert, ein eben aufblühendes Mägdlein von vierzehn Jahren. Eile zum Könige, sprach ihr Vater, und zeige ihm, daß die Tugend nicht aus den Jahren ermessen werde, und daß der Glaube keinen Unterschied mache zwischen Alter und Geschlecht. Bald nachher kam eine neue Botschaft: Martina sey ihrem kleinen Bruder schon nachgefolgt, und es würde nun Simon, der ältere Bruder, erwartet. Auch Simon begab sich auf den Weg, ohne eine Furcht zu äußern. Wenige Tage waren vergangen, als ein vierter Bote zu dem neuen Hiob kam; auch Simon, hieß es, sey ein Opfer seiner Standhaftigkeit geworden, und ihm selbst sammt seiner Gemahlinn stünde dasselbe Loos bevor, sofern sie ihren Starrsinn nicht beugten. Er wurde förmlich zum Könige berufen, und als auch an ihm alle Künste der Überredung, und alle Zurüstungen zur Todesqual, die man vor seinen Augen machte, ihre Wirkung verfehlten, öffnete endlich der König eine Seitenthüre, führte ihm die beyden Söhne und die

Tochter wohlbehalten wieder zu, und bezeugte vor allen seinen Würdenträgern und Trabanten, daß eine so hohe Standhaftigkeit ihm Ehrfurcht abgewonnen habe. — Und auf ähnliche Weise würde auch mitlen nnter den neuen Heiden, ein jeder Christ sich Ehrerbietung und unangefochtene Ruhe verschaffen, der es dahin bringen könnte, standhaft und herzhaft sich zu zeigen, und durch keine Verzagtheit und Halbheit sich lächerlich zu machen. Und gehet es endlich denn um Blut und Leben? Gehet es nicht höchstens um ein bischen Spott, der nicht vermag, die Haut zu ritzen? Aber eben hier ist der Stein des Anstoßes. Nicht Menschenfurcht allein ist's, was den Christen zur Verläugnung verführt, es ist auch die Sucht, von den Menschen geschätzt und geehrt zu werden. Aber wie verkehrt ist nicht dieß sieche Verlangen! Soll es wohl wünschenswerth seyn, auch von solchen Menschen geschätzt zu werden, die vor dem Auge Gottes verächtlich sind? Will eine züchtige Jungfrau gelobt werden auch von der Kupplerinn? Will ein eingezogener Jüngling auch von dem Ausgelassenen gerühmet werden? Will der Fromme in Ehren gehalten seyn auch von dem Gotteslästerer? »Bespreche dich mit einem Menschen, der ohne Religion ist, über die Heiligkeit, mit einem Ungerechten über die Gerechtigkeit, mit einem eifersüchtigen Weibe über ihre Nebenbuhlerinn; rede mit einem Feigherzigen vom Kriege, mit einem Schelsüchtigen von der Dankbarkeit, mit einem Gottlosen von der Frömmigkeit, mit einem Unsittlichen von der Ehrbarkeit, mit einem trägen Knechte von

großer Arbeit; — mit so Gearteten sollst du in keiner Sache zu Rathe gehen!« (Eccli. 37.) Und gehen wir nicht offenbar mit ihnen zu Rathe, so oft wir ihren Beyfall suchen, ihre Mißbilligung fürchten?

Wahrlich, jene Magd im Vorhofe des Caiphas, welche den Helden des Glaubens zu Boden stürzte, heißt nicht bloß Menschenfurcht, sie heißt auch Eitelkeit und Ehrsüchteley; diese ist's, die den Glauben hinwegnimmt. »Wie könnt ihr, sprach Jesus zu den Hoffärtigen: wie könnt ihr glauben, die ihr von einander wechselseitig die Glorie annehmt, und jene Glorie nicht suchet, die von Gott allein ist?« (Joh. 5.) Und was sagen diese Worte? Daß die Begierde nach der Ehre der Menschen nicht allein dem Glauben schadet, sondern sogar ihn unmöglich macht: jenen Glauben nämlich, der nicht allein wahr, sondern auch lebendig ist. Wer nämlich alles Dasjenige glaubt und annimmt, was die Kirche lehret, ohne jedoch darnach zu handeln, dessen Glaube ist sonder Zweifel wahr, doch nicht lebendig; wer aber auch die Werke des Glaubens übt, in dem ist der Glaube lebendig. Nun macht die Sucht nach Ehre zu beyden unfähig, wie es auch geschrieben ist: »der Anfang der menschlichen Hoffart ist der Abfall von Gott.« Der wahre Glaube fordert einen gehorsamen und gelehrigen Verstand, der lebendige Glaube ein gegehorsames und demüthiges Herz. Und wie soll nun der stolze Mensch fähig seyn, nach den Forderungen des Glaubens, Beleidigungen zu verzeihen, die Enthaltsamkeit zu bewahren, durch eine reine Meinung seine

Werke zu adeln, und den Beyfall der Welt, wie ihren Spott, für nichts zu achten? »Zwar auch von den Fürsten des Volkes, sagt Johannes, glaubten Viele an Jesum, aber wegen der Pharisäer bekannten sie es nicht« — und warum? — »denn sie liebten die Glorie der Menschen mehr, als die Glorie Gottes.« (Joh. 12.) Man kann diese Worte, für die nun herrschende Religion, noch deutlicher und gemeinfaßlicher ausführen: »Auch unter den Handwerksgesellen, unter den Lehrjungen, unter den Grammaticalschülern, wie unter Akademikern, Militärs und andren mehr, glauben noch viele oder manche hübsche Leute an Jesum, aber wegen der anderen Handwerksgesellen und Lehrjungen, wegen der übrigen Grammaticalschüler, bekennen sie es nicht.« Und kann man sich darüber verwundern? Petrus, der Fürst der Apostel, läugnete Jesum, nicht wegen der Pharisäer (die im Vorhofe nicht standen), sondern wegen der Knechte der Pharisäer. Zu Jesu hatte er, aus höherm Antriebe, gesagt: du bist kein irdischer Mensch; du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! — zu den Knechten aber sprach er: ich kenne den Menschen nicht. — Wer aber ist »dieser Mensch?« Er ist der Sohn des lebendigen Gottes, Mensch geworden aus Liebe zu uns. Was will er mit uns? was will er uns seyn? was will er uns werden? »Geh' hin, sagte er zu Magdalena, geh' hin zu meinen Brüdern, und sage ihnen: ich steige hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater;« — er ist unser Bruder geworden, er will ewiglich unser Bruder seyn; o welch eine

Herrlichkeit und Hoheit, die einstmals an uns soll geoffenbaret werden! —

Zur Zeit, da Philipp II. von seinem Vater, dem Kaiser Carl V., das Königreich Spanien übernommen, lebte (wie Famianus Strada berichtet) in der kleinen Stadt Villagarsia ein Edelmann von mittelmäßigen Glücksgütern, Namens Aloysius Quisciada, und unter seiner Obhut sein Pflegesohn Juan, den er zwar einfach, doch mit zärtlicher Sorgfalt erzogen hatte. Da hieß es einst, der König werde von Vallisolet in die Gegend von Villagarsia kommen, um in den Forsten des benachbarten Klosters Spina eine Jagd zu halten. Alle Edelleute der Umgegend begaben, an der Spitze ihrer Jäger, sich dorthin, und mit ihnen auch Quisciada; er bestieg aber dießmal ein Pferd von besonderer Schönheit und mit ungewöhnlicher Pracht gezäumt und geschmücket, während sein Pflegesohn auf einem gemeinen Gaul ihm folgte. Als sie der Anhöhe Torosio sich genähert hatten, machte Quisciada Halt, stieg von seinem Pferde herab, und befahl dem Jünglinge ein Gleiches zu thun. Der Jüngling stieg ebenfalls ab, und siehe, Quisciada fiel ihm zu Füßen und sprach: Es sey Eurer Hoheit gefällig, mir gnädigst die Hand zum Kusse zu reichen; wollet Euch auch nicht allzu fast darob verwundern, indem Ihr bald Alles klärlich erfahren werdet; für jetzt aber besteiget mein Pferd, als welches nicht für mich, sondern für Euch, so stattlich geschmücket worden ist. Staunend und verwirrt über ein so seltsames Beneh-

men, folgte Juan dem Anerbieten; nicht geringer war die Verwunderung aller Jagdgefährten, die nicht ahnden konnten, welch einen Ausgang diese Scene nehmen sollte. Da ritt aber schon, an der Spitze eines großen und glänzenden Gefolges, der König die Straße herab, und mit seinem Pflegesohn näherte sich Quisciada, um ihm mit der Kniebeugung zu huldigen; der König aber half mit eigener Hand dem Jüngling wieder auf, und fragte ihn lächelnd, ob ihm wohl bekannt wäre, von welch einem Vater er abstammte? Verwirrt stand der Jüngling, und keiner Antwort fähig, dieß einzige nur dunkel erkennend, daß Quisciada, den er bisher dafür gehalten, sein Vater nicht war; der König war inzwischen vom Pferde herabgestiegen, umarmte ihn, und sprach: Sey guten Muthes, du bist eines vornehmen Mannes Sohn; der glorreiche Carl V. ist dein Vater, wie der meine! Und er ließ ihn wieder auf sein Jagdpferd sich schwingen, und berief die Edelleute, die er ihm zum Gefolge erwählet hatte; denn der Jüngling war niemand Anderer, als der erlauchte Fürst Juan von Österreich, den Carl V. im Verborgenen hatte erziehen lassen, und von welchem er seinem Sohne Philipp erst auf dem Todbette Nachricht gegeben. Die freudige Anerkennung ward vom Jubelrufe der Großen und des Volkes verherrlicht, und Philipp selber pflegte zu sagen: niemals habe er von einer Jagd so köstliche Beute heimgeführt. Wer aber kann die Überraschung und die Freude ermessen, welche dem jugendlichen Fürsten an jenem Tage bereitet war, da er, als ein Bruder des Königs er=

klärt, vom Stande eines unbedeutenden Edelmanns plötzlich zu solch einem Gipfel der Hoheit sich erhoben sah?—

Doch nur von allen Seiten beschränkt und überaus flüchtig, ist jede irdische Herrlichkeit; unermeßlich hingegen und unvergänglich jene, die uns im Himmel bewahret wird. Wenn nun ein echter Christ, im wahren und lebendigen Glauben, als einer aus den Kindern Gottes, die nicht aus dem Fleische, sondern aus Gott geboren sind, gerecht und getreu, klein und geduldig seine Tage fortgelebt, und dieß Leben als einen Stand der Vormundschaft und der Erziehung für die Ewigkeit betrachtet hat, und es schlägt nun die Stunde, da er abgerufen wird, da die Worte an ihn ergehen: »siehe der König kommt, gehet ihm entgegen,« — da wird sein bisheriger Führer, Erzieher und Pflegevater, der schützende Engel, weil er in dem Könige der Engel auch die Menschheit anbetet, seinen Pflegling mit großer Ehrerbietung grüßen, und freudig ihn, in herrlichem Glanze, dem ewigen Könige vorstellen; dieser aber, begleitet von den Scharen der Engel, wird mit holdseliger Güte ihm entgegen kommen, »er richtet den Demüthigen empor vom Staube, um auf die fürstlichen Sitze ihn zu erheben« (Ps. 112), er sagt zu ihm nicht bloß: »wohlan du guter und getreuer Knecht, geh' ein in die Freude deines Herrn,« sondern er empfängt ihm mit dem ewigen Friedenskusse, er nennt ihn seines Vaters Sohn, seinen Bruder, und vor wem? vor den Engeln und Fürsten des Himmels, vor den Thronen und Seraphim, und ihrer jungfräulichen Königinn, vor den Pa-

triarchen und Aposteln, vor den schimmernden Reihen der Martyrer und der Jungfrauen: welch ein Frohlocken der Engel, welch eine Wonne in den Wohnungen des himmlischen Sion! — Aber es ist Eine wesentliche Bedingung dabey, und wer hat sie nicht gehört? »Wahrlich sage ich euch: ein Jeglicher, der mich bekennen wird vor den Menschen, den wird auch des Menschen Sohn bekennen vor seinen Engeln.« Welch eine kleine Bedingung, welch ein unendlich höheres Gut? Wer ihn, als Meister, Führer, Gesetzgeber, Richter und Herrn bekennet vor den Menschen, vor einer geringen Zahl sterblicher Menschen, den wird er bekennen, als seinen Auserwählten, vor den zahllosen Reihen unsterblicher Geister. »Wer aber vor den Menschen mich verläugnet, den werde ich auch verläugnen vor den Engeln Gottes!« Welch eine schreckliche, aber gerechte Vergeltung!

Bekannt ist, was der heilige Augustinus und Gregorius von jenem großen Victorinus erzählen, welcher, zur Zeit des Augustinus der berühmteste Redner Roms war, so daß der Senat ihm eine Statue auf dem Forum errichtete. Da er die heilige Schrift gelesen, und die evangelische Wahrheit seine Vorurtheile besiegt hatte, bekannte er dieß dem heiligen Simplicianus mit den Worten: Du sollst wissen, daß ich bereits ein Christ sey, doch nicht öffentlich, sondern insgeheim, und dir im Vertrauen gesagt! Denn er verabscheute zwar den Götzendienst, fürchtete aber die stolzen Heiden, bey denen er in so hoher Verehrung stand, weßhalb er nicht wagte, öffentlich den Gekreuzigten zu bekennen. Simplicianus

erwiderte: ich werde niemals glauben, daß du unter die Christen gehörst, so lange ich dich in der Kirche Christi nicht sehe. Victorinus aber lachte dieser Rede, denn, sprach er: machen auch wohl die Wände und Mauern einen Christen? Allein, als er späterhin im Evangelium las: »Wer Meiner sich schämen wird und meiner Reden, dessen wird auch der Sohn des Menschen sich schämen« (Luc. 9.), da erkannte er, wie schmachvoll es sey, sich der Sacrilegien der Abgötterey nicht zu schämen, wohl aber des göttlichen Wortes; er eilte zu Simplicianus, und sprach: lasse uns in die Kirche gehen, ich will ein Christ werden. Und er legte sein Bekenntniß laut ab, vor einer ungeheuren Volksmenge. Denn allerdings, was für ein Bekenntniß ist jenes, und welche Kraft kann es haben, das nicht vor Zeugen geschieht? Und dennoch, da der Glauben dreyfach bekannt werden muß: mit dem Herzen, mit dem Munde, mit dem Werke, was werden die Worte fruchten, wenn die That und das Werk das Gegentheil aussprechen? Wer in der Gesellschaft der Unlauteren die Reinigkeit, unter Schwelgern die Mäßigkeit, unter Anmaßenden die Bescheidenheit, unter Hochtrabenden die Demuth verläugnet, wen verläugnet er anders, als Christum, den Meister und das Vorbild aller wahren Tugenden? —

»Wer mich vor den Menschen verläugnet, den werde auch ich verläugnen vor den Engeln Gottes.« Da werden zwar Viele sagen: Herr, haben wir nicht

deinen Namen angerufen, in deinem Namen gehandelt? Ich aber, spricht der Herr, werde ihnen erwidern: »Ich habe euch niemals gekannt; weichet von mir Alle, die ihr Ungerechtigkeit wirket!« Wer sind die Unglücklichen, die der Herr von sich weiset, mit den herben Worten: ich kenne euch nicht? Die ihm nicht ähnlich geworden sind. Denn dieß ist die Bedingung, um zur seligen Anschauung des Vaters zu gelangen: »daß wir ähnlich werden dem Vorbild des Sohnes,« und dieß durch seine Gnade, durch seine Wahrheit, durch alle jene Tugenden, in welchen er uns vorgeleuchtet. Wenn nun ein Christ, der diese Tugenden versäumt, und den Leidenschaften sich ergeben hat, vor dem Richterstuhl Gottes treten muß, da wird die Gerechtigkeit auf der Wage ihn prüfen, und, da sie ihn allzu leicht findet, ihm sagen: »der Gerechte lebet aus dem Glauben« (nach dem Lichte seines Gewissens), dieser war dem Lichte treulos; ich kenne den Menschen nicht. Die heilige Wahrheit wird mit ihrem Flammenblicke ihn durchschauen, und sagen: dieser Mensch hat behauptet, er kenne Gott, aber durch seine Werke ihn geläugnet; ich kenne diesen Menschen nicht. Die Keuschheit wird, ihr Aug' abwendend, sagen: wer kann Gott anschauen, es sey dann, wer reinen Herzens ist? An diesem ist nichts, was nicht unrein wäre; ich kenne den Menschen nicht. Die Sanftmuth wird ihn prüfen, und erklären: wer wird das Reich besitzen, es sey dann der Sanftmüthige? In diesem wohnet nur herber Groll und Bitterkeit; ich kenne den Menschen nicht. — O Herr, wer wagt es, deine

Gerichte zu tadeln? »Gerecht bist du, und gerade ist dein Urtheil.« (Ps. 113.) Gerecht bist du, wenn du jenen läugnest, der zuerst dich geläugnet hat, aber du bist barmherzig auch, und willst das Verderben des Sünders nicht; »du richtest auf den Gefallenen, du erhebest den Gesunkenen,« du hast auch deinen Jünger aus dem Verderben gerettet, und wieder auf den Felsengrund ihn gestellt, du hast für sein ganzes Leben ihn befestigt in heiliger Liebe, in tiefer Demuth, in erhabener Stärke, und wodurch? Durch eine einzige Wendung deines Angesichts, durch einen einzigen Blick deines Auges. Ach, was habe ich zu thun, so oft Menschenfurcht mich zaghaft macht, so oft Spott oder Drohung mich schrecken? Ich werde zu dir mich wenden und rufen: »Sieh' auf mich, und erbarme dich meiner!« Wenn außen die Welt mich lockt, wenn innen die Leidenschaft, oder dämonisches Blendwerk zu Werken des Unglaubens mich reizen, was soll ich beginnen? Ich werde zu dir mich wenden, und flehen: Sieh auf mich, und erbarme dich meiner!—

Soll mir Schamroth auf den Wangen brennen,
Wenn ich thu', o Herr, wie du befohlen?
Soll ich freudig nicht und unverhohlen
Deinen Namen, deine Macht bekennen?

Weh mir, wenn ich dich, mein Gott, verachte,
Da ich feige vor den Menschen zittre!
Sieh' auf mich, o Herr, daß solche bittre
Thorheit mich nicht ewiglich umnachte!

Siebentes Wort.

»So bist du dann ein König?« (Frage des Pilatus; Joh. 18, 37.)

Vor der Pforte des römischen Prätoriums stehen bey frühem Morgen die Priester, die Fürsten der Pharisäer und die Schriftgelehrten versammelt; zwar ist Jesus in ihrer Mitte, aber »das Licht leuchtet mitten in den Finsternissen, und die Finsternisse haben es nicht begriffen.« Und weil ihr zartes Gewissen ihnen verbietet, die Wohnung des Heiden zu betreten, so schreitet der stolze Römer zu ihnen heraus; verächtlich sieht er auf die Hochmüthigen herab, die ihrerseits auch ihn in ihrem Herzen verachten; »was für eine Klage, fragt er, habt ihr wider diesen Menschen?« Sie aber, die Jesum bereits verurtheilt haben, aus Gründen, die bey dem römischen Statthalter wenig gelten würden, müssen auf eine triftigere Anklage sinnen; ihre trotzige Rede: wäre dieser kein Übelthäter, so hätten wir ihn dir nicht ausgeliefert,« findet keinen Eingang; da haben sie denn das Schwert ihrer Zunge mit dem echten Gifte bestrichen, und wenden sich zu politischen Kunstgriffen. »Diesen haben wir befunden, daß er unser Volk verkehret, und ihm verbietet, dem Cäsar den Tribut zu zahlen, und

daß er gesagt hat, er sey Christus der König.« Wo so unverschämt die Lüge laut wird, da schweigt die Wahrheit; staunend betrachtete Pilatus den Angeklagten, der kein Wort zu seiner Rechtfertigung sprach, er führte ihn in das Prätorium, und erneuerte die Frage: »also du bist der König der Juden?« Jesus erwiderte: »mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre es von dieser Welt, so würden meine Diener für mich streiten, nun ist aber mein Reich nicht von dieser Welt.« Da fragte Pilatus neuerdings, mit steigender Befremdung: »so bist du dann ein König?« Du, so verachtet und wehrlos, so arm und verlassen, du ein König? — Eine solche Frage stellen, trotzigen Muthes, alle Ungehorsamen an Christum: Dir sollen wir gehorchen? bist du denn ein König? Aber die Frage wendet sich um: Christ, der du Ihm nicht gehorchen willst, bist du denn ein König? Und wenn du wirklich ein König seyn willst, mußt du dann Ihm nicht gehorchen? —

In einen jener dunklen und unwegsamen Wälder, mit welchen die Mittelgebirge Böhmens bedeckt sind, hatte ein hochadeliger Herr von einem Tannhirsch, den er jagte, so tief ins Gehölze sich locken lassen, daß er sich plötzlich ganz einsam und von seinem Jagdgefolge spurlos entfernt gewahrte. Wie er nun, um einem Rückweg zu suchen, bald dahin sich wendete, wo das Gehölz mehr sich zu lichten schien, bald wieder die waldigen Höhen hinan ritt, um eine Aussicht zu finden, und

von da wieder in desto tiefere Schluchten hinab kam, so gerieth er durch diese Bemühungen nur immer tiefer in die unwirthliche Wildniß, und schon begann es dunkel zu werden, so daß er sich gefaßt machte, die Nacht über im Kampfe gegen Wölfe und Bären, im Freyen verweilen zu müssen, als er von ferne einige Hütten gewahrte, welche er vor Einbruch der Nacht noch erreichte. Gleich bey der ersten Hütte stieg er ab, und bat um eine Herberge, die ihm auch gewähret ward. Der Köhler, der da wohnte, war nicht allein; außer seinem Weibe war auch ein Sohn, eine junge Schwiegertochter, und ein Knecht zugegen. Diesem Letztern übergab der Fremde sein Pferd zur Pflege, und setzte sich dann ganz unbefangen in die niedrige und rußige Stube, wo er so wohlvergnügt das Stücklein Haferbrot aß, das er zum Abendmal bekam, als wäre er nie an etwas Besseres gewöhnt gewesen. Neugierig betrachteten ihn inzwischen die Bewohner der Hütte, sie kannten ihn zwar nicht, aber weil sie an seinen Händen Edelsteine blitzen sahen auch an seinem Angesicht und Anstand etwas Vornehmes und Hohes gewahrten, so schien das ihnen Grund genug, hier eine namhafte Beute zu hoffen; und kaum hatten sie ihm in einer engen und niedrigen Kammer sein Nachtlager angewiesen, als sie schon über ihr abscheuliches Vorhaben sich berathschlagten. Die junge Schwiegertochter, da sie den Anschlag vernahm, ward mit Entsetzen erfüllt: sie suchte sich Gelegenheit, etwas aus der Kammer zu holen, und gab dem Fremden Nachricht davon, doch mußte er vorher ihr eidlich verheißen, sie

nicht zu verrathen. Sobald er sich allein sah, schob er eine große und schwere Kiste, die in der Kammer stand, vor die wurmstichige Thüre, lud seine Flinte und Pistolen, und erwartete ruhig das fernere. Der alte Köhler horchte emsig an der Thüre, er überzeugte sich endlich, daß sein Gast schon in tiefem Schlummer liege, und suchte ganz leise die Thüre zu öffnen, da er sie aber verrammelt fand, rief er alsbald seine Mordgesellen zu Hülfe. Während nun der Köhlerssohn sammt dem Knechte die Thüre zu erbrechen sich mühten, drückte der Fremde seine Flinte auf den Köhler los, der eben durch das Fenster hereinsteigen wollte, und streckte ihn leblos zu Boden, dann schob er die Kiste weg, riß die Thüre auf, und jagte mit gezücktem Schwerte den Knecht in die Flucht, der junge Köhler aber fiel unter seinen Streichen. Da erhob das Weib des Alten ein so kreischendes Zettergeschrey, daß alle Hirten und Köhler dieses Waldthals herbey rannten, und das Haus umzingelten, um den Fremden, einem Räuber gleich, zu tödten. So sah sich der erhabene Fürst gleich einem Hirschen, der von Hunden umringet ist; aber furchtlos und mit gebieterischer Hoheit trat er zu den Lärmenden hinaus, uud sprach: Wer wagt es, Hand an mich zu legen? ich bin Maximilian, euer Herr und König! Glaubet ihr es nicht, so führt mich zum nächsten Schloßhauptmann oder Burggrafen; wollt ihr aber nicht, so werden meine Waffen mir den Weg bahnen, dann lasse ich euch allen den Kopf vor die Füße legen! Duech diese Rede verschüchtert, wagten sie nichts gegen sein Leben, sondern sie banden ihm bloß

die Hände auf den Rücken, und führten ihn bey grauendem Morgen zum nächsten Burggrafen; wie sie aber den Burgplatz betraten, sahen sie nicht allein diesen Befehlshaber bestürzt und erschrocken dem Gebundenen zu Füßen fallen, sondern voll des Jubels eilten auch alle sein Grafen und Ritter herbey, die gestern auf der Jagd ihn verloren, und hier ihn vergeblich aufgesucht hatten. Als sie den Hergang der Sache erfuhren, hätten sie die ungeschlachteten Leute gern in Stücke zerrissen, aber König Maximilian beschwichtigte lächelnd ihren Grimm, und ließ jene ruhig ihres Weges ziehen, doch wurde der ruchlose Knecht, als Theilnehmer an der Unthat, enthauptet, die Mörderhütte eingeäschert, das junge Weib hingegen, das den König gerettet, ward aufs reichlichste belohnt, und in hohen Ehren gehalten.

Was in diesem Ereignisse an dem so hart bebedrängten Fürsten bewundert werden kann, ist allerdings seine kaltblütige Fassung, und die erhabene Sanftmuth, die er gegen die Rohen bewies; beachtungswerther aber sind die höhern Anklänge, welche daraus hervorgehen. Denn als der König der ewigen Herrlichkeit in die finstern Wälder dieser Menschenwelt herabgestiegen war, und dieß allerdings auch um einer Jagd willen, um die ihm entfremdeten, verwilderten Seelen mit seiner Liebe zu verwunden und gefangen zu nehmen, da ging er aus freyer Wahl, und die Gefahr durchsehend, in die Räuberhöhle und Mördergrube hinein, die damals Jerusalem vorstellte; führte ja selbst der Tempel diesen schmählichen Namen: »mein Haus ist ein Haus des Gebetes, ihr aber

habt eine Räuberhöhle daraus gemacht!« Als da die Köhlersippschaft der finsteren Pharisäer den Glanz seiner Herrlichkeit sah, welcher, ihrem tiefinnern Elend gegenüber, ihnen um so bitterer auffiel, machten sie den Vorsatz, ihn zu erschlagen; denn daß er ihr wahrhafter, ewiger König war, wußten sie nicht, und wollten sie nicht wissen; — »wenn sie den Herrn der Glorie gekannt hätten, würden sie ihn nicht gekreuzigt haben!« (1. Cor. 2.) — dieß aber war ihre Absicht, durch den Mord sich aufzuhelfen, und ihren frühern Schimmer in größerm Maße wieder zu gewinnen. Sie umringten und umzingelten ihn also auf dem Ölberge; und zwar trat er mit göttlicher Erhabenheit ihnen entgegen, und sprach: Ich bin es, so daß sie rücklings zu Boden stürzten; zwar sprach er zu ihnen feyerlich; ich bin Christus, euer König, euer Richter, »von nun an werdet ihr den Sohn des Menschen thronen sehen zur Rechten der Kraft Gottes, und kommen in den Wolken des Himmels;« doch glaubten sie es nicht, und suchten ihn zu tödten; weil sie aber die Gewalt nicht besaßen, dieß selber zu thun, so banden sie ihm die Hände, und führten ihn zum nächsten Burgvogt, zum Statthalter der Provinz, ja zu seinem eigenen Statthalter, weil er der König aller Könige ist, und alle irdische Gewalt in der göttlichen ihre Quelle hat; zu seinem eigenen Statthalter auch in anderer Rücksicht, weil er, der Sohn Davids, durch seine menschliche Herkunft insbesondere ein König von Jerusalem, und folglich Pontius Pilatus der Statthalter seines Reiches war. Dieser letztere jedoch erkannte in den schmählichen Banden seinen

Herrn und Gebieter nicht, er ahndete zwar in ihm etwas Großes und Hohes, aber er kannte ihn nicht. — In welch einem wundersam grellen Contraste standen nun hier das Reich Gottes und das Reich dieser Welt sich gegenüber! In der Toga und dem Purpur, in gebietender Stellung zeiget sich der stolze Römer, umgeben von den Lictoren, von den Adlern und Kriegeszeichen der römischen Weltherrschaft; ihm gegenüber steht Jesus, zwar mit einem Ausdrucke von Hoheit, vor welchem aller irdische Glanz in Schatten sinkt, doch aber keiner andern Hoheit, als welche Sanftmuth und Weisheit verleihen; in unerschütterlicher Ruhe steht er, der König des Friedens, Pilatus aber erbebet innerlich vor seinem Anblick, denn in dieser wunderbaren Ruhe und Sanftmuth, die von so schmählichen Mißhandlungen nicht getrübet wird, ahndet er eine höhere Würde; schon hat er Ein Mal gefragt: du also bist der König der Juden? — neuergings fragt er: So bist du dann ein König? — Ich bin es, erwiderte der Herr; und längst schon hatten die Propheten es vorgesagt. »Erhebet ihr Fürsten eure Pforten! erhebet euch ihr ewigen Pforten, und lasset eingehen den König der Glorie! Wer ist der König der Glorie? Der Herr, der mächtig ist im Streite, der Herr der Tugenden, dieser ist der König der Glorie!« Ich bin es, erwiderte der Herr, doch ist mein Reich nicht von dieser Welt. »Die Könige der Völker, sprach er zu seinen Jüngern, herrschen über dieselben, ihr aber nicht so: sondern wer unter euch der Größte ist, der sey, wie der Kleinste. Siehe, ich bin in eurer Mitte einem Dienenden gleich.« (Luc. 22.)

Als er die Tausende in der Wüste gespeiset hatte, und sie ihn zum Könige ausrufen wollten, entzog er sich ihrem Auge, denn sein Reich ist nicht von dieser Welt. —

Jener glänzende Fürst, den man seiner Schönheit wegen den Phöbus oder Apollo nannte, König Franz von Navarra, als er in der Blüthe seiner Jahre sich dahin sterben sah, seufzte und sprach: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wie meinte er dieses? War er nicht ein König? Er war es allerdings, aber da er von hinnen scheiden mußte, da sein irdisches Reich von ihm wich, blieb ihm keine Hoffnung mehr, noch fernerhin ein König zu seyn, es sey denn in jenem Reiche, so nicht von dieser Welt ist. Diese königliche Würde, dieser Anspruch auf ein ewiges Reich, wird von jedem Christen nur in dem Maße behauptet, als er seine Leidenschaften bezwinget, und die geistige Herrschaft über sich selbst gewinnt. Ein König, sagt Eucherius, ist jeder Gläubige, der sich selber zu beherrschen weiß, und welchem das Kriegsheer der heiligen Tugenden zu Gebote steht. Ein König, sagt Gregorius ist derjenige, der alle Regungen seines Herzens nach dem göttlichen Willen ordnet, und über dieselben die Herrschaft führt, indem er auf der Höhe der erleuchteten Vernunft wie auf einem Throne sich erhält, alle widersprechenden Leidenschaften ihrer Botmäßigkeit unterwirft, den innerlichen Frieden behauptet, und die Gesetze der Billigkeit und Gerechtigkeit in seinem eigenen Innern handhabt! — Nicht minder ehrwürdig, sagt Chrysostomus, als ein mächtiger König, der im Diadem auf seinem Throne schimmert, ist jeglicher Mensch, welcher in seiner geistigen

Kraft über die knechtischen Leidenschaften herrschet. — Wird der Mensch nicht mit Recht ein König aller irdischen Geschöpfe genannt? Aber welche Macht und Würde ist es eigentlich, die ihm diesen Namen erwirbt? Ist es die körperliche Größe, die imposante Statur? Der Elephant, der Hippopotamus und Cameloparд übertreffen ihn weit. Ist es die physische Kraft, die Stärke der Sehnen und Knochen? Ungleich größer ist jene des Löwen, des Leoparden. Eine Kraft nur ist es, die ausschließlich der Mensch besitzt, und die ihn zum König der Schöpfung adelt: die Kraft des Geistes, die Macht, über sich selber zu herrschen. Was soll man von einem Menschen rühmen, der zwar physische Kräfte in Fülle besitzt, dem es auch an Gedächtniß, Scharfsinn, Witz, Geschicklichkeit nicht fehlt, der aber, von Zorn, Rachsucht, Hoffart, Wollust und anderen Begierden fortgerissen, sich und anderen verderblich, zerstörend um sich her tobt? Ist dieser wohl ein König?

Vielbekannt ist jenes Geschichtchen, von Lucian zuerst ans Licht gebracht: wie nämlich ein Reiter, von seinem widerspenstigen Gaule über Stock und Dorn dahingeschleppt ward, und Jemand, der ihn vorüber fliegen sah, ihn fragte: wohin? Der Reiter zeigte auf den Gaul, und rief: »wohin es diesem beliebt!« Wie viele Unbesonnene, die von dem christlich sittlichen Lebenswege auf ferne Abwege, bis in den Abgrund hinab, sich fortreißen lassen, müßten, um aufrichtig zu seyn, eben so antworten? O finsterer Mensch, mit der glühenden Röthe im Angesicht, mit den blitzenden Augen, wohin?

Wohin es dem Zorne beliebt. O eilfertiger Jüngling, der du unaufhaltsam durch die Straßen stürmest, wohin? Wohin es der Wollust beliebt. O leichtfertiges Mägdelein, auf nichts als Putz und Schimmer bedacht, wohin so rasch? Wohin es der Eitelkeit beliebt. O roher und gottloser Mensch, der du nichts als Fluchworte im Munde führst, Wildheit und liederliche Lust im Herzen, wohin? Wohin es dem Satan beliebt. Ach warum bleibst du nicht lieber auf dem Wege der Sanftmuth, der Sittlichkeit, der Einfalt, der Nüchternheit, der Gottesfurcht, nach den Geboten Christi und seiner Kirche? Die Antwort ist all überall gleich bereit: ich bin kein Sclave, ich bin nicht der Dümmlinge einer, und der knechtischen Frömmlinge; ich bin mein eigener Herr, und thue, was mir beliebt. — O wer du immer so redest, du bist in einer böslichen Täuschung: du bist nicht frey, sondern ein Sclave! »Wer die Sünde thut, ist der Sünde Knecht!« »Lasset die Sünde nicht regieren in eurem sterblichen Leibe, daß ihr seinen Begierden gehorchet!« (Röm. 6.) Wer von der Sünde sich beherrschen läßt, wer seinen Begierden unterthan ist, wer von seiner eigenen Bosheit sich unterjochen läßt, ist derselbe wohl ein König? Ist es nicht jener vielmehr, bey welchem das Gegentheil gilt? Wer ist es aber, der seine Leidenschaften bezwingt, und der, in ritterlichem Streite, die Krone des Lebens erwirbt, um ewig ein König zu seyn? »Ein Mann, der gehorsam ist, wird von Siegen zu reden wissen.« (Sprichw. 21.) Denn darin eben besteht die Herrschaft des Geistes über alle verderblichen Leidenschaften, daß der Verstand und der Wille der göttlichen All-

macht, dem ewigen Gesetze sich unterwerfen. Eine solche Übung des Gehorsams ist der Glaube, eine solche Übung des Gehorsams die Reinigkeit, die Geduld, die Feindesliebe; nur aus dem Gehorsam gehen alle übrigen Tugenden hervor, nur durch diese Tugend bewahrt der Mensch seine erhabene Würde und Freyheit: »Gott dienen heißt herrschen.«

Wann erwachte im Menschen zum ersten Mal jene thierliche Sinnlichkeit, die ihm zur Schmach gereicht? Damals erst, als er durch den Ungehorsam von Gott abgefallen war; und so werden auch diejenigen am heftigsten von diesem Stachel gequält und überwunden, die nach ihrem Eigenwillen, nach ihrer eigenen Einsicht leben, und dieß mit Recht; denn (wie Augustinus sagt) »weil du dem Herrn nicht gehorchest, wirst du vom Knechte gepeinigt.« Was bringt wohl größere Unruhe und Qualen des Herzens, als der maßlose Ehrgeitz, und die Sucht, sich vor Anderen hervorzuthun? Aber gerade dieß ist's, was den Gehorsamen am wenigsten anficht, denn nach dem Rathe des heil. Petrus »unterwirft er sich den Menschen um Gottes Willen.« Was gibt dem dämonischen Irrthume den vielfachsten Zugang? Das stolze Verlangen, seinem eigenen Urtheile zu folgen, von seinen eigenen Einbildungen sich bestimmen zu lassen. Darum bleibt Niemand frey davon, es sey dann, wer, seinem Urtheile mißtrauend, einem rechtmäßigen und weisen Vorgesetzten oder Führer sich untergibt. »Ein Sohn, der das Wort seines Vaters bewahrt, wird vom Verderben frey seyn.« (Sprichw. 29.) O wie vielfache Siege weiß der Gehorsame zu erzählen! Er

allein folget dem großen, über alle Einwürfe siegenden Beyspiel, daß der König der Engel und der Menschen auf Erden gegeben: »ich bin vom Himmel herabgestiegen, nicht, daß ich meinen Willen thue, sonders desjenigen, der mich gesendet hat.« Was für ein König also ist der Herr unseres Heils? Ein König, der von ewigen Höhen herabgestiegen ist in die Tiefen der Demuth, und der den Gehorsam geübet hat bis zum Tode des Kreuzes, um uns die wahre Freyheit und Herrschaft zu bringen. »Sey eine Beherrscherin deiner Leidenschaften (sprach er zu Maria Magdalena von Pazzis), und erbitte diese Gnade von mir, der ich der Beherrscher aller Geschöpfe bin.« Darum erschien er auch, mitten in seinen schmählichsten Leiden, als ein König, mit der Krone und dem Purpur; darum sprach er zu seinen Jüngern, vor seinem Tode schon: »Vertrauet, denn ich habe die Welt überwunden.«

Eine adelige Frau (deren Name nicht aufbehalten worden) hatte zwey Bilder in ihrem Saale, derer eines den König Alexander der Macedonier vorstellte, die Weltkugel auf der flachen Hand haltend, das andere aber den heiligen Jüngling Aloysius, auf die Weltkugel mit einem Fuße tretend. Beyde Bilder zeigte und erklärte sie ihrem Kinde, um es zu ergetzen; das Kind aber, das für sein Alter sehr geistreich war, stellte eine Menge Fragen, die ihm die Mutter beantworten mußte. Wie aber, fragte es neuerdings, ist dann Aloysius ein König? hat er denn die ganze Welt unter sich gebracht, weil

er mit dem Fuße darauf tritt? Die Mutter erklärte es ihm, soviel das Kind davon fassen konnte: es wäre dieß nicht so gemeint, sondern er würde als ein Obsieger der Welt betrachtet, weil er in seinem erhabenen Geiste alle die Herrlichkeiten verachtet habe, an denen den übrigen Menschen so viel gelegen wäre. Siehst du Mutter, erwiderte das Kind, dieser da, welchen du Alexander nennest, ist nicht über die Welt erhaben; die Welt liegt ja auf ihm, und er muß mit seiner Hand sie tragen! — Wahrlich keine kindische Bemerkung! Wie mit seiner Hand (im Bilde), so mit seinem Herzen war Alexander der Welt unterworfen; Aloysius aber hatte ein Herz, das hoch über die Welt sich erhob: war er nicht ein König? Aber welche war die Seele aller seiner Tugenden? Nichts war ausgezeichneter an ihm, als sein edler, demüthiger Gehorsam. Selig deßhalb nennet der Herr die Armen im Geiste, d. i. die Gehorsamen, denn ihrer ist das Reich der Himmel. Selig die Sanftmüthigen, d. i. die sich selbst beherrschen, denn sie werden das Erdreich besitzen: nicht bloß jenes gesegnete Erdreich, mit welchem das Paradies bezeichnet wird, sondern wie Strabus so schön sagt: das Erdreich, worauf wir treten, jenes das wir tragen, und jenes, wohin wir trachten *). Das Erdreich, auf das wir treten, denn eben dadurch, daß er das Irdische verachtete, ward Aloysius Herr darüber; doch gilt die-

*) In der Glosse: Terra, quam terimus, quam gerimus, quam quaerimus.

ses auch in dem Sinne: daß der Sanftmüthige über die Herzen der übrigen Menschen eine süße und geheime Herrschaft gewinnt. Das Erdreich, das wir tragen: denn der Sanftmüthige ist im völligen Besitze seiner selbst, wie Raymundus von Pennafort von der heiligen Katharina von Siena bezeuget: daß sie frey war von allen menschlichen Leidenschaften. Endlich auch das Erdreich, wohin wir trachten: denn dieses eben ist das himmlische, ewig blühende Land, von welchem der Prophet spricht: (Ps. 62.) »Ich glaube dereinst die Güter des Herrn zu schauen im Lande der Lebendigen!« —

Wer achtet weislich seiner Menschenwürde,
Wer führt zum hohen Ziel sein irdisch Leben?
Wer dir, o Jesu, treu sich hat ergeben;
Leicht ist dein Joch, und süß ist deine Bürde!

Wer dir gehorcht, der weiß von Sieg zu sagen;
Die Welt, das Fleisch, der Dämon müssen weichen
Die Siegeskrone wirst du Jedem reichen,
Der nicht verschmäht, dein süßes Joch zu tragen!

Achtes Wort.

„Was ist Wahrheit?“ (Frage des Pilatus; Joh. 18, 39.)

Mancherley bedeutsame Worte sind, aus dem Munde der Feinde Christi, in seiner Leidensgeschichte aufgezeichnet, und fast in jedem derselben findet sich Lüge und Wahrheit zugleich: Lüge in der bösartigen Absicht, Wahrheit in einer höhern Beziehung. Ein Wort jedoch im Munde des Pilatus, scheint von Lüge und böser Absicht rein, es handelt vielmehr von der Wahrheit selbst, es ist die Frage: was ist Wahrheit? In der That eine große Frage, ja die größte von allen. Denn wer sie wohl zu beantworten weiß, der hat die Auflösung aller Räthsel, den Schlüssel der Geheimnisse, das Ziel und den Ruhepunct jedes aufrichtigen Menschengeistes. Wornach, frägt Augustinus, sehnet sich mächtiger die Seele, als nach der Wahrheit? Des Menschen Zweck und Ziel besteht nur darin, vollkommen die Wahrheit zu finden. Nichts ist herrlicher, sagt Chrysostomus, nichts mächtiger als die Wahrheit! — Groß und wichtig ist also diese Frage, aber wie kam sie in den Mund des römischen Prätors? Er hatte Jesum gefragt: so bist du dann ein König? und von diesem die Antwort

erhalten: »ja ich bin ein König. Denn dazu bin ich geboren, und in diese Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben; ein Jeglicher, der aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme.« Wie nun Pilatus diese Worte vernahm, fragte er sogleich: was ist Wahrheit? Stellte er etwa diese Frage ernstlich, um sich belehren zu lassen? Keineswegs, denn es war nicht so viel eine Frage, als eine jener Ausrufungen, die man in einem zweifelnden, gleichgiltigen und verächtlichen Tone ausspricht: ach Wahrheit, was ist Wahrheit! Denn Pilatus, als ein vornehm gebildeter Heide, gehörte zu den Skeptikern seiner Zeit, derer Behauptung dahin ging: es gebe gar keine Wahrheit, und es lasse keine Wahrheit je sich finden. Und daß er es so gemeint habe, zeigt sich klarer noch aus seinem Benehmen. Denn kaum hatte er jene Worte ausgesprochen, als er auch sogleich zu den Lügnern, nämlich zu den Pharisäern hinausging; er gab also sattsam zu erkennen, daß er keine Lust, und vielmehr Furcht hatte, die Wahrheit zu hören. So blieb also die große Frage: Was ist Wahrheit? unbeantwortet? O nein. Denn diese Antwort eben füllet alle Bücher des alten wie des neuen Testaments, alle Werke der heiligen Väter; überdem ist sie die Aufgabe aller philosophischen Schriften, die je erschienen sind; denn auch diese alle möchten gern jene Frage lösen. Sie ist allerdings zweyfach: speculativ und practisch. Was ist die Wahrheit, damit ich daran mich halte? dieß wäre die speculative Frage. Was lehrt die Wahrheit, damit ich darnach mich richte? dieß wäre die practische Frage. Sie läßt sich aber auch auf

dreyfache Weise stellen, oder in drey Fragen sich zersplittern, von denen eine so wichtig als die andere ist; und diese dreyfache Frage lautet: Was ist die Wahrheit? Wo ist die Wahrheit? Wie ist die Wahrheit? —

In einem jener Bücher, die zwar apokryph sind, doch aber immer in einigem Ansehen stehen, nämlich im dritten Buche Esdra, wird, eben so ausführlich als unterhaltend, eine Begebenheit erzählt, die in ihren einzelnen Momenten alle Aufmerksamkeit verdient. Darius König von Persien, einer der Nachfolger des großen Cyrus, hatte seinen Satrapen, den Statthaltern seiner ungeheuren Provinzen, die von Indien bis Äthiopien reichten, ein glänzendes Gastmal gegeben; nach geendigtem Male war er in sein Schlafgemach gegangen und eingeschlummert. Da flüsterten drey adelige Jünglinge, die das Amt seiner Leibwächter versahen, zu einander: lasset einen Jeglichen von uns einen weisen Spruch aufschreiben, und dem Könige, da er erwachen wird, vorlegen, damit derjenige, dessen Weisheit den Vorzug gewinnt, von dem Könige zu den höchsten Würden erhoben, und mit dem Purpur gezieret werde. Sie setzten sich also hin, und schrieben ihre Sentenz, jeder auf ein anderes Blatt. Der erste schrieb: »Stark ist der Wein.« Der zweyte: »Stärker ist der König.« Der dritte: »Stärker noch sind die Frauen; doch über Alle sieget die Wahrheit.« Als nun der König erwachte, überreichten sie ihm diese Proben ihrer

Weisheit (es waren für jene Zeiten und Lande sehr gewichtige Proben), der König aber, vermuthlich nicht minder darüber erfreut als erstaunt, ließ alle seine Großen, seine Satrapen, Fürsten und Weisen zusammen berufen, und sie setzten sich (nach echt orientalischem Brauch, zum feyerlich ernsten Zeitvertreibe) um Rath zu halten und zu entscheiden, wem von den Dreyen der Preis der Weisheit gebührte; diese aber wurden vor die Versammlung gerufen, um ihre Aussprüche mit echten Gründen zu bekräftigen. Es trat also der Erste hervor, welcher geschrieben hatte: Stark ist der Wein. »Ihr Edlen und Hohen, sprach er, welche Macht hat nicht der Wein über die Menschen! Er verdunkelt die Vernunft des Königs wie des Knechtes, er bringt Vergessenheit aller Sorge und aller Pflicht, er flößt dem Herzen hohen Muth ein und Geschwätzigkeit. Die ihn schlürfen, vergessen der Freundschaft und der Bruderliebe, und greifen zu den Schwertern; und wenn die Zeit vorüber ist, wissen sie nicht, was sie gethan. O ihr Edlen und Hohen, ist nicht der Wein der Mächtigste?« — So sprach er, und schwieg, und es fing der Zweyte zu reden an, welcher geschrieben hatte: Stärker ist der König. »Ihr Edlen und Hohen, begann er, sind nicht herrlich die Menschen, die Land und Meer besitzen, und was darin sich findet? Noch herrlicher ist der König, denn er herrscht über sie Alle, und was er gebeut, das thun sie. Für ihn graben sie Berge ab, für ihn erbauen sie Wälle und Mauern, für ihn gehen sie in den Tod, ihm entrichten sie ihre Tribute;

Keiner darf thun, was er will, sondern in jeglichem Worte müssen sie ihm gehorchen. O ihr Edlen und Hohen, hat nicht den Vorzug der König?« — So sprach er, und schwieg, und es begann der Dritte zu reden, welcher geschrieben hatte: »Stärker noch sind die Frauen, doch über Alle sieget die Wahrheit.« Und dieser Dritte war ein Jüngling aus königlichem Stamme: Zorobabel, Sohn des Salathiel, aus dem Hause David, dessen Name verewigt ist, im Stammregister Christi. »Ihr Edlen und Hohen, sprach er freymüthig, nicht der große König, auch nicht der Wein, hat den Vorzug der Macht. Die Menschen, welche den Wein pflanzen, und der König, welcher die Menschen beherrscht, sind sie nicht sämmtlich von den Frauen geboren? Wenn ein Mensch auch alle Schätze und die herrlichsten Dinge gesammelt hat, und er siehet ein Weib von schöner Gestalt, so weichet sein Herz alsbald von allen jenen köstlichen Dingen, und wird von dieser gefangen. Der Mann verläßt sein Vaterland, und seinen Vater, der ihn erzogen, und hanget dem Weibe an; ihr schenkt er seine Seele. Müsset ja ihr selber es wissen, wie sehr die Weiber über euch herrschen? führet ihr nicht selber Leid darüber? Viele sind zu Grunde gegangen, Viele sind erwürgt worden, Viele haben sich in in Sünde gestürzt, bloß um der Frauen willen. O ihr Edlen und Hohen, sind nicht stärker die Frauen? Groß ist die Erde, hoch ist der Himmel; wer aber übt solche Macht aus, wie die Frauen?« — »Und der König, und die Hohen und Fürsten des Reichs sahen

einander an« — sie konnten wohl füglich dieß Alles nicht läugnen. Von neuem aber begann Zorobabel und sprach: »O ihr ihr Edlen, sind nicht stark die Frauen? Groß ist die Erde, hoch ist der Himmel, schleunig der Lauf der Sonne um den ganzen Himmelsgürtel, in Einem Tage: ist nicht gewaltig und herrlich derjenige, der dieses alles gemacht hat; ist nicht groß die Wahrheit, und stärker als Alles? Die ganze Erde gibt der Wahrheit Zeugniß, der Himmel preiset ihre Macht, es ist in ihr nichts Verkehrtes, Vergängliches und Eitles. Vergänglich ist der Wein, vergänglich der König, vergänglich die Frauen, eitel und hinfällig alle Söhne der Menschen, es ist keine Wahrheit in ihnen, in ihrer Nichtigkeit werden sie vergehen; die Wahrheit aber bleibet, und herrscht in Ewigkeit, sie lebet und waltet durch alle Zeiten. Ihr gehört die Stärke und das Reich, die Macht und die Majestät aller Zeiten und Räume: gebenedeyt sey der Gott der Wahrheit!« — So sprach er, und schwieg; und die ganze Versammlung rief: Groß ist die Wahrheit, und hat den Vorzug! Da sprach der König zu ihm: Fordere, was du willst, und ich will es dir geben, denn du bist weiser befunden worden, als die Übrigen; du sollst der Nächste neben mir sitzen, und mein Anverwandter heißen. Der Jüngling aber erwiderte: Sey eingedenk, o König, des Gelübdes, das du angelobt hast, Jerusalem wieder zu erbauen; dieß ist das einzige, was ich verlange und bitte: daß du halten mögest, was du dem König des Himmels gelobt hast! (Bekanntlich hatte schon Cyrus

die Wiedererbauung Jerusalems angeordnet, unter Artaxerxes aber, dem Vorgänger Darius, war der Bau wieder abgestellt worden.) Da stand Darius auf, und küßte ihn, und fertigte alsbald die nöthigen Befehle aus, und sendete ihn als Fürsten und Führer seines Volkes nach Jerusalem, die Stadt und den Tempel wieder herzustellen.

Was aus dieser, in ihrer Art so seltsamen Begebenheit zunächst hervorgeht, ist eben die Antwort auf jene beyden Fragen: Was ist die Wahrheit? und: wo ist die Wahrheit, oder wo ihre Quelle? — »Die Wahrheit, wie Augustinus sagt (d. h. nicht die mathematische, sondern die heilige, heilbringende und beseligende Wahrheit), ist höher als unser Geist und Verstand; wo ich die Wahrheit gefunden habe, daselbst habe ich meinen Gott gefunden!« Gott selber also ist die Wahrheit, wie der begeisterte Zorobabel jenen persischen Götzen und Wollustknechten mit so siegreicher Rede dargethan; das göttliche Wort selber ist die Wahrheit, wie dieß ihr Jünger Johannes lehrt: »Der Geist ist's, welcher Zeugniß gibt, daß Christus die Wahrheit ist;« so lehrte er selbst von sich: »ich bin der Weg und die Wahrheit.« Sie war auf Erden fremd und unbekannt geworden, darum ist sie selber aus ihren Höhen herabgestiegen. »Deßhalb bin ich geboren, und in diese Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben.« Und weil diese hohe und lichte Wahrheit, die Gottheit selbst, nothwendiger Weise unendlich höher ist, als unser Geist und Verstand, so hat sie auch unendlich erhabenere

Dinge gelehrt, als der irdische Verstand finden oder durchschauen kann; weßhalb sie auch die Gnade mitbringt, die den irdischen Verstand eines solchen Lichtes fähig macht, gleichwie die Worte lehren: »Die Gnade und Wahrheit ist durch Christum worden.« Diese Gnade aber, welche den Verstand erleuchtet und fähig macht, sich der übernatürlichen und unbegreiflichen Wahrheit zu unterwerfen, ist der Glaube. —

Wem sollen wir den Glauben vergleichen, fragt Thomas von Villanova, wem sollen wir ihn ähnlich machen? Ähnlich ist er einem Herrn, der, von seinem Diener begleitet, zum königlichen Palaste hingeht. Beyde gehen auf der Straße miteinander, beyde gehen in's Hauptthor hinein, beyde steigen mitsammen die breiten Stufen hinauf, allein da sie beym Vorsaal des Königs anlangen, bleibt der Diener draußen stehen, der Herr aber geht hinein, und sieht die inneren Gemächer. Eben so wandeln auch Verstand und Glaube mit einander. Sie wandern durch die offene Straße der äußeren, sichtbaren Welt, sie gehen auch die Stufen hinan, welche die erschaffenen Dinge in ihrer Rangordnung bilden; sie wandern auf diesen Wegen gesellschaftlich, denn Alles, was davon der Glaube lehrt, wird auch vom Verstande gesehen und bestätigt. Der Glaube sagt: Gott ist allmächtig; der Verstand erwidert: dieses erkenne auch ich; denn der ein so unermeßliches Weltall gebauet hat, muß die Allmacht besitzen. Der Glaube lehrt: Gott ist unendlich weise; der Verstand bekennet: auch dieses ist mir klar, denn

die Ordnung und Einheit, die ich in den erschaffenen Dingen finde oder ahnde, setzt nothwendig eine unendliche Weisheit voraus. Der Glaube preiset Gott als die wesentliche Güte; der Verstand erkennet auch dieses, einsehend, daß Gott die Geschöpfe weder aus Nothwendigkeit, noch für seinen Nutzen gegründet habe. Der Glaube lehret: Gott ist ewig; der Verstand versichert: auch dieses betrachte und erfasse ich; denn was einen Anfang hat, setzt ein anderes Wesen als Ursache voraus, so kann folglich Gott, als in sich selber bestehend, keinen Anfang haben. Auf solche Weise steiget der Verstand in Gesellschaft des Glaubens auf den Stufen der sichtbaren Welt zu Gott empor; aber, da sie zur Pforte des Heiligthums kommen, bleibt der Verstand draußen in der Vorhalle stehen, und nur der Glaube allein hat den Eingang, denn »der Geist durchforschet Alles, auch die Tiefen und Geheimnisse Gottes.« (1. Cor. 1.) Der Glaube allein sieht außer den sichtbaren Geschöpfen auch die unsichtbaren: die erschaffenen Geister; er tritt noch näher hin, bis vor den Thron der Gottheit, er sieht die Eine unzertheilte Wesenheit in dreyfacher Persönlichkeit; er weiß das Geheimniß der Vermählung des Wortes mit der menschlichen Natur; er forschet, in den Tiefen der göttlichen Urtheile, über die menschliche Willensfreyheit, über die Wege der Gnade, über Vorsehung und Auserwählung; er schwinget sich auch von der Höhe Gottes hinab in diese Tiefen des Abgrundes, er betrachtet die Schrecknisse der göttlichen Gerechtigkeit, das Unendliche ist ihm aufgeschlossen, und er rei-

chet mit Kraft von einem Ende zum andern. — So S. Thomas von Villanova. —

Darf also der Christ noch seufzen und fragen: Was ist Wahrheit? »Wenn ich euch die Wahrheit verkünde, sprach Christus zu den Juden, warum glaubet ihr nicht?« Wahrheit ist, was der Glaube uns lehrt, und so ist die erste Frage: was ist die Wahrheit? vollkommen beantwortet, und es handelt sich nur um die zweyte Frage noch: Wo ist die die Wahrheit? wo die Quelle, aus welcher die Wahrheit des Glaubens geschöpft wird? Und siehe, auch diese Frage hat der fürstliche Jüngling Zorobabel beantwortet. Denn warum lehnte er so großmüthig alle die herrlichen Belohnungen ab, die hohen Würden und den Purpur, womit Darius ihn auszeichnen wollte? warum forderte er keine andere Gnade, als die Erbauung Jerusalems? Weil er, gleich allen Gottesdienern im alten Bunde, keine höhere Freude auf Erden kannte, als an dem Tempel Sions, und sein Herz für nichts anderes erglühte, als für die Herrlichkeit Jerusalems, von welchem so erhabene Dinge geweissagt waren, und das Heil aller Völker. »Von Sion wird das Gesetz ausgehen, das Wort des Herrn von Jerusalem.« (Isai. 2.) »Die Stadt unserer Stärke ist Sion, eingehen daselbst wird ein gerechtes Volk, das die Wahrheit behält.« (Isai. 16.) »Herrliche Dinge sind von dir, o Stadt Gottes, verkündet!« (Ps. 86.) »Jerusalem wird genannt werden: die Stadt der Wahrheit.« (Zachar. 8.) Was ist dieß Jerusalem anders, als die heilige Kirche, von Paulus geprie-

sen als die Grundfeste und Säule der Wahrheit? denn ihr Fels und Schlußstein ist Christus Jesus, ist die Wahrheit selbst. Wahrheit ist also: was der Glaube uns lehret, was die Kirche Gottes zu glauben uns fürstellt. Und wie weit umfassend, wie hoch erhaben, wie trostvoll und beseligend ist nicht diese Lehre? »Ohne Vergleich schöner, sagt Augustinus, ist die Wahrheit der Christen, als jene Helena der Griechen; viel tapferer haben unsere Märtyrer für sie gegen die Welt gestritten, als für Helena die griechischen Helden gegen Troja.«

Woher aber dieser Streit, den die Märtyrer, die Zeugen der Wahrheit, bestanden? woher diese Verfolgung und Todesqualen, die sie, ihrem Meister ähnlich, für die Wahrheit geduldet? Wie verhält sich's denn mit der Wahrheit, wie wird sie von den Menschen empfunden und aufgenommen? Das war die dritte Frage. Ist sie wirklich so überaus verhaßt und gefürchtet? Dieß läßt sich nicht geradezu behaupten. »Die Wahrheit, sagt Augustinus, wird geliebt, und was man immer liebt, so wünschet man, daß es wahrhaft sey.« Liebt Jemand den Wein, soll er echt seyn und ohne Verfälschung; Niemand schätzt einen Edelstein, er sey dann ein wahrer Edelstein; Niemand wünschet einen falschen Freund, sondern nur einen wahren; Niemand folget seinen sogenannten Grundsätzen, ohne dieselben, wenn sie auch noch so verkehrt sind, mit dem Stempel der Wahrheit zu besiegeln; Niemand feindet die christliche Wahrheit an, oder die Kirche und ihre Lehre,

ohne feyerlich zu versichern: diese Lehren seyen der Wahrheit entgegen. Was ist dieß also für ein seltsam und dämonisch verwirrter Knäuel, daß nichts auf Erden mehr geliebt, und dennoch nichts mehr gehaßt wird, als die Wahrheit? Allein dieser Widerspruch liegt nicht in einer fehlerhaften Erkenntniß des Verstandes, sondern in jener Verkehrtheit des Willens, die den Verstand zu verkehrten Urtheilen bestimmet.

Wollen wir recht klar und historisch erkennen, wie es zu allen Zeiten der christlichen Wahrheit ergehe? Fragen wir vor allem den großen Apostel, der den Ehrennamen eines Lehrers der Völker, eines Predigers der Wahrheit führt. Da die Juden in Jerusalem mit unversöhnlichem Grimme ihn verfolgten, sendete ihn der Tribun Claudius Lysias nach Cäsarea, mit einer Bedeckung von vierhundert Mann zu Fuße, und siebenzig Berittenen. Dort ließ ihn der Landpfleger Felix vor sich erscheinen, und hörte von ihm die Wahrheit des Glaubens an Jesum. Weil aber Paulus vor diesem Ungerechten, und vor seiner ehebrecherischen Gemahlinn Drusilla (einer Tochter des ältern Herodes Agrippa), viele ernstliche Worte sprach von der Gerechtigkeit, und von der Keuschheit, und vom zukünftigen Gerichte, fing Felix zu zittern an, und sagte zu ihm: »Für dießmal kannst du gehen; zur gelegentlichen Zeit werde ich dich wieder holen lassen.« Er besprach sich in der Folge wirklich öfters mit ihm, allein lediglich deßhalb, »weil er von ihm Geld zu bekommen hoffte;« er wußte nämlich, daß Paulus die reichlichen

Almosen der Gläubigen nach Jerusalem gebracht hatte, um sie dort unter die dürftigen Christen zu vertheilen. Eine geraume Zeit verging auf solche Weise, während welcher Paulus im Kerker saß; da ward Felix abgerufen, und Portius Festus kam an seine Stelle; der König Agrippa aber (der Jüngere), und Berenice, seine leibliche Schwester, mit welcher er in ärgerlicher Verbindung lebte, kamen mit großem Prunke nach Cäsarea, um den Festus die Aufwartung zu machen. Festus stellte ihnen den gefesselten Apostel vor, um über die Streitsache, welche ihn gefangen hielt, und die er nicht verstand, von Agrippa Aufschluß zu erhalten. Da redete Paulus, im Strome seiner himmlischen Begeisterung, von den Zeugnissen der Propheten, von der Offenbarung Jesu, von seiner Auferstehung, von dem herrlichen Lichte des Glaubens. Allein Portius Festus (lange nicht so vernünftig wie Pontius Pilatus), rief mitten in seine Rede hinein: »Paulus, du rasest! die vielen Wissenschaften haben dich verrückt gemacht!« Was konnte Paulus darauf erwidern? »Ich bin nicht wahnsinnig, o trefflicher Festus, ich rede Worte der Nüchternheit und Wahrheit!« Und er wendete sich an den jüdischen Fürsten: »Glaubest du, o König Agrippa, an die Propheten? ich weiß, daß du glaubest!« Agrippa, in vornehmer Verlegenheit, sprach lächelnd zu Paulus: »nur ein Geringes noch, und du überredest mich, ein Christ zu werden!« Hiemit war's aber auch abgethan. Denn er stand auf, sammt Berenice und Festus, und allen ihren Begleitern, und es ward, im Fortgehen,

bloß die Bemerkung hingeworfen: »dieser Mensch hat nichts begangen, was des Todes oder der Ketten würdig wäre.«

Was für Arten von Widersachern finden sich hier gegen den Lehrer der Wahrheit versammelt, und gegen die Wahrheit selbst? — Einige, jenem Landpfleger Felix ähnlich, wenn sie die ernste Stimme der Wahrheit hören, fangen zu zittern an, aber um sich keinen anderwärtigen Kummer zu machen, welcher die Sorgen für ihr Hauptgeschäft beeinträchtigen könnte, brechen sie geschwind ab, die Fortsetzung der Lection auf bessere, oder schlimmere Zeit verschiebend, denn für jetzt bleibt das Geld der Hauptgegenstand. Andere, wie Portius Festus, vornehmeren Sinnes als Felix, weiter über die Leichtgläubigkeit hinaus, und in der verkehrten Politik noch gründlicher befestigt, hören eine kurze Zeit über, höchst verwundert und befremdet, von den Mysterien des Glaubens reden, bald aber bricht ihre Geduld: nein! rufen sie aus, welch ein schreyender Unsinn! gibt es im neunzehnten Jahrhundert, in so trefflicher Zeit, noch immer solche Schwärmer und verrückte Köpfe? Und dieser Portius Festus hat kein geringes Gewicht bey der Welt; der Pöbel betet ihm blindlings nach: hütet euch nur, »um Gotteswillen« vor dem Gebet und den geistlichen Lesungen, und vor allem, »was mystisch ist, und traurig macht,« und vor allen katholischen Predigern, die es in ihrem Eifer übertreiben, der Wahnsinn könnte euch leichtlich anstecken; und wäre es nicht jammerschade um das Bischen baren Verstand, dessen Kostbarkeit mit der

Größe im umgekehrten Verhältnisse steht? So etwan lautet die Alltagssprache des Portianischen Janhagels. Noch Andere gibt es, die, eine ganz eigene Klasse bildend, an den Schattenkönig Agrippa sich anschließen. Wie nämlich dieser zu seiner Zeit, eine höchst erbärmliche Rolle spielte, indem er zwischen den streng pharisäischen Juden, über welche er wenig zu befehlen hatte, und den heidnischen Römern, die alle Gewalt besaßen, eingezwängt war, und nebenbey das gräulichste Ärgerniß gab, so finden sich Christen genug, die, durch Erziehung, Gewohnheit und andere Nebenmomente, dasjenige sind, was man gut-, oder ganz-katholisch nennt, und die auch dafür sich mündlich bekennen; aber, weil sie in der großen Welt auch etwas bedeuten möchten, und irgend ein bösliches Verhältniß mit manch einer Berenice nicht aufgeben wollen, so schwanken sie zwischen der wohlerkannten Wahrheit und der altgewohnten Bosheit, und dienen dem Herrn, auf echt Pharisäisch, lediglich durch pünctliche Kirchengänge und äußere Zeichen, ohne sonstige Sorge; es fehlt nur ein Geringes, so würden sie beynahe gute Christen werden, aber dieß Geringe, was ihnen noch fehlt, und nicht hinzukommt, ist die Gottesfurcht.

Inzwischen sind alle diese Widersacher noch gemäßigt und billig zu nennen. Denn haben sie zwar den Apostel Jahre lang in Ketten und Banden hingehalten, in welcher Zeit er zwanzig Völkerschaften hätte zu Jesu bekehren können, so kam es ihnen doch nicht zu Sinne, seinem Leben nachzustellen. Darum ohne Vergleich bösere

Feinde waren jene Fanatiker zu Jerusalem, die mit Tigerwuth ihn verfolgten, und schäumend vor Grimm sich verschworen, jeglicher Speise sich zu enthalten, so lange sie ihn nicht getödtet hätten, so daß selbst Portius Festus erstaunte, da er alle Bürger Jerusalems gegen den einzigen Paulus toben sah. Würdig ihnen zur Seite stehen jene neuen Fanatiker, jene Schooßkinder des Satans, die, wenn auch selbst in der katholischen Kirche geboren, doch mit Wolfsgier nach der herrlichen Zeit sich sehnen, wo es ihnen gelingen möchte »Papstthum und Priesterthum und Mönchsthum und Christenthum« mit Feuer und Schwert vom Erdboden zu tilgen. — Aber neben diesen entschiedensten Widersachern der heiligen Wahrheit, gibt es sonst keine mehr? — O heiliger Paulus, rede noch einmal! — Wie haben ihn die Christen der Gemeinde von Galata nicht geliebt und verehrt, ihren Lehrer, ihren Vater? Allein, da er anfing, ihr Laster zu rügen, und ihre Untreue ihnen vorzuwerfen, da begannen sie, ihn zu belauern, zu verläumden, zu verwünschen. »Gleich einem Engel Gottes hattet ihr mich aufgenommen, gleichwie Christum Jesum selbst. Wo ist nun eure Freude, in der ihr euch selig prieset, mich zu besitzen? Ich kann euch Zeugniß geben, daß ihr, sofern es möglich gewesen wäre, eure Augen ausgerissen und mir gegeben hättet; so bin ich nunmehr euch verhaßt worden, weil ich euch die Wahrheit sagte?« Solche Feinde der Wahrheit finden sich noch immer genug, mitten unter den rechtgläubigen und frömmeren Christen, sobald die Wahrheit ihnen practisch

vorgestellt, so oft ihnen, ohne furchtsame Rücksicht, der Spiegel vorgehalten wird. »Die Wahrheit, sagt Augustinus, ist süß, die Wahrheit ist bitter: wenn sie süß ist, so schonet sie, wenn sie bitter ist, so heilt sie.« Die speculative, contemplative Wahrheit ist allzeit dem Gläubigen süß: wie schön und wie anmuthig ist's, vom Leben und Leiden Christi zu reden, von der himmlischen Wonne, von der Herrlichkeit und Milde der seligsten Jungfrau; — aber diejenige Wahrheit, die uns beseligen soll, ist practisch, und enthält die Gebote des Lebens. »Deine Gerechtigkeit ist ewig, dein Gesetz ist Wahrheit! Den Weg der Wahrheit habe ich erwählet, deiner gerechten Gebote habe ich nicht vergessen. Alle deine Gebote sind Wahrheit; ich bin von ihnen nicht abgewichen!« (Ps. 118.) Wer so von sich reden darf, ist dieser nicht ein wahrer Crist? ja, ein solcher darf behaupten, daß er die Wahrheit liebe! —

In die Stadt Alexandria, wie der heilige Gregorius von Nyssa erzählt, kam einst ein herumziehender Gaukler, und richtete auf einem der öffentlichen Plätze seine Schaubühne auf. Nachdem er das Volk durch verschiedene Schwänke belustigt, ließ er endlich ein kleines und niedliches Mägdlein auf die Bühne kommen, welches in Gold, Purpur und Seide gekleidet, beym Spiele der Cither so flink und künstlich tanzte, daß seine Sprünge allgemeines Staunen erregten. Nur einem Einzigen unter den Zuschauern wollte dieß Ballet nicht

ganz geheuer vorkommen, die Sprünge schienen ihm allzu fremdartig, und außer der menschlichen Weise. Er holte deßhalb einige Äpfel und Nüsse, und warf sie auf die Bühne hin. In demselben Augenblicke sprang die vermeintliche Tänzerinn hinzu, riß mit den Händen, oder vielmehr mit den Vorderpfoten die Larve vom Kopf herab, um die Sache bequemer zu haben, und machte sich mit größtem Eifer über die Äpfel und Nüsse her. »So haben dann endlich, sagt Gregorius, die Affen den Affen erkannt!« — Ein odioses Beyspiel, aber doch ein solches, das tagtäglich sich bestätigt. Gibt es nicht Menschen genug, die den wahren Christen gleichsehen? Sie beten, sie besuchen das Gotteshaus, sie fasten zuweilen, sie bezeichnen sich mit dem Kreuze, sie verehren die seligste Jungfrau, sie gehen sogar zur Beichte, sie bewahren einen christlichen Anstrich und christliche Manieren, aber was sie scheinen, sind sie es auch in Wahrheit? So wie die mindeste Versuchung ihnen entgegen kommt, sobald der Dämon, die Welt, oder die böse Gelegenheit irgend eine Lockspeise ihnen in den Weg wirft, flugs, weil die böse Begierde überwiegt, werfen sie die christkatholische Maske weg, und zeigen sich, wie sie sind. Der wahre Christ aber trägt keine Maske, sondern jenes neue und himmlische Gewand, von welchem der Apostel sagt: »ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott erschaffen ist, in der Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit,« und seine Andacht ist keine leere Ceremonie, sondern »eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit.« —

Was ist die Wahrheit, die reale, absolute,
    Von eitlem Schein und Schatten unversehret?
Ein' und dieselbe ist, sie mit dem höchsten Gute,
    Und Gottes Wort, vom Worte selbst gelehret.

Wo ist die Wahrheit, daß ich sie mit echter Freude
    Auffinde, und getreulich dann bewahre?
O suche weislich sie in keinem Luftgebäude;
    Ihr Haus ist nur die Kirche, die sichtbare.

Wie ist die Wahrheit, daß ich standhaft sie erfasse,
    Und ihre Bitterkeit mich nicht vertriebe?
Herb ist sie allezeit dem Sinnenwahn, dem Hasse,
    Süß aber Jedem, der sie sucht mit Liebe. —

Neuntes Wort.

»Was gehet das Uns an? siehe du selber zu!«
(Worte der Hohenpriester; (Matth. 27, 4.)

»Kommt und sehet die Werke Gottes: furchtbar ist er in seinen Rathschlägen über die Söhne der Menschen« (Ps. 65.), furchtbar, weil unerforschlich. Kommet und sehet die Rathschläge Gottes über den Apostel Petrus, über den Apostel Judas! Petrus verläugnet den Herrn aus Menschenfurcht, und über ihn waltet die Barmherzigkeit; Judas verräth ihn aus Unglauben und Habsucht, und über ihn richtet die Gerechtigkeit. Treulos gegen den Freund, undankbar gegen den Meister, ruchlos gegen den Herrn, war er die Nacht hindurch noch in Blindheit verharrt; als aber der Morgen kam, als er hörte, daß Jesus verurtheilt wäre, da fiel es wie Schuppen von seinen Augen, da ging ihm ein Licht auf, aber ein gräßliches Licht, da sah er sich plötzlich am Rande eines gähnenden Abgrundes stehen, und hörte dämonische Worte. Wehe dir, Judas, was hast du gethan? Das Blut deines Bruders raucht von der Erde zum Himmel empor, und schreyet um Rache. Du hast deinen Herrn verrathen, zu wem willst du nun fliehen? Verschlossen ist die Pforte der Barmherzigkeit; es ist keine Hoffnung für dich: deine Sünde ist zu

groß, als daß du Nachsicht verdientest; stürze dich hinab, und stirb, ob du etwan die Vernichtung findest, und gänzlich zu seyn aufhörst? Besser der Tod als dieß bittere Leben! — So kreischte die Satanssprache durch die Nacht seines Herzens; es nagte in ihm, es zerfleischte ihn, es trieb ihn unstät hin und her; — wohin o Judas? Zu den Hohenpriestern. Was suchest du bey ihnen? sie haben Gewalt, zu binden, nicht aber zu lösen! Warum nicht zu Jesu? kennst du Jesum nicht mehr? weißt du nicht, daß seine Feinde ihm vorgeworfen: »dieser nimmt die Sünder auf?« Falle zu seinen Füßen nieder, rufe zu ihm: Herr, habe Geduld mit mir, und ich will dir alles ersetzen! — suche ihn auf im Prätorium, dringe hinein durch die Pforte, und durch den Schwarm der Wütheriche, die ihn umringen, rufe noch einmal: sey gegrüßet, Meister! — Aber es schrecket ihn die Furcht, die falsche Scham hält ihn zurück, der Schmerz möchte ihn tödten, von allen Seiten bedrängt und geängstigt, wo will er Hülfe suchen? Er rafft sich auf, er flüchtet sich zur Synagoge, mit gesträubtem Haar, mit erloschenem Blicke tritt er in die Tempelhalle; dort vor den Priestern schüttet er seine Angst aus, dort bekennet er und beichtet: »Ich habe gesündigt, da ich des Unschuldigen Blut verrathen,« meine Sünde ist allezeit gegen mich, rathet mir, helft mir! Und die Heuchler, mit verkniffenen Lippen, mit tödtlicher Kälte, erwidern: »Was gehet das Uns an? da siehe du selber zu!« — Wehe euch, was für eine Sprache führet ihr? Bedenket, daß ich für eure Gnade die Gnade meines Herrn

verschleudert! Euer Wunsch war, Jesum in eure Gewalt zu bekommen; sehet, ich habe ihn in eure Hände geliefert. Euer Wunsch war, Jesum zu tödten; sehet, er ist schon verurtheilt. Ihr wünschtet, um einen verächtlichen Preis ihn zu kaufen, um einen solchen Preis habe ich ihn euch verkauft; da habt ihr den schlechten Preis, da sind jene dreißig Silberlinge; ich will sie nicht; Eines nur, für so viele Dienste, begehre ich von euch: stehet mir bey in meiner Seelenangst, tröstet mich, nehmet die Last von mir, die mein Gewissen drückt, sonst bin ich verloren! — Und sie antworteten: Was gehet das Uns an? ob du recht gehandelt oder Unrecht, ist deine Sache, gleiche dieß mit dir selber aus! — Aber ich verzweifle an meiner Seligkeit! — »Was gehet das Uns an?« — Aber ich erwürge mich selbst! — »Da siehe du selber zu!« — O grausame Redensart, o schaudervolle Abfertigung! — »Was gehet das Mich an?« ist die Sprache der Welt, nnd ihrer falschen Freunde. Es ist aber Einer, der, wenn wir angstvoll zu ihm kommen, das Gegentheil sagt. »Was gehet das Dich an?« — so lautet seine Rede: Unsere Sache ist dieß, hier sehen Wir selber zu.

Ein reicher und angesehener Mann, seines Namens Michas, der auf dem Berge Ephraim wohnte, ein Mann, der schon in grauer Vorzeit den modernen Grundsatz kannte: daß Jeder sich seine eigene Religion machen dürfe und müsse, hatte in seinem Hause einen kleinen, doch zierlichen Tempel gebaut, ein silbernes

Götzenbild darin aufgerichtet, und den dürftigen Leviten Jonathan zum Priester angestellt. Diesen seinen mosaisch-heidnischen Hauskaplan behandelte er wie einen seiner Söhne, gab ihm einen reichlichen Jahrsgehalt, eine anständige Wohnung, die Kleidung und die tägliche Speise, und daß derselbe für solche höchst unverdiente Wohlthaten auch dankbar war, ließ sich nicht verkennen. Denn als eines Tages sechshundert gewaffnete Männer vom Stamme Dan vorüberzogen, um eine benachbarte Stadt und Gegend zu erobern, und daselbst ihren Sitz zu gründen, und, im Vorübergehen, in den Tempel eindrangen, in der Absicht, ihn zu plündern, setzte er furchtlos den Geharnischten sich entgegen, und schrie: was beginnt ihr da? was unterfanget ihr euch? Allein die Kriegsleute, Männer von ähnlichen, religiösen Gesinnungen wie Michas, redeten mit ihm aus einem andern Tone. Schweig, sagten sie, und lege den Finger auf deinen Mund, und ziehe mit uns, daß wir als unseren Vater und Priester dich in Ehren halten. Was achtest du wohl besser für dich: ein Priester zu seyn im Hause eines einzigen Mannes, oder in einem ganzen Volksstamme von Israel? Und da nun der Götzendiener von einer so ansehnlichen Beförderung, von einer so großen Verbesserung seines Glückes hörte, schwieg er nicht allein, da sie doch sonst nichts gefordert, sondern er selbst war der erste, der Hand ans Werk legte, er nahm die Götzenbilder, die Rauchfässer, sammt den übrigen Gefäßen und Gewanden, und zog mit den Kriegern fort. Zu spät hatte Michas dieß Unglück ent-

deckt, er eilte den Fliehenden nach, und schrie hinter ihnen her. Sie sahen sich um, und riefen: was willst du? was schreyest du? Michas aber erwiderte kläglich: Alles was ich habe, schleppt ihr mir davon, und ihr fragt noch: was willst du! (B. der R. 17 u. 18.) Siehe da den Dank der Welt, und ihre Freundschaft. Jeglicher Mensch, der auf dieses Fundament den Tempel seiner Glückseligkeit bauet, stellt darin einen Götzen auf, und nimmt einen Götzenpriester in Dienst, denn ohne diesen gibt es keinen Götzendienst; kommt aber die Zeit, da der Götze Abschied nimmt, um anderswohin zu wandern, so zieht auch der Götzenpriester seine Wege. Betet ein Mädchen ihre eigene Schönheit an, so wird es an einem Götzenpriester nicht fehlen, der diesem Idol Weihrauch streut, und statt der Hymnen Sonette singt, bis er selbes auf ein anderes Object überträgt. Rufet dann manche schmählich Betrogene: wehe, wie verlässest du mich nun, nachdem die Blüthe meines Lebens dahin ist? — so wird ihr zur Antwort: was gehet das Mich an? siehe du selber zu! Bestehet der Götze in Reichthum, Glanz und Lebensgenuß, wie kann es dann an Mystagogen fehlen, die den Gastfreundlichen festlich umgeben, ihm Bücher, Almanache, Sonaten, Rondeaus und dergleichen dediciren, und seine Geburtstage verherrlichen? Wie aber Reichthum und Glanz dahinschwinden, müssen auch diese Abschied nehmen: es gehe der Verunglückte, der Herabgekommene dann hin zu den alten Freunden, klopfe an ihre Thüre, und erinnere sie an die ehmaligen Wohlthaten, und an seine jetzige Noth;

die Antwort wird in ein Achselzucken sich einkleiden, bedeutend so viel als dieses: da siehe du selber zu! Denn »es gibt einen Freund, der ein Gefährte der Tafel ist, aber am Tage der Noth wird er nicht ausdauern.« (Eccli. 6.)

Ging es nicht selbst jenem erhabenen Manne so, der keinen Abgott hatte, und keinen Schmeichler liebte, dem fürstlichen Propheten Hiob? Obwohl er in den Tagen seiner Wohlfahrt die Witwen und Waisen schirmte, die Hungerigen speisete, »dem Blinden ein Auge, dem Lahmen ein Fuß war,« dennoch, als er gänzlich verarmte, und von einem gleich peinlichen als grauenvollen Siechthume ergriffen ward, da fand sich Niemand, der ihm auch nur ein schlechtes Obdach, oder einen Sack um seine Schultern gegeben hätte. »Meine Brüder, klagt er, eilen vor mir vorübrr, wie ein Gießbach, der reißend durch die Thäler fließt,« mit solcher Hast nämlich gingen sie vor dem Gedemüthigten vorüber, um von seinem Elende nicht zum Mitleid bewegt zu werden. Wie aber, hatte er nicht drey wahrhafte Freunde, die am Tage der Noth bey ihm ausdauerten, die mit schmerzlicher Theilnahme ihn heimsuchten, und Tage und Nächte hindurch bey ihm auf der Erde saßen, um ihn zu trösten? So scheint es zwar; dennoch waren es eben diese zärtlichen Freunde, die seine Klage bestätigten. Denn, bey aller dieser Theilnahme und Treue, was brachten sie ihm wohl? mit welcher Gabe kamen, sie ihm zu Hülfe? »Eben seyd ihr gekommen, sprach Hiob zu ihnen, und nun da ihr meine Übel sehet, fürchtet ihr

euch:« Was fürchteten sie dann? etwa durch Ansteckung, die nämliche Krankheit auf sich zu ziehen, in ein gleiches Elend zu gerathen? Keineswegs, sondern was der eigentliche Grund ihrer Furcht war, dieses sprach Hiob aus: »Und nun, da ihr meine Übel sehet, fürchtet ihr euch; habe ich etwa zu euch gesagt: bringet mir etwas? oder schenket mir etwas von eurem Eigenthume?« (Joh. 6.) Da zeigt sich denn also der Grund ihrer Furcht. Wenn Hiob zu ihnen gesprochen hätte: vielleicht, meine Freunde, ist mein Elend durch Pflege und Arzneyen zu lindern, aber, wie ihr sehet, es fehlt mir an Obdach, an Speise, an Linnen, an allem, dessen ein Kranker bedarf, — was würden sie geantwortet haben? — »Was dieß anbelangt, da sehe du selber zu!« Wir sind gekommen, dir zu erklären, daß dieses dein Elend eine Strafe Gottes sey, daß du eine solche Strafe verdient habest, und mit aller Geduld sie ertragen sollst; was diese und ähnliche moralische Lehren betrifft, das gehet Uns an, das Übrige ist unsere Sache nicht, da sehe du selber zu!

Es verhalte sich jedoch mit diesen Hiobsfreunden, wie immer, und ihre Ausflüchte seyen noch so schal und egoistisch, allerdings kommt eine Zeit, wo sie nicht helfen können, wenn sie auch wollten. Es gibt noch eine andere Wendung der Lebensscene, wo jeder Mensch in einen Hiob oder Lazarus verwandelt wird: noch eine andere Armuth und Noth, die gleich einem geharnischten Krieger plötzlich hereinbricht. Wenn nun die farbigen Schatten dieser Welt verschwinden, die Uhr der

Zeit für den Einzelnen stille steht, und Alles ringsumher in öde Fernen verdämmert, — strecke alsdann deine Hand aus, Bürger dieser Welt, rufe deine Freunde an, deine Lebens-, Lust- und Sündengefährten, sage ihnen: helft mir! und sie werden erwidern: was können wir thun? mußt nun selber zusehen! — Wehe mir, was redet ihr da? habe ich nicht mit euch getheilt, was ich besaß? habe ich eurer Gunst, eurem Beyfall nicht aufgeopfert, was ihr immer verlangt habt? seyd nicht ihr es, derer leichtfertig Gerede mich verführt, derer Beyspiel mich hingerissen? was sagt ihr mir nunmehr, das in meiner Angst mich tröste? — O Freund, hast du auf schwankes Eis dich führen lassen, und stehest jetzt über der Grube? irgendwo bricht es durch, und wir können dich da nicht herausziehen. Lebe wohl, Bester, und sey guten Muths: heute mir, morgen dir, wir kommen dir Alle nach, und können uns selber nicht helfen! Gleichgiltig gehen sie hinter dem Sarge her, und achten höchstens auf die Composition einer tüchtigen Fuge im Requiem, oder finden, daß dieser oder jener Dame die Trauerkleidung gut stehe; munter und geschäftig gehen sie von der betrübten Feyerlichkeit zurück; was ferner mit dem Begrabenen geworden: was gehet das sie an? —

Als der heilige Diacon und Märtyrer Cäsarius aus Africa nach Capua geführet wurde, sah er daselbst einen Jüngling von schöner Gestalt, Namens Lucianus, welcher, prächtig gekleidet und festlich geschmückt, in allen Ergetzungeu und Wollüsten sich umhertrieb,

alles erhielt, was er nur immer wünschte, und welchem die heidnischen Bewohner Capua's mit der größten Ehrerbietung begegneten. Verwundert darüber, erkundigte sich Cäsarius, wer der Jüngling wäre, und was dieser Pomp und dieß üppige Leben mit solcher ehrenvollen Auszeichnung gemein hätten? und die Auskunft, die man ihm gab, war folgende: Dieser Jüngling ist bestimmt, und hat sich dazu hergegeben, sich am neuen Jahrstage, zur Sühnung des Vaterlandes, den Göttern zu opfern. Zu diesem Ende sind ihm sechs Monate Frist gegeben, um allen seinen Launen und Lüsten Genüge zu thun, und alles zu genießen, wornach es ihn verlanget; so wie aber diese Zeit vorüber gegangen, wird er völlig geharnischt und gewaffnet, auf einem prächtig geschmückten Pferde, den Gipfel einer hohen Klippe hinan reiten, und von da, sammt dem Pferde, sich in das Meer hinunter stürzen. — Was soll man wohl urtheilen von diesem so abenteuerlichen Helden? Auch er sprach zu seinen Landsleuten die Judasworte: was wollt ihr mir geben, damit ich euch und den Dämonen mich überliefere? Und sie verhießen ihm dreyßig Silberlinge; sie verhießen und gaben ihm alles, was Welt und Sinne von Genuß und falscher Glorie nur geben können. Als aber der verhängnißvolle Neujahrstag kam, für ihn der letzte aller Tage, und der Thor nun etwa, angsterfüllt, seinen Freunden und Verehrern flehentlich bekannte: mir grauet vor diesem Tode, mich schaudert vor der finstern Unterwelt: ach, warum habe ich mich euch verkauft, und wofür? was nützet mir all der

Taumel, in welchem ich bisher mich herumgedrehet, was fruchten mir diese Augenblicke der Wollust, so flüchtig verronnen, mit so herbem Preise zu bezahlen? — da mögen sie, in barschem Tone, ihm geantwortet haben: was geht das Uns an? du hast dich einmal dazu bestimmt, wir haben, was du verlangt, gegeben, nun sehe du selber zu! — Ist diesem Lucianus nicht jeder Christ ähnlich, der die ganze, unsichere, kurze Lebensfrist, die ihm zugemessen ist, zu nichts anwendet, als zum Gewinn, zum Genusse und zum Selbstruhm, sey es auch um den Preis der Gnade und der Seligkeit? heißt dieses nicht den Dämonen sich aufopfern? »In guten Dingen bringen sie ihre Tage hin, und in einem Nu steigen sie hinab in die Unterwelt.« (Job. 21.) Die Leidenschaften und Begierden, mit schönen Titeln verziert, sind das wohlgeschmückte Pferd, das einen solchen irrenden Ritter fortschleppt, die Hoffart ist der Gipfel der Klippe, wohin es ihn hinauf trägt, der Sturz in die Tiefen des Abgrundes ist der Tod, der plötzlich ihn von der schwindligen Höhe hinabwirft. Und jene Lieblosen und Ruchlosen, die in diesem Abgrunde wohnen, die ihn betrogen haben, die mit gräßlichem Frohlocken ihn empfangen, werden sie auf sein Wehklagen achten? werden sie ihn trösten, wenn er über seine Thorheit jammert, wenn er den Fluch spricht über alle seine Verführer und Schmeichler? Hohnlachend werden sie ihm zurufen: was gehet das Uns an? siehe du nun selber zu! Oder wird er emporrufen zu den Seligen des Himmels, wie der Prasser zu Lazarus?

Aber die Seligen antworten: »zwischen euch und uns ist ein großes Chaos befestigt!« —

Wohl zwar ein unermeßliches Chaos ist befestigt zwischen Himmel und Hölle; aber eine sichere und untrügliche Leiter ist befestigt zwischen Himmel und Erde. Niemand stieg je vorher von der Erde zum Himmel empor, aber der Sohn Gottes ist vom Himmel zur Erde herabgestiegen, hat mit den Menschen das Bündniß der innigsten, und, soviel an ihm ist, unzertrennlichen Freundschaft geschlossen, und ist wieder emporgestiegen, um diesen wunderbaren Freundesbund ewig zu vollenden. Er sah das Elend der Menschen, und sprach nicht: was geht das Mich an? sondern er kam, um zu retten, was verloren gegangen. Wer also ist der Freund über alle Freunde? wer derjenige, der niemals uns verlassen will? —

Nach altdeutscher Weise erzählt der treuherzige Gottschalk Halen von einem Manne, der im Begriffe, nach Kölln auf den Markt zu reisen, von seiner Gemahlinn Abschied nahm, und noch von zwey andern Personen, den Gegenständen seiner treulosen Neigung. Da bat ihn die eine dieser letzteren, ihr vom feinsten Baumwollenzeuge mitzubringen, die andere wünschte irgend ein schönes Tuch; die Ehefrau bestellte einen Stoff, von dem er noch wenig gehört hatte: bringe mir, sagte sie, von jener Waare, welche Weisheit und Einsicht genannt wird, ob ich dich etwa damit von der Untreue heile. Der einfältige Mann beeiferte sich, alles bestens zu besorgen, er fand und kaufte, was er

den beyden anderen versprochen, was aber seine Gemahlinn wünschte, wollte in keiner Bude sich auffinden lassen. Sein Gastwirth jedoch, mit dem er sich darüber berieth, half ihm auf das Rechte. Wenn du wieder heimgekommen bist, sagte er, so ziehe ganz heimlich alte und zerrissene Kleider an, schlachte ein Huhn, bestreiche dein Angesicht mit dem Blute, gehe dann zu allen drey Frauen, die bey dir etwas bestellt haben, und melde einer jeglichen, daß du von Räubern überfallen, und rein ausgeplündert worden seyest. Der Gelehrige folgte pünctlich, und ward in so kläglicher Gestalt von der einen wie von der andern aus dem Hause gejagt; endlich kam er, auf's neue seine Fata erzählend, zu seiner rechten und echten Gemahlinn, und siehe, diese fiel ihm um den Hals, tröstete ihn und sprach: Fasse wieder Muth; hast du so viele Güter verloren, so wollen wir fleißig arbeiten, um wieder andere zu gewinnen. Da erkannte er denn ihre wahrhafte Liebe, und hielt ihr seitdem die unverbrüchliche Treue; und auf solche Weise hatte er die seltene und köstliche Waare: Weisheit und Einsicht, wirklich mitgebracht. Wehe aber der menschlichen Seele, welche diese Weisheit und Einsicht erst kaufen will durch bittere Erfahrung, durch vielfache Gefahr, um einen allzu hohen Preis! Wem ist die menschliche Seele vermählt, wo nicht ihrem göttlichen Erlöser, ihrem Haupte und Herrn? Und wenn sie nun ihm die Treue nicht bewahrt, ihn verläßt, und der Wollust, der Hoffart sich hingibt, ist diese nicht eine ehebrecherische Seele?

(Matth. 16, 4.) O daß eine solche Seele nicht allzu spät erst, nachdem sie geschlagen, geplündert und dürftig worden, die Treulosigkeit ihrer falschen Freunde, ihrer falschen Götter erführe! Ist es nicht besser, es nicht darauf ankommen zu lassen, eine solche Erfahrung zu machen? Ohnmächtig und wetterwendisch ist die Freundschaft der Welt; süß und getreu, erbarmend und rettend ist die Freundschaft Jesu. »Du wirst zu ihm rufen, und er wird sagen: siehe, hier bin ich!« (Isai. 58.) »An welchem Tage immer ich dich anrufe, siehe, da habe ich erkannt, daß du mein Gott bist.« (Ps. 55.) Gibt es irgend eine Beleidigung, irgend eine Sünde, die uns auf ewig von seiner Freundschaft ausschließt? So lange wir auf Erden wandeln, keine! »Wahrlich, sage ich euch, wer immer zu mir kommen wird, den werde ich nicht hinaus werfen!« Was that jener Knecht im Evangelium, der seinem Herrn zehntausend Talente schuldig war? Er fiel vor ihm nieder, flehte zu ihm und sprach: Habe Geduld mit mir, und ich will dir Alles ersetzen: Und was antwortete der Herr? »Deine ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast!« Nicht, weil du viele Nächte durchwacht, nicht weil du Jahre lang ein strenges Leben geführt, nicht weil du hundert Dürftige beschenkt und getröstet hast; — denn was ist dieß alles ohne Liebe? — sondern weil du mich gebeten hast. »Weder die Größe der Vergehung, sagt Cyprianus, noch die Kürze der übrigen Zeit, noch die äußerste Noth der letzten Stunde schließet von seiner Freundschaft uns aus; Alle,

die zu ihm zurück kehren, umfanget seine unendliche Liebe.«

Wenn wir also angstvoll zurückblicken auf die Thorheit vergangener Jahre, wenn in der Erinnerung früherer Übel Schmerz und Verwirrung uns ergreifen will, wohin sollen wir schauen, als empor zu Jesu und zu seinen Wunden? »Herr, meine Ungerechtigkeiten sind über mein Haupt gestiegen, wie eine schwere Last liegen sie auf mir! Und Jesus erwidert nicht: da siehe du selber zu, sondern: sey getrost, mein Sohn, Mich gehet es an, dir zu helfen, ich selber bin's, der dich befreyet. Bin ich nicht Mensch geworden für dich, bin ich nicht gestorben für dich? gehört mein Blut nicht dein? Bekenne deine Schuld, wirke würdige Früchte der Buße, und gehe hin in Frieden; dein Glaube hat dir geholfen. — Und ist nicht mit ihm, in Einer Wesenheit, der ewige Vater, der heilge Geist? Uns gehet es an, so redet zur reuigen Seele der ewige, dreyeinige Gott: denn also sprach ich im Anfange: lasset uns den Menschen machen nach unserer Ähnlichkeit und unserem Ebenbilde. Die Allmacht, die dich erschaffen, vermag auch dich wieder herzustellen. »Ich will den Tod des Sünders nicht, sondern daß er zu mir sich wende und lebe.«

In dem Feldzuge Davids gegen seinen Sohn, den rebellischen Absalon, fand einer der Kriegsleute des Königs diesen Empörer, wie er, durch einen dichten

Wald fliehend, mit seinen Haarlocken in die Äste einer Eiche verwickelt ward, und, während sein Maulthier davon trabte, hülflos daselbst hängen blieb. Erschrocken eilte der Krieger zu Joab, dem Feldherrn Davids, ihm davon die Kunde zu bringen. Da zürnte Joab, und sprach: Warum hast du ihm also nicht das Schwert durch den Leib gestoßen? zehn Sickel Silbers hättest du von mir zum Lohn erhalten! — Herr, antwortete der Krieger: fern sey diese Kühnheit von mir, an den Sohn des Königs meine Hand zu legen, auch wenn du mir tausend Sickel versprächest. Hat nicht der König dir befohlen, seines Lebens zu schonen? Aber thäte ich es auch immerhin, kühn und frech gegen mein Gewissen, dem König würde es doch nicht verborgen bleiben, und würdest du dann mir beystehn? O nein, auch du würdest, höfischer Weise, gegen mich auftreten, du selber würdest mich als einen Verbrecher verdammen! — Was sagt, mit anderen Ausdrücken, diese Rede? Wenn ich, dir zu Liebe, deinen Auftrag erfüllen, und nachher, um dem Zorne des Königs zu entgehen, deinen Beystand anrufen wollte, dann würdest du sagen: Was gehet das Mich an? siehe du selber zu. — Welches Geschöpf auf Erden, dem zu Liebe oder zu Ehren ich Gott beleidigt habe, wird vor ihm, dem nichts verborgen bleibt, mir beystehen, und nicht vielmehr Zeugniß geben gegen mich, und meiner Verkehrtheit mich überweisen? — O einzig echte Weisheit: die Gnade Gottes und seinen heiligen Willen allein zu Rathe zu ziehen, und in seiner Freundschaft auszudauern! Ärgert sich Jemand darüber, erzürnt

er sich, wenn wir, verführerischen Vorstellungen nicht nachgebend, mehr den Herrn fürchten und lieben, als ihn? In diesem Falle haben wir das Recht, dem falschen Freunde zu sagen: wenn du auch zürnest oder trauerst, was geht das Mich an? ich habe eine höhere Pflicht. Willst auch Du dein Heil finden? Dieß ist gänzlich deine Sache; deinem Willen, deiner eigenen Bemühung ist es anvertraut: siehe du selber zu! —

Die ihr mit hoch erhabner Stimme
Von Liebe stets und Duldung redet,
Und doch mit unverhohlnem Grimme
Die heil'ge Kirche stets befehdet:
Stört unser Glaube eure Ruh'?
Wohlan, da seht ihr selber zu!

Was geht das euch an, was wir wählen?
Wenn wir katholisch sind und leben,
So gilt's uns um das Heil der Seelen,
Darnach ist's wohl erlaubt zu streben!
Und geh'n wir fehl und irren wir,
Da seh'n wir selber zu, nicht ihr.

Zehntes Wort.

„Hinweg mit diesem, und gib uns den Barabbas.“

(Worte des Volkes von Jerusalem; Luc. 23, 18.)

Was in der kurzen Spanne dieser Zeit, insofern die Vorsehung es zuläßt, die Bosheit vermag gegen die Unschuld, der Neid gegen das Verdienst, das feige Gewissen gegen die Wahrheit, nirgends ist dieß greller und schauerlicher ausgeprägt, als in den Begebenheiten jenes großen Tages, da Jesus von menschlichen Richtern sich verurtheilen ließ, um das ewige Urtheil Gottes von den Menschen abzuwenden. Nicht ohne Gefühl für Gerechtigkeit, doch mehr noch eigennützig als gerecht, und weniger stolz als zaghaft, erkannte Pilatus zwar die Unschuld Jesu, und daß er aus bloßem Neide ihm war überliefert worden, und war daher ernstlich gesonnen, ihn zu befreyen, doch aber nur auf eine solche Weise, daß er es mit jenen nicht verdürbe, die lange schon Gelegenheit wünschten, ihn beym Cäsar anzuklagen, und zu stürzen. Umsonst hatte er den Ausweg gesucht, Jesum dem Herodes zuzusenden, und die ganze Verhandlung dem letztern anheim zu stellen; nunmehr schien ihm ein einziges Mittel noch übrig: die herkömmliche Sitte nämlich, am Osterfeste dem Volke einen Gefangenen frey zu geben. Da nun, wie Marcus berichtet,

das Volk wirklich zum Palaste sich drängte, und an diesen Gebrauch ihn erinnerte, so fragte Pilatus; »welchen wollt ihr, daß ich euch frey geben soll, den Räuber Barabbas, oder Jesum, den König der Juden, der genannt wird Christus?« Und das ganze Volk, von seinen Ältesten aufgereitzt, schrie mit Übermacht: »Hinweg mit diesem, gib uns den Barabbas!« Lehrt nicht das alte Sprichwort: die Stimme des Volkes, die Stimme Gottes? Aber daß nicht alle Sprichwörter vom Geiste der Wahrheit dictirt sind, zeigt dieses ruchlose Geschrey anschaulich genug. Und zwar, was für ein Geschrey war dieß? Es war ein Triumph der menschlichen Verkehrtheit. Worin äußert sich alle menschliche Verkehrtheit? In dem Feldgeschrey: Weg mit diesem, gib uns den Barabbas. Worin, im Gegentheil, beruht alle aufrichtige Gesinnung und Geradheit? In dem Wahlspruche: Weg mit dem Barabbas, gib uns Jesum! —

Weltbekannt ist jenes Testament, welches der berüchtigte Cyniker aufgesetzt hat, da er dem Tode sich nahe fühlte: Wenn ich begraben werde, so soll man mich nicht, wie es bey andern Sterblichen gebräuchlich ist, auf den Rücken legen, sondern mit dem Rücken gen Himmel, mit dem Angesicht zur Erde. Und als man ihn fragte, aus welchem Grunde er etwas so Unschickliches begehrte, war seine hämische Antwort diese: Bis jetzt ist die ganze Maschine dieser Welt verkehrt; ich

hege aber die Hoffnung, diese verkehrte Welt werde einstmal umgewendet und in Ordnung gebracht werden, alsdann werden die übrigen Alle auf ihr Angesicht zu liegen kommen, ich aber in die rechte Lage, mit dem Antlitz gen Himmel. Dieser Spott wäre so herbe nicht, hätte er nicht seinen ernstlichen Grund. Wir leben in einer Erscheinungswelt, wo wir die Sonne wandeln sehn und die Erde stehen, wo wir, im Wasserspiegel oder in einem gewölbten Glase, alle Gegenstände umgekehrt erblicken, wo die nächste Bauernhütte uns tausendfach größer erscheint, als die etwas entferntere Hauptstadt; aber wir lassen uns von diesem Anscheine, von den verkehrten Bildern nicht betrügen; und nur in der geistig sittlichen Welt halten wir uns vor Täuschungen sicher. Wer verbürgt uns diese Sicherheit? Sagt nicht schon Daniel: »die Begierlichkeit verkehret das Herz des Menschen?« Klaget nicht der Psalm über die Thorheit derjenigen, »welche ihren Augen das Gesetz gemacht, sich zur Erde zu neigen?« — »Wehe denjenigen, welche das Böse gut nennen, und das Gute böse, welche die Finsterniß für Licht halten, und das Licht für Finsterniß, das Bittere süß achten, und das Süße bitter; die in ihren eigenen Augen weise sind, und sich selber der Einsicht rühmen! Sie haben das Gesetz des Herrn verworfen, und das Wort ihres Erlösers gelästert!« (Isai. 5.) So, redet der Seher zunächst von dem Wahnsinne der Juden, die Jesum verwarfen, und den Barabbas sich erwählten. Wer war dieser Barabbas? Ein Aufrührer, ein Räuber, ein Mörder, berüchtigt durch seine Grausamkeit, gehaßt,

gefürchtet, verabscheut. Wer aber ist Jesus? — »Besser ist die Weisheit, als die allerköstlichsten Güter; nichts, was verlangenswerth ist, kann mit ihr verglichen werden.« (Sprichw. 8.) Ist in der Welt irgend etwas wahrhaft gut und trefflich? so ist es nur deßhalb gut, weil das ewige Wort es erschaffen. Ist etwas wahrhaft schön und anmuthvoll? nur dadurch, daß das schöpferische Wort es gezieret hat. Ist etwas wahrhaft liebenswerth? doch nur insofern, als Jesus es geliebet hat. Ist der Himmel über alles verlangenswürdig? doch nur, weil Jesus dort herrscht in seiner Klarheit. Ist selbst diese Erde, bey allem ihrem Jammer, noch anmuthig und freundlich? Einzig nur darum, weil Jesus sie heimgesucht hat. Ist auf dieser Erde Jemand glückselig? nur dann, wenn er Jesum liebt. Ist Jemand wahrhaft froh? nur sofern er in Jesu webt und lebt, wie schon der alten Seher einer gerufen: »ich aber werde im Herrn mich erfreuen, frohlocken werde ich in Gott, meinem Jesu.« Ist Jemand weise? nur wenn er von Jesu lernt; ist Jemand keusch und lauter? nur, weil er an Jesum denkt; ist er gerecht und milde? nur weil er Jesu gehorcht. Ihm gehorchen ist die größte Ehre, ihm nachfolgen die einzige Sicherheit, ihm vertrauen die Fülle der Zufriedenheit, ihn lieben der Glanz aller Reinigkeit; für ihn streiten ist Sieg, für ihn leiden ist Glorie, für ihn sterben ist Heil und Leben. — Ist dieß genug gesagt von Jesu? O nein. Versammeln wir alle Schätze der Erde, alle ihre Mächtigen, Fürsten und Weisen, alle Sonnen und Gestirne des Weltalls,

dazu die unermeßlichen Scharen der Engel, Alle diese zusammen genommen, was sind sie, verglichen mit Jesu? »Sie sind vor ihm, als wären sie gar nicht, gleich einem hohlen Nichts sind sie vor ihm gerechnet.« (Isai. 40.) Und diesen, den Unaussprechlichen, in welchem die ganze Herrlichkeit Gottes und die ganze Schönheit seiner Schöpfung sich vereinigen, »in welchem die ganze Fülle der Gottheit körperlich inwohnt,« vergleichet Pilatus mit dem nichtswürdigsten Verbrecher: Wen wollt ihr, daß ich euch geben soll, Barabbam, oder Jesum? Wer von beyden soll sterben, Barabbas oder Jesus? Bedarf dieß noch einer Überlegung? ist da noch ein Bedenken nöthig und eine reifliche Wahl? Nein. Die ganze ungeheure Menge schrie, wie aus Einem Munde, unverzüglich: hinweg mit diesem, gib uns den Barabbas! — Undankbares, wahnsinniges Volk! Hier wurden die Worte erfüllt: »der Herr sieht vom Himmel herab auf die Söhne der Menschen, ob da ein Verständiger sey, und welcher Gott sucht: Alle sind vom Wege abgewichen und unnütz geworden, Zerstörung und Unglück ist auf ihren Wegen, sie haben den Frieden nicht erkannt; nicht Einer, der Gutes thut, nicht Einer!« (Ps. 13.) Von eilfmal Hunderttausenden, die damals in Jerusalem versammelt waren, nicht Einer, der Jesum gekannt und geliebt hätte. War sonach der Ausdruck des heidnischen Weltweisen zu schroff, da er die ganze Welt verkehrt nannte? Aber vielleicht ist es in späteren Zeiten besser geworden? Allerdings, nicht ohne Grund haben die Hohenpriester Jesum angeklagt: »er verkehrt

das Volk mit seiner Lehre.« Denn eben dieß war sein Werk: die Verkehrten umzukehren, und also einen aufrichtigen Geist in den menschlichen Herzen zu erneuern; damit sie das Böse verwerfen, das Gute erkennen und suchen lernten. Aber eben darum sprach er auch: »die Welt hasset mich,« denn die verkehrte Welt kann den Herrn der Wahrheit nicht lieben; darum mahnet sein Jünger auch: »liebet die Welt nicht, noch was in der Welt ist;« denn wer die Welt liebt, liebt die Verkehrtheit. Eine geraume Zeit zwar, von Constantin dem Großen bis in die letzten Jahrhunderte herab, mußte selbst die verkehrte Welt die Herrschaft Christi anerkennen, und suchte sie auch durch zahllose Irrthümer sein Evangelium zu verkehren, so durfte doch Niemand ungestraft seine göttliche Würde lästern. In unserm frostigen Zeitalter droht die alte Verkehrtheit wieder neuerdings, und zwar mit entschiedener Übermacht, sich zu behaupten. Legt man etwa einem leselustigen Christengemüthe zweyerley Bücher vor, und sagt ihm: hier in dem einen, mein junger oder alter Christ, findest du evangelische, practische Weisheit, und die Wege des gottgefälligen Lebens; dort in dem andern üppige, prunkende Bilder, fantastisches Gaukelspiel, und stolzirende Sophismen; — welches von beyden wird der Leselustige wählen? Weg mit Jesu, wird er sagen, gebt mir den Barabbas. Es lehret etwa auf einer hohen Schule ein gründlicher Denker nach Thomas von Aquin und Augustinus; ihm gegenüber entfaltet ein Andrer seine absolute, aus eigenem Busen quillende Weisheit, nennet die erschaffene

Welt den Leib Gottes, und Gott die Seele der Welt; wohin werden die Lehrlinge ziehen? welchen Hörsal werden sie leer lassen? »Weg mit Jesu, wir wollen den Barabbas!« Welches ist das schauerliche Übel, das wie ein finsteres Decembergewitter über dem Menschengeschlechte schwebt? Es ist der weit ausgebreitete, dumpfe Unheil brütende Unglaube; Abfall von Jesu, und Vorliebe zum Barabbas.

Darf man aber, mitten in christlichen Landen eine so kühne Behauptnng wagen? Sieht man nicht Städte und Dörfer von Menschen erfüllt, die noch vor dem Namen Jesu sich beugen? Dennoch, wenn man sie mit schärferm Blicke beobachtet, ist an der Mehrzahl etwas sehr Wesentliches zu rügen, was in einer Begebenheit der Vorzeit sich spiegelt. Als das französische Reich, unter Carl VII., von dem Kriegsheere der Engländer verwüstet wurde, und der Feldzug für die französische Macht sehr ungünstig sich wendete, begab sich einer der Feldherrn an den Hof des Königs, um von der Bedrängniß des Heeres, von der Gefahr des Reichs, von der Dringlichkeit wirksamer Maßregeln ihm Nachricht zu geben. Er kam in das Hoflager, und fand daselbst die Ritter und die Damen auf's emsigste mit Turnieren, Tänzen und Schauspielen beschäftigt, und als er endlich, spät genug, bey dem Könige vorgelassen wurde, nahm ihn dieser bey der Hand, führte ihn durch seine Höfe, Säle und Rüstkammern, zeigte ihm alle Vorbereitungen zum nächsten Turnier, und war unerschöpflich in Erklärungen dieser herrlichen

Dinge. Der Heerführer schwieg zu diesen Mittheilungen, bis ihn der König selber ermahnte: Wie ihr sagt nichts? was dünket Euch von allen diesen Anstalten? Da schüttelte er den Kopf, und erwiderte freymüthig: Ich meine, Sire, es werde wohl schwerlich auf Erden ein Fürst zu finden seyn, der den Verlust seines Reiches mit größerer Heiterkeit erträgt, als Ihr. Der König aber, von dieser Rede getroffen, ließ sich sogleich vom Stande der Dinge unterrichten, und beeilte sich, der drohenden Gefahr zu begegnen. — Wenn man nun die Mehrzahl der gewöhnlichen Christen betrachtet, wie sie, obgleich von schweren Seelenwunden getroffen, mit tödtlichen Sünden belastet, dennoch sich so gut als möglich erlustigen, und mitten in so schrecklicher Gefahr des ewigen Todes, ganz ruhig in ihren Geschäften und Ergetzungen fortspielen, so wird man, mit noch besserm Rechte, als jener Herzog, den Kopf schütteln und sagen dürfen: o Christ, du trägst den Verlust deines Reiches, der Gnade und der Glorie, mit großer Heiterkeit! Noch zwar bekennest du dich zum Christenthume, zur Wahrheit, aber du hast eine seltsame Weisheit, die füglicher Verkehrtheit genannt werden muß; die augenblickliche Wollust ist dir schätzbarer als die endlose Seligkeit, die flüchtige Zeit stehet dir im höhern Werthe als die Ewigkeit, die menschliche Ehre ist dir höher als die Ehre Gottes, eine volle Tafel ist dir süßer als das Brot des Himmels, dein Ich ist dir theurer als dein Erlöser, Barabbas ist dir lieber als Jesus; und dieses erklärst du, so oft du eine Todsünde begehst.

Was ist denn die Todsünde, von welcher Art immer sie sey? Sie ist eine Verkehrung und Abwendung des Herzens: vom Schöpfer zum Geschöpfe, von der Weisheit zur Thorheit, von der Allmacht zur Ohnmacht, von der Wesenheit zur Nichtigkeit, vom Brote zum Hunger, von der Quelle zum Durst, von der Güte zur Bosheit, von Jesu zu Barabbas.

Wer aber ist dieser Barabbas? Ein Räuber und Mörder, der nichts gibt, und nichts geben kann, sondern alles nimmt, auch das Leben. Wer von der Liebe Gottes sich abwendet, fällt dem Barabbas in die Hände. Die Welt, die Natur, unser eigenes, in sich selber hohles Ich, sie ersättigen uns nicht, sie beseligen uns nicht, sie lohnen mit Trostlosigkeit Jeden, der bey ihnen den Frieden sucht. Geh hin, o Sterblicher, zu den Reichthümern der Erde, stelle dich in eine weite Halle, in welcher aus allen Regionen der Welt aufgehäuft ist, was nur immer für köstlich gehalten wird; alle Schätze, die dort dir ins Auge funkeln, sind dein; sie gehören dir, und du gehörst ihnen, sie sind dein Besitz, und du ihr Besitzer, betrachte sie, und betrachte sie wieder; bist du nun selig? Und alle Schätze der Welt werden dir antworten: wir sind nur Mittel zu allerley Gutem, aber auch Waffen in der Hand des Barabbas; wenn du auch unser bist, dennoch sind wir nicht dein, wir bleiben dir nicht, wir erfüllen dich nicht; wir sind nicht die Seligkeit, wir sind nicht das Ziel; suche fürder. — So gehe dann hin, o Suchender, zum Ruhme und Beyfall der Welt, zu Ehren und Würden, erquicke dich Tag und

Nacht in der Anbetung, welche die Menschen dir heucheln, ja bete dich selber an, staune über deine Weisheit und Größe; bist du nun selig? Alle diese phosphorischen Irrlichter werden dich im Kreise umtanzen und sagen: wir sind die Seligkeit nicht, denn diese ist ewig und unwandelbar, wir aber unstät und wechselnd und trüglich; wenn du also die Seligkeit suchst, suche fürder. — So schleicht denn der Suchende hin zu Speisen und Getränken, zu den Kunstwerken des reelsten Geschmackes, zu den niedrigen Altären des sogenannten Hochgenusses, zu den Meisterstücken der Harmonie der Gewürze; aber alle Tafeln des Lucullus erwidern: das Reich Gottes ist nicht in Trank und Speise; der du die Seligkeit suchst, bey uns wirst du nimmer sie finden; denn diese ist ein Gut, das dem Menschen allein gebührt, wir aber gehören auch den brutalen Geschöpfen an, suche nicht, wo auch das Borstenthier sucht, mit feinsinnigem Rüssel; wenn du das echte Gut suchst, suche fürder. — So wandert denn der Seligkeitsbedürftige aus den Küchen und Speisesälen hinaus, und sucht etwa seinen Antheil im Spiele, im Reiten und Fahren, in romantischen Aussichten, in pittoresken Gegenden, in Concert und Tanz, in Jagd und Scheibenschießen, in der Pracht und Eleganz, in Bequemlichkeit und Schlaf, in Scherz und Witz, in Gespräch und Gesellschaft, und, was das Höchste oder Tiefste ist, in falscher Liebe und vergifteter Wollust. Aber alle diese bekennen zuletzt und läugnen nicht, und bekennen: Nur in Gott allein ist Seligkeit, in uns nichts als

Unruhe und Leere, Angst und Unordnung, Ekel und Bitterkeit, Verblendung und Betrübniß des Geistes, und eine fruchtlose Reue. — »Wächter, was ist's an der Nacht, wie weit ist's, o Wächter in der Nacht? Der Wächter spricht: es kommt der Morgen, und noch ist Nacht: wenn ihr suchet, suchet recht, bekehret euch, kommet!« (Isai. 21.) O Wächter der Menschen, du bist das Licht dieser Welt, du hast den neuen Tag auf Erden beginnen lassen, aber in den Herzen der Sünder ist Nacht. Wann wird die Morgensonne ihnen aufgehen, wann werden sie die wahrhafte Seligkeit finden? Wenn ihr wirklich suchet, suchet aufrichtig, suchet beharrlich, wendet euch von der Verkehrtheit, kommt; verlasset den Barabbas, suchet Jesum; »meidet das Böse, und thuet das Gute; suchet den Frieden und folget ihm nach.« (Ps. 33.)

In dem verhängnißvollen Jahre 1453, als die Strafgerichte Gottes über Constantinopel ausbrachen, und dieser herrliche Sitz des orientalischen Kaiserthums von Mahomets Waffen erobert wurde, fiel den Plünderern eine Jungfrau von ganz außerordentlicher Schönhet, Namens Irene, in's Auge, die sie dem Großherrn zuführten. Dieser hatte kaum seine Siege vollendet, als er schon, von der Schönheit jener Griechin gefangen, sich in seine neuen Paläste zurückzog, und alle Reichsgeschäfte seinen Großen überließ. Drey Jahre waren bereits vergangen, welche der Tyrann in Üppigkeit und Müssiggang verlebte, schon murrten die Janit-

scharen laut über die Weichlichkeit ihres Gebieters, schon hatte ein Aufstand sich vorbereitet, als endlich Mustapha, der Vesir, es unternahm, ihm die Gefahr zu schildern, an die Großthaten seiner Vorfahren, und an den schmählichen Verlust seines Ruhmes ihn zu erinnern. Der Tyrann erwiderte: du hast zwar sehr unehrerbietig mit mir geredet, und nur deine mir bekannte Treue rettet dir das Leben: inzwischen werde ich dir und Allen zeigen, ob ich im Stande sey, mich selber zu beherrschen. Er ließ alle seine Großen und Reichsverweser zu einem Gastmale berufen, und als sie versammelt waren, trat er in den Saal, und ihm zur Seite die Griechin Irene, so glänzend gekleidet, daß sie in ihrem Schmucke wie eine Sonne leuchtete. Er faßte ihre Rechte mit seiner linken Hand, sah, mitten im Saale stehend, mit rollenden Augen umher, und sprach: Ihr beschuldigt mich, daß die Leidenschaft mich gefangen halte; betrachtet diese herrliche Schönheit, und tadelt mich noch ferner. Da standen die Geladenen, wie an den Boden gezaubert, und fingen an, in Lobeserhebungen sich wechselseitig zu übertreffen. Stille, rief der Barbar; ich will euch zeigen, daß nichts auf Erden mich einnehmen und beherrschen, daß nichts als der Tod die Glorie der Ottomanen in mir auslöschen kann! Und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so faßte er die Unglückselige schon bey dem blonden Haupthaare, mit der Rechten zog er sein Schwert, schwang es mit Macht, und blutend lag ihr Haupt am Boden. Sprachlos und bleich standen die Satrapen ringsumher, der

Tyrann aber hatte sein Ansehen mehr als je befestigt, und zog bald wieder hinaus zu neuen Kriegen.

Wozu diese barbarische Begebenheit hier? Um zu lernen, was mit Irene zu thun sey. Irene hieß jene arme Griechin, Irene im Wortverstande bedeutet den Frieden. Ein jeglicher Sünder betet irgend eine Irene an, denn er suchet einen falschen Frieden, es sey nun in diesem, es sey in jenem scheinbaren Gute; den wahren und ewigen Frieden aber verleihet Niemand als Jesus allein. Hinweg mit Irene, hinweg mit Barabbas! Suchet ein Christ den Frieden mit Gott, denn die Welt nicht geben kann, so muß er dem christlichen Streite sich widmen, denn ohne Streit ist kein Sieg, ohne Sieg kein Friede; wie aber wird er zum Ziele kommen, wenn er nicht mit Gewalt sich losreißt, wenn er das Schwert gegen jene Leidenschaft nicht ziehet, die ihn am meisten beherrscht? — Wir suchen den Frieden, und wir suchen die Ruhe. Ruhe ohne Frieden hat der Sünder zuweilen, im Schlummer des falschen Genusses; Ruhe zwar, weil seine Seele schlummert, doch keinen Frieden, weil sie in Feindschaft gegen Gott verharret. Frieden ohne Ruhe hat der gerechte Christ; den Frieden zwar, weil er mit Gott versöhnt ist, und seinem Willen folget, doch aber keine Ruhe, denn er muß streiten und wachen. Friede und Ruhe zugleich wird erst dort ihm zu Theile, wo die Klarheit und Freude wohnen. Weder Friede noch Ruhe ist in jenem finstern Lande, »wo keine Ordnung ist, wo immerwährender Schrecken hauset.« Worin aber bestehet alles

christliche Bestreben? »Meidet das Böse, thuet das Gute, suchet den Frieden, und folget ihm nach.« Gibt die Welt uns mehr Freude als Jesus? Ist der Friede Jesu geringer zu achten, als der falsche Friede der Welt? Und, die Wege des christlichen Lebens, die Versammlung des Geistes, die Betrachtung der Wahrheit fliehen, »weil dieß eine traurige, düstere, trübe, bittere Lebensart sey,« heißt dieß nicht soviel, als behaupten, Barabbas habe den Vorzug vor Jesu? — »Ohne Freund, (sagt Thomas von Kempen) vermagst du nicht zu leben, und ist Jesus nicht dein Freund vor allen Anderen, so wirst du immer traurig und trostlos seyn. Aus Allen, die du liebest, sey Jesus allein deine besondere und überschwengliche Liebe!« —

Barabbas steht ganz breit im Vordergrunde,
Ein Proteus in vielerley Gestalten;
Es ist mit ihm die ganze Welt im Bunde,
Sein theures Leben sorglich zu erhalten.

Im Purpurmantel, mit dem Binsenrohre
Steht Jesus ihm, der Himmlische, zur Seite;—
Hinweg mit ihm, so schreyn im wilden Chore
Die Menschen alle, die man nennet Leute:

Hinweg mit all' dem Beten und dem Fasten,
Vivat das Fleisch! wir halten's mit den Sinnen;
Wir schütteln ab sein Joch und seine Lasten,
Und wollen es auf unsre Faust beginnen!

Eilftes Wort.

»Sehet den Menschen!« (Worte des Pilatus; Joh. 19, 5.)

In der Zeit geboren, in und mit der Zeit vorübergehend, besitzen wir Menschen von dieser Zeit weder, was vergangen, noch was künftig ist, sondern lediglich nur jenen unbeschreiblich kurzen Augenblick, den wir Gegenwart nennen. Darum ist es auch das Gegenwärtige nur, was unsere Aufmerksamkeit weckt, was vor allem uns anspricht, und nur, was uns vergegenwärtigt wird, es sey in der Wirklichkeit, oder im Bilde, kann uns lebhaft beschäftigen. Und wie deßhalb in der menschlichen Sprache der Ausdruck so üblich ist: siehe da, siehe hier, so muß er auch in den Schriften der Propheten um so öfter sich finden, weil sie Dinge vorhersagten, die ihrem Geiste schon wie gegenwärtig sich zeigten. »Siehe, der Herr kommt in der Stärke, siehe sein Lohn ist mit ihm;« (Isai. 40.) »Siehe, in den Wolken des Himmels einer, gleich einem Sohne des Menschen!« (Dan. 7.) »Siehe über den Bergen die Füße desjenigen, der das Evangelium verkündet!« (Nah. 1.) »Siehe, eine Jungfrau wird empfangen, und einen Sohn gebären!«

(Isai. 7.) Auf ähnliche Weise reden sie auch bey Gegenständen, die eine hohe Bewunderung erregen, und auf welche sie mit großer Gewißheit sich berufen: »Siehe, groß ist Gott, und überwindet unsere Wissenschaft!« (Job. 36.) »Sehet wie gut ists und wie lieblich, wenn Brüder in Eintracht wohnen!« Ps. 132.) »Siehe, im Himmel ist mein getreuer Zeuge!« (Job. 36.) So ruft auch der Herr, da er den Nathanael sieht: »Siehe, ein wahrer Israelit, in welchem kein Falsch ist!« — Um die Aufmerksamkeit des Volkes zu erwecken, es zu Mitleid und Erbarmung zu bewegen, bediente sich auch Pilatus dieses Ausdrucks, und wahrlich, nie ist ein Wort ausgesprochen worden, welches umfassender, bedeutsamer, gewaltiger erregend wäre, als diese Worte, die Pilatus, obwohl des großen Inhalts unbewußt, zum Volke geredet: »Sehet den Menschen! sehet euren König!» Ecce Homo: sehet den Menschen! den gebrechlichen, den sterblichen, den schuldbelasteten, den gestorbenen, den ewig todten; — sehet den Menschen, der die Menschen erlöset hat; sehet den Erlöser, sehet den Erlöseten! Sehet in diesen Worten den Inbegriff aller Lehren des Glaubens, aller Gebote des Lebens! —

Auf dem Forum Jerusalem's woget das Gedränge der Menschen, gleich der wilden Meeresfluth, zwischendurch, gleich den Seeungeheuern, winden sich eilig und eifrig die Pharisäer und die Fürsten des Volkes, um zur grimmigen, hartnäckigen Wuth es aufzureitzen, und

die Augen der ganzen Menge sind auf den Palast des Prätors gewendet, denn dort drinnen ist noch der Gegenstand ihres wahnsinnigen Grimmes. Sie wissen zwar schon, daß barbarische Krieger, so grausam wie sie selbst, ihn mißhandeln und geißeln, doch hat Pilatus auch mit dieser abscheulichen Maßregel sich verrechnet, es ist ihnen an dieser Rache nicht genug, sie wollen seinen Tod. Da tritt endlich Pilatus, auf den erhöhten Platz, wieder zu ihnen heraus, und spricht: »Siehe, ich führe ihn euch hervor, damit ihr sehet, daß ich keine Schuld an ihm finde.« Und Jesus trat hervor, mit der Dornenkrone auf dem Haupte, mit dem Schilfrohr in der Rechten, den Purpurmantel um die Schultern, aber auch mit dem Purpur seines eigenen Blutes gefärbt, und Pilatus zeigte ihn dem Volke und sprach: »Sehet den Menschen, sehet euren König!« Sehet ihn zerschlagen, zerfleischt, zertreten, ob ihr noch eine menschliche Gestalt an ihm erkennet? ob ihr von ihm noch fürchten dürfet, er möchte des Reichs sich ermächtigen? Ist er ein Verbrecher? sehet, schon ist er hinlänglich gezüchtigt. Ist er ein König, schon ist er gekrönet. Sehet da seine Krone, seinen Purpur, seinen Scepter, was fordert ihr noch? Wenn ihr Menschen seyd, wenn ein menschliches Herz in eurer Brust schlägt, erbarmet euch seiner: sehet den Menschen! — Und, wie wunderbar hat schon der Prophet auf diese Rede geantwortet! »Wir haben ihn gesehen, und es war an ihm weder Gestalt noch Schöne; wir haben ihn gesehen, den letzten und verachtetsten aller Männer, ein Mann der Schmerzen war

er, und sein Antlitz verschmähet und verborgen, darum wir ihn auch für nichts geachtet haben. Er aber ist verwundet worden um unsrer Vergehungen willen, er ist zertreten worden um unsrer Laster willen; die Strafe unserer Sühnung lag auf ihm, durch seine Striemen sind wir geheilet worden.« (Isai. 53.) Aber eben deßhalb ruft dieser heilige Seher auch im Tone des Jubels: »Siehe, Gott mein Erlöser: ich will vertrauen auf ihn, und nicht fürchten mehr, denn er ist mir zum Heil geworden! Sehet, dieser ist unser Gott: geharret haben wir auf ihn, und er wird uns erretten, auf immer hinabstürzen wird er den Tod!« (Isai. 12. u. 25.) »Sehet den Mann, ruft Zacharias: der Aufgang ist sein Name; freue dich Sion, siehe, dein König kommt, in Armuth und Sanftmuth!« So tönen die Stimmen der Propheten, den Kommenden und Zukünftigen verkündend, bis endlich der größte der Propheten ihn, den schon Gekommenen, siehet und kund gibt: »Sehet das Lamm Gottes, sehet den, der hinwegnimmt die Sünden der Welt!« — Und zwar zur Zeit, als Johannes diese Worte sprach, sah man ihn noch wandeln, in wunderbarer Schönheit und Würde; hier aber erst, als das Lamm zum Schlachtopfer sich dargab, gingen sie ganz in Erfüllung. Sehet das Lamm Gottes, rief Johannes; sehet den Menschen, ruft Pilatus; beyde Worte bezeichnen ein und dasselbe Geheimniß. Und welch ein furchtbares Geheimniß! der Gottmensch würdigt sich zum Schlachtopfer herab, läßt von den Menschen sich mißhandeln! Aber in verborgenen Zügen wird es schon in den Psalmen angedeutet. »Der

Mensch wird eingehen in die Tiefe des Herzens: und Gott wird erhöhet werden.« (Ps. 63.) — d. i. (wie Augustinus diese Worte erklärt), »der Mensch Jesus gab sich dem Tode hin, und durch sein Opfer, wie durch seine Auferstehung ward seine Gottheit verherrlichet. Er ging ein in die Tiefe des Herzens: nämlich in die tiefe Bosheit seiner Feinde, er ließ sich von ihnen für einen bloßen Menschen betrachten. Denn er konnte nicht sichtbar werden, er konnte nicht gegeißelt, nicht gekreuzigt werden, es sey dann in menschlicher Natur. Als Mensch also ging er ein in diese Leiden, welche an ihm keine Kraft gehabt hätten, wäre er nicht ein Mensch gewesen. Aber wäre er nicht Mensch gewesen, so wäre der Mensch nicht erlöset worden. Er ging also ein in die Tiefe des Herzens: nämlich auch seines eigenen, in die Geheimnisse seines göttlichen Herzens; er gab sich als Mensch den Menschen preis, innen die Gottheit bewahrend; er verbarg schweigend die göttliche Natur, in welcher er dem Vater gleich war, und zeugte äußerlich nur die Knechtsgestalt, in welcher er geringer war, als der Vater.« — In dieser Knechtsgestalt, in der Gestalt eines geschlagenen Knechtes zeigte Pilatus ihn dem Volke, und sprach: sehet den Menschen! Diese Knechtsgestalt anstaunend, hatte der greise Priester Simeon ausgerufen: »Sehet, dieser ist ein Zeichen, welchem wird widersprochen werden!« Sehet den Menschen, höhnte Lucifer, der die Steine nicht in Brot verwandeln konnte! Sehet den Menschen, riefen die Juden: Andern hat er geholfen, sich selber vermag er nicht zu helfen! Sehet den Menschen, riefen die Heiden,

die Griechen und Römer sowohl, wie die Wilden in Mexico und Peru: wie kann dieser ein Gott seyn, den die Menschen gegeißelt und gekreuzigt haben? Sehet den Menschen! rufen Juden und Heiden, denn »den Juden ist er ein Ärgerniß, den Heiden eine Thorheit.« Und wie viele heidnisch gewordene Christen rufen dieß gründliche Urtheil ihnen nicht nach!

Es gibt aber noch ein anderes Ecce, den heidnisch Gewordenen zur Warnung gesagt: »Sehet den Ungläubigen! seine Seele wird nicht aufrecht seyn; der Gerechte aber lebet in seinem Glauben. Und gleichwie der Wein den Trinker betrüget, so wird es mit dem Stolzen ergehen, er wird nicht verherrlicht werden!« (Habac. 2.) Wie nämlich der Wein den Trinker in Taumel versetzt, und alle Dinge ihm verändert zeigt, so daß er sich selber groß, die anderen Dinge aber klein sieht, so wird auch der Hochmüthige, von seinem Hochmuth Trunkene, betrogen, daß er sich selber für groß, das wahrhaft Große aber für klein und verächtlich hält, und weil er, eben deßhalb, des Glaubens sich unfähig macht, so wird er auch jene Herrlichkeit nicht erlangen, die aus der christlichen Demuth erblühet. — Sehet den Menschen, sehet den großen Mann! sprach, oder dachte jener Vornehme aus Gaza von sich selbst; in seiner eingebildeten Hoheit konnte er nicht begreifen, was Demuth sey, und worin ihr Werth bestehe. Als nämlich einst der heilige Dorotheus (wie dieser selbst erzählt), im Beyseyn einiger Edelleute aus der Stadt Gaza in Palästina, von der Tugend der

Demuth redete, und die Behauptung aufstellte: »je näher Jemand zur Erkenntniß Gottes gelangt sey, und je treuer er ihm diene, desto deutlicher erkenne er sich selbst als einen Sünder, und desto tiefer fühle er seine Nichtigkeit,« da zeigte sich einer von jenen Zuhörern verwundert und befremdet darüber, und rief: wie kann dieß möglich seyn? Je näher der Mensch zu Gott gezogen wird, je mehr Tugenden er besitzt, desto größer ist er; du aber sagst: je größer er ist, desto geringer, je edler, desto armseliger, ist dieß nicht ein offenbarer Widerspruch? Da sprach Dorotheus zu ihm: Sage mir, Vortrefflichster, welchen Rang behauptest du wohl in deiner heimathlichen Stadt Gaza? Er antwortete: allerdings gelte ich dort als der Vornehmsten einer, ja es ist kaum Jemand, der es mir zuvor thäte. Sehr wahr, sagte Dortoheus: wenn du aber nach der Hauptstadt von Palästina reisest, nach Cäsarea, wo der römische Prätor sich befindet, was für Ansehen wirst du dort behaupten? — Lange nicht so viel, erwiderte der Edle, als in Gaza, nichtsdestoweniger habe ich dort den Zutritt in guten und angesehenen Häusern. — Wie aber, wenn du in die Hauptstadt Asiens kämest, nach Antiochia, wo der Proconsul seinen Sitz hat, wo jeder Bürger in Glanz und Reichthum dich übertrifft? — Dort freylich, bekannte jener, wird man mich wie einen Edelmann vom Lande, ja beynahe wie einen Bauersmann behandeln! — Und wenn du nun vollendes in Constantinopel, der Hauptstadt des Kaiserthums, dich einfändest, wo alle Häuser Paläste sind, alle Bürger Herren

von Macht und Ansehen? — Dort würde ich allerdings so ziemlich verschwinden. — Und wenn du endlich in die Residenz des Kaisers einträtest, und sähest ihn, von seinen Großen umgeben, im Schimmer seiner Herrlichkeit? — Hier, sagte der Bürger von Gaza, werde ich mir selber wie ein armseliger Bettler vorkommen. — Siehest du es nun klar? versetzte Dorotheus: je ferner von der Hauptstadt und ihrem Gebieter, desto größer und tüchtiger erscheinest du dir, je näher, desto geringer. Je weiter von der Gnade und Erkenntniß Gottes ein Mensch entfernt ist, desto größer und vortrefflicher ist er in seinen eigenen Augen, je näher er zu Gott gelangt, desto armseliger und gehaltloser, und so, mein Freund, verhält sich's mit den heiligen Menschen. »Nun siehet mein Auge dich, ruft Hiob: darum bestrafe ich mich selbst, und thue Buße in Staub und Asche!« — Geh'n wir nun, diesen Weg verfolgend, weiter hinauf, zu der königlichen Jungfrau, der, unter den erschaffenen Wesen, keines an Würde vergleichbar wie auch keines von allen einer so wunderbaren Nähe Gottes gewürdigt wurde, als sie, die Gottesgebärerinn; und fragen wir, was sie von sich selber sage? »Siehe, ich bin eine Magd des Herrn.« Gehen wir endlich bis zu dem Heiligsten und Höchsten hinauf, den sie geboren: wer war der Gottheit näher als der Mensch Jesus? Seine Menschheit hat kein Bestehen in sich, sondern es ist ein und dieselbe Person, welche die göttliche und menschliche Natur in sich trägt; in dieser unmittelbarsten Nähe, oder vielmehr in dieser vollkommensten Ei-

nigung mit der göttlichen Wesenheit, wie tief wird seine allerheiligste, menschliche Seele sich gedemüthigt haben, wie gänzlich und freudig unter der Allmacht Gottes sich gebeugt und für Nichts geachtet! »Guter Meister!« ward er einst gegrüßt; er aber, weil man ihm, als einem Menschen bloß, dieß Lob ertheilte, erwiderte auch nur als Mensch: »was nennet ihr mich gut? Niemand ist gut, als Gott allein!« Und da er gekommen ist, durch sein Gebet und sein Opfer der beleidigten Ehre Gottes eine vollgiltige Genugthuung zu leisten, weßhalb er auch gehorsam worden ist bis zum Kreuzestode, wer kann die Tiefe seiner Zerknirschung, seiner vorbehaltlosen Unterwerfung ermessen? Sehet den Menschen, sprach Pilatus: er aber spricht von sich selber; »ein Wurm bin ich, und nicht ein Mensch: der Schimpf der Menschen, die Verachtung des Volkes.« (Ps. 21.) Siehe, o Mensch, um deine Hoffart zu büßen, bin ich Mensch geworden, ja ich bin zum Wurme geworden, der in den Staub getreten wird. — »Was stolzirest du also, ruft Augustinus, da um deinetwillen der Sohn Gottes sich gedemüthigt hat? Er ist herabgestiegen, um das Grundübel aller Krankheiten zu heilen, nämlich die Hoffart. Vielleicht schämest du dich, einen demüthigen Menschen nachzuahmen? Wohlan, so ahme wenigstens einen demüthigen Gott nach. Er ist Mensch geworden, und ist demüthig worden; du, o Mensch, erkenne, daß du ein Mensch seyest; dieß ist deine ganze Demuth: daß du dich erkennest.«

Klar ist diese Lehre, doch leider ist ein viel größeres Verlangen in uns, von Anderen erkannt (oder vielmehr verkannt) zu werden, als von uns selbst. In diesem schiefen Sinne, wie sehr lieben wir das Ecce Homo! Wenn der hochberühmte Redner Athens, Demosthenes, über die Straße ging, und irgend eine Taglöhnerinn ihre Gefährtinn am Rocke zupfte und sprach: siehe dieser Mensch ist Demosthenes! so gereichte ihm das zur süßesten Freude; er gestehet es selbst. Wenn eine elegant gekleidete Evatochter durch die Straße wandelt, wie innig ihre Vergnügung, so oft die Leute einander mit den Augen winken: sehet was für eine zierliche Gestalt! Wenn ein Bramarbas über das Pflaster hinsteigt, daß Sporn und Säbel auf den Steinen klirren und schlottern, was will er damit anders sagen, als: sehet den Tapfern, den Ritter sonder Furcht und Tadel? Wenn ein Übermüthiger, mit wenig Witz und viel Gelächter, seiner groben Sünden sich rühmt, was sucht er anders damit, als den Ausruf der Verwunderung: sehet den Menschen ohne Verlegenheit und ohne Vorurtheil!?

Es gibt aber, allen diesen gegenüber, noch in ganz anderes, tiefer gegründetes Ecce Homo. »Siehe, nichts denn Eitelkeit ist der ganze Mensch.« (Ps. 38.) »Sehet, ihr seyd aus Nichts, und eure Werke aus demjenigen, was nicht ist!« (Isai. 41.) »Sehet, gleich dem Lehm in der Hand des Töpfers seyd ihr in der Hand des Herrn!« (Jerem. 18.) Ja, was noch bey weitem ärger ist, als das pure Nichts: »siehe, ungerecht sind Alle,

und eitel ihre Werke, gleich Spinnengeweben,« (Isai. 41.) und dieß zwar unserer verdorbenen Natur nach, und von Jugend auf: »denn siehe in Ungerechtigkeit bin ich empfangen, in Sünden hat meine Mutter mich empfangen.« (Ps. 50.) Und da dieß Übel schon in der Wurzel unseres Daseyns keimet, ist seine Frucht nicht der Tod? und dieser Tod, der alle unsere irdische Herrlichkeit vernichtet, und unseren Leib in einen Gegenstand des Abscheues verwandelt, ist er einer der geringsten Lehrer in der Wissenschaft der Demuth? — »Vor den Stadtthoren, sagt Chrysostomus, sind Gräber, überall bey den menschlichen Wohnungen sind Gräber, überall vor unseren Augen ist die Schule der Demuth. Ein kleiner und schmaler Rasen, sagt Augustinus, hat überflüssig Raum für den Reichsten, wie für den Ärmsten. Dieß erkannte der Cäsar Philippus, bey einer Gelegenheit, die ihm ein nur entferntes Bild des Grabes zeigte; denn als er auf der Reitbahn vom Pferde gestürzt war, betrachtete er, nachdem er wieder sich aufgerichtet, die kleine Vertiefung im Sande, worin er gelegen, und sprach: »siehe, welch ein Häufchen Sand hat Raum genug für den Beherrscher der Erde!« — Eine ähnliche Betrachtung machte auch Archidamus, König von Sparta. Da nämlich Philipp der Macedonier ihn überwunden hatte, und nun dieses Sieges wegen sich überhob, sendete ihm jener ein Schreiben, des kurzen Inhaltes: Messe deinen Schatten, ob er seit dem Siege größer geworden! — Gilt nun dieß alles von der sterblichen Hülle nur, ist dieß

ein Ecce Homo, das lediglich aus der Grabeskluft sich vernehmen läßt, welch ein Loos, welch ein Aufenthalt ist der Seele bestimmt, und nach der Auferstehung, dem Leibe und der Seele mitsammen? Welch ein Jammer desjenigen, an dem jenes furchtbare Ecce Homo in Erfüllung geht, das der Psalm ausspricht? »Die Gerechten werden ihn sehen und erschaudern, verachten werden sie ihn und sagen: Sehet den Menschen, der nicht auf Gott seine Hülfe gesetzt hat!« (Ps. 52.) —

Nicht mehr zur Rechten des Pilatus steht Jesus, mit Schmach bedeckt, sondern in göttlicher Glorie, zur Rechten des Vaters. »Sehet das Lamm Gottes,« sprach Johannes der Täufer; »sehet, das Lamm, ruft Johannes der Evangelist, stehet auf dem Berge Sion, umringet von den Scharen seiner Heiligen.« (Apoc. 14.) »Sehet, der Richter stehet vor der Thüre!« ruft der Apostel. (Jac. 5.) »Siehe, so spricht er selbst: siehe, ich stehe vor der Thüre und klopfe,« und dieß geschieht, so lange unser irdisches Leben fortwährt. »Siehe, ich komme wie ein Dieb in der Nacht; — siehe, ich komme bald!« — und dieses bedeutet die Stunde des Todes, und den Tag des Gerichts. — »Sehet, der Bräutigam kommt, wandert ihm entgegen!« »Sehet, er kommt in den Wolken des Himmels, und Aller Augen werden ihn schauen, und diejenigen, die ihn durchstochen haben; und klagen werden um seinetwillen alle Geschlechter der Erde!« (Offb. 1.) »Wohin soll alsdann (wie Au-

gustinus redet) der Sünder sich wenden, wenn er die Stimme seines Erlösers und Richters hört: Siehe den Menschen, den du gekreuzigt hast, siehe die Wunden, die du ihm versetzt, siehe die Seite, welche du durchbohret hast: durch dich und um deinetwillen ist sie eröffnet worden, und doch wolltest du nicht eingehen!« — Wie gehen wir ein in seine Wunden? wie wandern wir dem Bräutigam entgegen? wie schirmen wir uns vor seinen Strafgerichten? Wie werden wir befestigt in seiner heiligen Liebe? Rein durch die Demuth, und nichts ohne Demuth, und alles durch die Demuth! —

Ecce Homo — was stolziret Staub und Asche?
Ist der Mensch, der hier vorüber gehet,
Nicht gleich welkem Laube, das der rasche
Herbstwind spielend von der Erde wehet?

Ecce Homo — du, mein Gott und mein Befreyer!
Du hast meines Nichts dich angenommen,
Mildiglich verhüllet in der Menschheit Schleyer
Bist du, Gott und Mensch, zu mir gekommen.

Ecce Homo — seh' ich dich in solcher Demuth
Vor mir stehen in den Brotsgestalten,
Ach, dann seufze ich zu dir, in tiefer Wehmuth
Lasse nicht in Hochmuth mich veralten!

Zwölftes Wort.

»Von wannen bist du?« (Frage des Pilatus; Joh. 19, 9.)

Wenn jemals ein Sterblicher die größten und gewichtigsten aller Fragen aufgeworfen hat, welche die ewigen und wesentlichen Zwecke des Menschen betreffen, und wenn zugleich je Einer Gelegenheit hatte, über diese hochwichtigen Fragen von der ewigen Wahrheit selbst belehrt zu werden, so war es der römische Prätor Pilatus. Unter diesen Fragen die tiefste ist in den Worten ausgesprochen: »von wannen bist du?« In jener Ordnung zwar, welche in den Verhören und Untersuchungen bey menschlichen Gerichten beobachtet wird, pflegt diese Frage die erste zu seyn, Pilatus aber hat ganz zuletzt sie aufgestellt. »Was hast du gethan? Bist du der König der Juden? Was ist Wahrheit?« so hatten bisher seine Fragen gelautet. Als er jedoch von den Stimmführern des Volkes vernahm: »er hat sich zum Sohne Gottes gemacht,« wandelte ihn neue Furcht an, da wendete er sich zu dem Gegeißelten, Dorngekrönten und Verhöhnten, und hatte er früher gerufen: Sehet den Menschen! so fragte er ihn nun erst: »Von wannen bist du?«

Bist du ein Irdischer, bist du ein Himmlischer? bist du einer von jenen Göttern, von welchen unsere Sage lehrt, daß sie zuweilen diese Erde heimsuchen? Bist du vom Olymp herabgestiegen, ein Halbgott, aus Jupiters Geschlechte? — Denn solche Meinungen waren bey den Heiden im Schwunge. — Allein, weil er auf seine frühere Frage: was ist Wahrheit? die Antwort nicht abgewartet hatte, so sollte er dießmal vergeblich auf eine Antwort harren; er war ihrer weder fähig noch würdig. Denn diese Frage: von wannen bist du? umfasset sie nicht alle wesentlichen Geheimnisse des Glaubens? Von wannen bist du, o Christus? Vom Himmel und von der Erden. Vom Himmel durch einen ewigen Vater; von der Erden durch eine jungfräuliche Mutter. — Von wannen bist du, o Christ? Von der Erden und vom Himmel. Von der Erden durch einen irdischen Vater und eine irdische Mutter; vom Himmel durch Jesus und Maria. —

Als Tobias der Jüngere ausging, um einen Reisegefährten nach Medien zu suchen, und der Engel Raphael, in Gestalt eines glänzend schönen Jünglings, ihm dazu sich anbot, fragte ihn jener: »Von wannen bist du? von wannen haben wir dich?« Ähnlich fragte ihn auch Tobias, der Vater: »aus welchem Hause bist du? von welchem Stamme?« Und Raphael erwiderte: »Suchest du die Familie des Söldlings, oder suchst du den Söldling selbst, der mit deinem Sohne wandern

soll? Damit ich dich aber nicht ängstlich mache: ich bin Ananias, des großen Azarias Sohn.« Da sprach Tobias: »du bist von einem großen Geschlechte; doch zürne nicht, daß ich deine Herkunft wissen wollte!« — Was ist die Ursache, daß Raphael zögerte, seine Herkunft oder sein Stammgeschlecht zu nennen? Erstlich weil er als einen Söldling oder Diener sich dargab; sodann, weil er, als ein purer Geist, aus keiner Familie, nach Art der Menschen entsprossen war, sondern rein nur seinen Schöpfer, »den großen Azarias« (d. h. im Wortverstande: den Herrn der helfenden Allmacht), als seinen Vater erkannte. Als aber jener Wunderbare auf Erden kam, welcher der König der Engel, der wesentliche, eingeborne Sohn des großen Azarias, und der wahre Ananias, d. h. der Herr der Gnade ist; und als er, unendlich demüthiger und heilbringender als Raphael, allen Menschen sich dargab, um ihr Führer und Begleiter in die ewige Heimath zu werden, da wollte er weder seinen Namen, noch seine Herkunft verschweigen, vielmehr lag ihm alles daran, daß die Menschen vom einen wie vom andern Kenntniß erlangten. Er sagte also nicht, wie Raphael: »was frägst du nach der Herkunft des Söldlings?« — den erstens gab er für keinen Söldling sich aus; sein und durch seine Allmacht erschaffen waren die Menschen, die er retten wollte. »Ich bin ein guter Hirte, sagt er selbst, und kenne meine Schafe; ich bin kein Söldling, dem die Schafe nicht zugehören!« Zweytens war er kein purer Geist, sondern, wiewohl unerschaffen,

geistig, göttlich, dennoch auch menschlichen Ursprungs, menschlicher Herkunft. Denn dieß eben ist ja das Mysterium unserer Erlösung, welche nicht durch einen Engel, auch nicht durch die Einigung des göttlichen Wortes mit der Natur der Engel, sondern durch die Einigung dieses Wortes mit der menschlichen Natur bewerkstelligt ward. »Niemals, sagt Paulus, hat Gott die Natur der Engel in sich aufgenommen, sondern die menschliche Natur, aus der Geschlechtslinie Abrahams;« und, wie Bernardus hinzusetzt: wir lesen nicht: das Wort ist ein Engel geworden, sondern: das Wort ist Fleisch geworden, und zwar aus der Nachkommenschaft des Abraham und David, nach der Verheißung.

Welch eine unendliche Höhe und Tiefe umfasset demnach die Antwort auf die Frage: von wannen bist du? Diese Antwort lautet: Vom Himmel, und von der Erde. Vom Himmel; denn so ruft der Seher: »thauet, ihr Himmel von oben; ihr Wolken, regnet den Gerechten herab!« — von der Erde; denn also beschließt er seine Worte: »die Erde eröffne sich, und bringe den Heiland herfür!« Vom Himmel und von der Erde: nämlich aus der Familie Davids nach irdischer Abkunft, aus den Höhen der ewigen Gottheit nach himmlischer Abkunft. Daher nennet ihn der Seher »den Aufgang aus der Höhe;« daher lehret von ihm Johannes Baptista: »wer von oben ist, ist über Alle: wer vom Himmel kommt, ist über Alle;« — daher sprach auch Jesus selbst zu den Pharisäern: »Ich seyd von unten, ich aber bin von oben; ihr seyd von dieser Welt, ich bin nicht von

dieser Welt; ich weiß, woher ich komme, und wohin ich gehe, ihr aber wisset es nicht.« — Was die Pharisäer nicht wußten, wir wissen es im Lichte des Glaubens: jenes große Mysterium nämlich, von welchem Bernardus mit diesen Worten spricht: Wort, Seele und Leib, diese drey sind eins, dieses Eins ist drey. Drey wegen der dreyfach verschiedenen Natur; Eins durch die Einheit der Person, indem das Ewige, das Alte und das Neue, in Einer und derselben Person sich vereinigen; das Ewige: nämlich die Gottheit: das Neue: nämlich eine neu erschaffene menschliche Seele: das Alte: nämlich ein menschlicher Leib, aus der Nachkommenschaft Adams, durch die Linie der Patriarchen bis herab auf Maria. Und auf solche Weise ist Christus, in seiner ewigen Geburt, der Sohn eines Vaters ohne Mutter; in seiner irdischen und zeitlichen Geburt der Sohn einer Mutter ohne irdischen Vater, und folglich einer unverletzten, jungfräulichen Mutter. Also forderte es, wie Thomas von Aquin ausführlich zeiget, die Würde des Vaters, die Würde des Sohnes, die Würde der Menschheit Christi, endlich der Zweck seiner Menschwerdung selbst; denn deßhalb ist das Wort Mensch geworden, damit Alle, die ihm gehorchen, in Kinder Gottes umgewandelt würden: die nicht aus dem Fleische, nicht aus der Natur, sondern aus dem Geiste, aus Gott geboren sind. — »Siehe, sagt Bernardus: jene ewige Weisheit, die bisher dahin verborgen war, wird nun im Fleische dir offenbaret; sie gehet aus ihrer Verborgenheit hervor, und wird den

Sinnen erkennbar; im Fleische wird dir gepredigt: fliehe die Unlauterkeit des Fleisches, denn an der Pforte der Üppigkeit stehet der Tod!« Durch die Reinigkeit der himmlischen Jungfrau ist das Wort Fleisch geworden, um (wie Augustinus sagt) aus der Verwesung der Unlauterkeit uns zu erretten; das fleischgewordene Wort ist gestorben, um die Unlauterkeit des Fleisches zu büßen; und die unreinen und sinnlichen Menschen vor Allen sind es, die den Tod ihm bereitet haben. »Kommet, rufen sie, und lasset uns aller Güter der Gegenwart genießen, lasset mit Rosen uns krönen, ehe sie verblühen; es sey keine Trift, durch welche unsre Üppigkeit nicht wandle!« Und womit beschließen sie diese dithyrambischen Reden? mit den Anschlägen der Bosheit gegen Christum: »wir wollen ihn verdammen zum allerschmählichsten Tode!« (B. d. Weish. 2.) Wer sollte meinen, sagt Augustinus, daß aus jenen Rosen die schärfsten Dornen wachsen würden, um Christi Haupt zu verwunden? wer möchte von so süßen Bechern die herbesten Schmerzen erwarten? wer sollte denken, daß auf so blumigen Wiesen das starre Holz des Kreuzes wüchse? Aber aufs nächste verwandt sind Wollust und Grausamkeit; feindselig und zerstörend handelt der Lüstling gegen sich, gegen die Menschen, und, sofern er es vermöchte, gegen Gott selbst. Das Fleisch streitet wider den Geist, und alle fleischlichen Menschen sind Feinde Jesu und Mariä. Von wannen bist du? rufen sie zu beyden verächtlich, denn sie können keinen Sohn der Jungfrau, und keine makellose, jungfräuliche Mutter sich

denken. Doch grausamer noch als sie selbst ist ihre wüste Leidenschaft, denn sie ist, wie Hiob sie schildert, »ein verzehrendes Feuer, das bis zum Verderben wüthet, und alle Keime des Lebens austilgt.« (Job. 31.)

In einem alten Buche, das den Titel führt: der Wurm des Gewissens (Zehntner ist des Autors Name), wird von einem deutschen Reichsfürsten erzählt, der sich und seinen Gästen eine seltsame Unterhaltung bereitete. Es befand sich nämlich in seinem Schloßgraben ein Bär, der leidlich zahm geworden; dieß plumpe Thier ließ er herbeyführen, und ihm eine Schüssel vorsetzen, die mit siedend heißem Honig gefüllt war. Der Scherz war, nach der groben Sitte jener Zeit, grausam genug. Denn so oft der Täppische von dieser Lieblingsspeise zu lecken versuchte, verbrannte er sich die Zunge und den Schlund, bey allen diesen Peinen konnte oder wollte er sich dennoch nicht mäßigen; er schlürfte unter stetem Jammer und Klaggeheule, mit gleich grimmiger als lächerlicher Wuth, die ganze siedende Süßigkeit in sich hinein. Und wie damals, so auch jetzt, dürften nicht Wenige diesem grotesken Schauspiele zusehen und lachen, ohne zu ahnden, in welch betrübter Ähnlichkeit ihre eigene Lebensgeschichte dabey vorgestellt werde; denn ein solches Trauerspiel vor dem Angesichte der Engel und ihrer jungfräulichen Königinn, und zugleich ein Schauspiel des Hohngelächters vor allen Dämonen, ist ein Jeglicher, der an dem Becher nippt, worin das süße, doch vom höllischen Feuer siedende Gift der Wollust ihn anlockt, und der, nachdem er es einmal verkostet,

nimmer davon abläßt, obgleich er seine Kräfte, seinen Verstand, seine Ehre, sein Glück, seinen Glauben, das geistige und das ewige Leben, den verderblichen Flammen opfert, und auf solche Weise zwischen wildem Genusse und Jammergeheul, zwischen falscher Liebe und bitterm Grimme, zwischen Schwelgerey und Verzweiflung seine elenden Tage dahin bringt. Dieß ist der Honigtrank der gefangenen Bestie, die Süßigkeit voll Wuth und Jammer, das lustige Elend dieser Welt, die überirdische Hölle; dieß ist der Irrthum, dessen Paulus die Heiden zeihet; »weil sie in der Finsterniß ihres Herzens verzweifelten (keine Hoffnung eines bessern Lebens kannten), darum haben sie der Unzucht sich ausgeliefert, zu allen Werken der Unlauterkeit.« (Eph. 4.) In thierlichen Lüsten lebten die Heiden, weil sie das innere Gesetz nicht achteten; wie erst könnte der Christ sich entschuldigen? Christ, von wannen bist du? Bist du nicht aus Gott geboren? Bist du nicht wiedergeboren aus dem göttlichen Geiste? Bist du nicht ein Glied des Leibes Christi, ein Tempel des heiligen Geistes? Groß ist des Christen Würde, erhaben seine Herkunft; denn ist auch sein Ursprung aus einem irdischen Vater, einer irdischen Mutter, so hat er doch einen Vater im Himmel, der allmächtig und ewig ist; und wahrhaft ist er unser Vater, weil sein eingeborner Sohn unser Bruder ist; wahrhaft ist der Sohn Gottes unser Bruder, weil er als Sohn der Jungfrau unsre Menschheit an sich genommen; wahrhaft endlich ist die heilige Jungfrau unsre Mutter, weil sie unsren göttlichen

Bruder geboren. »Gebenedeyt sey (sagt S. Bonaventura) dieser Bruder, durch welchen Maria unsre Mutter geworden; gebenedeyt diese Mutter, durch welche der Sohn Gottes unser Bruder geworden!« Eben deßhalb ist auch die standesgemäße Keuschheit eines jeglichen Christen erste Tugend, und die Bedingniß seiner dereinstigen unsterblichen Glorie, und dieß zwar ganz aus denselben Ursachen, auf welchen (wie oben gesagt worden) das Mysterium der jungfräulichen Reinigkeit der Gottesgebärerin beruht: nämlich wegen der Würde des himmlischen Vaters, wegen der Würde des Sohnes, wegen der Würde seiner Menschheit, endlich wegen des Zweckes seiner Menschwerdung; denn warum anders ist Gott Mensch geworden, als daß der Mensch geistig und göttlich werde? Aber diese Reinigkeit des Herzens und der Sitte, wo wird sie gefunden? Und wer sie gefunden hat, oder wer sie besitzet, wie wird er sie bewahren, wenn er nicht in Sorgfalt wandelt?

Einer der alten Väter (wie man die Anachoreten zu nennen pflegt) hatte einen Jüngling von sonst züchtiger Sitte und ernster Sinnesart gesehen, wie er eben in ein lärmendes, verrufenes Gasthaus hinein ging. Voll des Schmerzes wartete der Greis vor der Thüre, bis er Gelegenheit fände, den Jüngling anzureden; nahm ihn auch, sobald dieser wieder herausgekommen, sogleich bei der Hand, führte ihn an einen einsamen Ort, und sprach zu ihm: Mein Bruder, weißt du nicht, daß du ein Jüngling bist? sagt dir nicht dein Gewand, daß du zum Stande eines Klerikers dich vorbereitest? ist es dir unbekannt, daß der Feind uns allezeit Fall-

stricke legt? Und dennoch gehst du in solche Häuser, wo du vielerley anhörst, was sich zu hören nicht ziemt, und vieles mit ansiehst, was zu sehen nicht erlaubt ist? O mein Bruder, kehre in dein Kämmerlein zurück! Den Jüngling beleidigten diese Reden; geh' Alter, rief er, geh' deiner Wege! Gott sucht nichts anderes, als ein reines Herz! Da erhob der Greis seine Hände gen Himmel und sprach: Herr, mein Gott, dir sey die Ehre! fünfzig Jahre bereits wohne ich in der Einöde von Scete, und habe kein reines Herz; dieser Jüngling aber besuchet täglich die Wohnstätten der Ausgelassenheit, und bewahrt sein Herz ganz rein und unbefleckt! — So sprach, wie Sophronius berichtete, der betrübte Greis zu Alexandria, und redete doch nur von Trinkstuben und Kellern; wie müßte er erst sich verwundern, wenn er in unsern christkatholischen Städten, nicht in verächtlichen Orten bloß, sondern auch in den Häusern der Angesehenern, und in schön beleuchteten, zierlichen Appartements, jene abscheulichen Scherze, jene unreinlichen Zweydeutigkeiten hören würde, welche die diabolische Würze geselliger Unterhaltung abgeben, und so viele Herzen vergiften, während die gebildet seyn Wollenden, die so sich die Zeit kürzen, der ernstlichen Meinung sind, als hätten sie ein reines Herz, und wüßten sich keines Fehlers anzuklagen? »Wer von der Erden ist, sprach Johannes Baptista, ist von der Erden, und redet von der Erden;« hier aber müßte man sagen: wer vom Schlamme ist, ist vom Schlamme, und redet vom Schlamme: »aus der Fülle des Herzens redet der Mund!«

O Christ, dessen Rachen ein offenes Grab ist: von wannen bist du? hoffest auch du einstens das himmlische Leben? glaubest du wohl an das menschgewordene Wort, der du so schändlich dein eigenes Wort mißbrauchst, deine und andere Seelen zu verderben? Und gesetzt auch, daß du an das ewige, vermenschte Wort nicht glaubest: wenn du kein Christ seyn willst, entsagst du auch deiner menschlichen Würde? Mensch, von wannen bist du? Wo ist dein Ursprung? wo die Quelle deines Daseyns? Wie scherzest, wie faselst du über ein so furchtbares Geheimniß, über das schreckliche Geheimniß deiner eigenen Entstehung? Ist es dir nicht genug, daß du selber in die sumpfige Tiefe gefallen, willst du noch hundert Andere, und so Viele deinem häßlichen Witze horchen, hinabziehen in das unaufhaltsame Verderben? Unaufhaltsam aber ist dieses Verderben, denn aus diesem Abgrunde ist keine Rückkehr zu den Wegen des Lebens, es sey denn durch die mächtige Hülfe der Gnade.

Nach einer spartanischen Volkssage, die Pausanias aufbehalten hat, fand sich bey Sparta eine Grube von ungeheuerer Tiefe, in welche man diejenigen zu stürzen pflegte, die zum Tode verurtheilt waren. In diesen Abgrund warf man auch den Feldherrn der Messenier, Aristomenes, sammt fünfzigen seiner Krieger. Und während diese letzteren Alle an den felsigen Wänden zerschmettert wurden und starben, ward Aristomenes von einem Adler aufgehalten, der mit ausgebreiteten Flügeln unter seinem Leibe schwebend, ihn unterstützte, so, daß er unverletzt den Grund erreichte, aus welchem er

sich durch unterirdische Gänge, wieder herausfand. Diesen Messeniern ähnlich sind alle diejenigen, die der Sinnlichkeit sich gefangen geben; sie werden in eine tiefe Grube hinabgestürzt, welche, wie die Schrift sagt, »bis in die innersten Kammern des Todes führt;« keine Leidenschaft, einmal ihr nachgegeben, reißt so mächtig von einer Klippe zur andern hinunter, nichts ist so schrecklich, nichts so abscheulich, wohin der Unlautere nicht fallen kann, unter fünfzigen wird oft kaum Einer gerettet; doch da er selber es nicht vermag, wer hilft ihm? wer hält ihn auf? wer trägt ihn empor? »Unmöglich ist es (so lehrte der heil. Nilus), daß der Mensch mit seinen eigenen Fittigen zum Altar der Reinigkeit sich wieder erschwinge, sofern nicht die göttliche Gnade ihn aus der Grube der sinnlichen Verirrungen zur Höhe empor führt.« Diese Gnade Christi ist es, welche, (nach Mosis, Isaias und Ezechiel's Bildern) dem Adler gleich, ihre Fittige ausbreitet, um den Fallenden zu stützen, und oft aus der tiefsten Tiefe den Ausweg ihm bereitet, daß er durch Reue und Demuth, zu der Höhe des Lichts und der Freiheit emporklimme. Darum ruft auch Chrysostomus: »Niemand, und wäre er auch in die Tiefen der Bosheit hinabgestiegen, werfe die Hoffnung seines Heils von sich, sondern gedenke der unaussprechlichen Erbarmungen Gottes, und höre sein Wort durch die Stimme des Propheten: wer da gefallen ist, stehet er nicht wieder auf? und wer sich abgewendet hat, kehret er nicht zurück?« — »Diese, die bekleidet sind mit weißen Gewanden, wer sind sie? und von

wannen kommen sie? Es sind diejenigen, die gekommen sind aus großer Trübsal, und haben ihre Gewande weiß gewaschen im Blute des Lammes.« (Offenb. 7.) Warum also soll der Gefallene nicht wieder aufstehen, der Verirrte nicht umkehren, der Befleckte nicht rein werden? Breitet der Adler seine Fittige nicht aus am Kreuze, um alle Sünder aufzunehmen? steht seine jungfräuliche Mutter nicht am Fuße des Kreuzes, gütig einem Jeden, der zu ihrem Sohne zurückkehrt? Und wie leicht gelinget dieß jenem, dem Maria beysteht! »Gebenedeyt sey diese Mutter, durch welche der Sohn Gottes unser Bruder geworden ist! gepriesen sey die Mutter der Barmherzigkeit!«

Als der heilige Odo, Abt von Cluni, (im Jahre Christi 920) durch eine waldige Gegend wanderte, die bloß von Räubern bewohnet war, kam einer aus dieser Sippschaft ihm entgegen, betrachtete eine Zeitlang sein heiteres und liebreiches Angesicht, warf sich sodann, aufs tiefste gerührt, ihm zu Füßen, und flehte mit gebrochener Stimme: er möchte sich seiner erbarmen. Odo fragte nicht: von wannen und wer bist du? Denn offenbar war dieser Mensch, geistiger Weise, aus der Region des Verderbens; er fragte mit mildem Tone: was willst du? Der Räuber erwiderte: Nichts sonst, als daß ich mit dir ziehen darf; denn wenn du mich zurückweisest, so werde ich zu Grunde gehen, und dann wird Gott meine Seele von dir fordern! Da nahm ihn

der heilige Abt mit sich nach Cluni, wo der Fremdling mit schnellen Schritten in jeder christlichen Tugend sich ausbildete, und in kurzer Zeit manch ein großes Vergehen sühnte; denn als er nicht lange nachher auf das Sterbelager fiel, ließ er den heiligen Odo zu sich bitten, und sprach zu ihm: Mein Vater, ich sah diese Nacht eine erhabene Frau, in herrlichem Glanze, bey meinem Lager stehen, die fragte: kennest du mich? Ich verneinte es, und da sprach sie: Ich bin die Mutter der Barmherzigkeit. Da rief ich sogleich: o meine Gebieterin, was gebeut'st du, daß ich thun soll? Und sie erwiederte: nach drey Tagen wirst du zu meinem Sohne kommen; und bestimmte auch die Stunde. Der Tag und die Stunde kamen, und der Büßer entschlief eines sanften Todes, beurkundend damit, was er erfahren und erzählt hatte. Der heilige Odo bewunderte freudevoll die Schönheit des Namens, den die heilige Jungfrau sich gegeben, er konnte nicht genug staunen darüber, wie sie einem so verlornen Menschen in so wenigen Monaten Weisheit, Gnade und Barmherzigkeit erworben; von nun an nannte er die heilige Jungfrau nie mehr anders, als eine Mutter der Barmherzigkeit.— Sie richtet aber diese Frage an jeden Christen: kennst du mich? kennst du deine Mutter? Und Viele antworten schnell mit Ja, aber nicht Alle fragen: Was gebeut'st du, daß ich thun soll? Wenn wir sie aber fragen, was wird ihre Antwort seyn? »Du wirst binnen drey Tagen, drey Jahren, drey Jahrzehnden, binnen irgend einer Zeitfrist, zu meinem Sohne kommen; gedenke

also der Frage: von wannen bist du? bist du aus fernem Lande der Üppigkeit, gleich dem verlornen Sohne, oder aus dem Reiche der Gnade? Sey eingedenk der Schmerzen, in welchen ich dich geistig geboren auf dem Calvarienberge; sey eingedenk des Opfers, das mein jungfräulicher Sohn für dich gebracht, damit du ein Kind des ewigen Vaters seyest. Kennest du mich? — Ich bin eine Mutter der Erkenntniß und Ehrfurcht, ich bin eine Mutter der heiligen Hoffnung und der schönen Liebe. (Eccli. 24.) Soll ich dir eine barmherzige Mutter seyn? So wandle auf dem Wege der Erkenntniß und Ehrfurcht, wandle auf dem Wege, nicht der häßlichen, sondern der himmlischen, der schönen Liebe!« —

Von wannen bist du, und wohin gedenkst du?
Du bist vom Staube, doch zum Licht geboren;
Wohin es dir gelüstet, dorthin lenkst du,
Je nach dem Ziele, so du dir erkoren.

Ach, wem gehörst du endlich, und wem schenkst du
Dein beß'res Seyn, dein Streben und dein Lieben?
Nach oben sollst du, und nach unten senkst du
Den Geistesflug, von Fleisch und Blut getrieben.

Vom Himmel ist der Herr herabgestiegen,
Gen Himmel dich in Kraft empor zu heben;
Maria gab ihn dir, sie hilft dir siegen,
Durch sie allein kommst du zu ihm, zum Leben.

Dreizehntes Wort.

»Weißt du nicht, daß ich Gewalt habe, dich zu kreuzigen, und Gewalt, dich frey zu lassen?«

(Frage des Pilatus; Joh. 19, 10.)

Zwischen dem tobenden Volke und dem schweigenden Erlöser stand Pontius Pilatus mit äußerlichem Trotz, mit innerer Verzagtheit. Den äußern Trotz erkünstelte sein Hochmuth; die innere Verzagtheit entstand aus dem Streite seines Gewissens, das ihm die Unschuld zu retten gebot, mit der Furcht vor dem Volke, das bey dem Cäsar ihm schaden konnte. Nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, die Tiger zum Mitleid zu bewegen, nachdem er noch einmal öffentlich bekannt und gesprochen: »ich finde keine Schuld an ihm,« beriefen die Stimmenführer sich auf ihr Gesetz: »Wir haben ein Gesetz, und nach diesem muß er sterben, denn er hat zum Sohne Gottes sich gemacht!« Allein diese Worte hatten die Feinde Christi nicht klüglich gewählt, beynahe hätten sie eine entgegengesetzte Wirkung gethan. Denn als Pilatus sie hörte, stieg seine Gewissensangst noch höher. Er gedachte der früheren Reden Jesu, er erwog noch einmal seine erhabene Geistesruhe, und seine

unwandelbare Geduld, und darum fragte er ihn: von wannen bist du? Jesus antwortete nicht, und dieß Schweigen setzte ihn eben so sehr in Verwunderung als in Entrüstung. Wie konnte ein Mensch, der ganz in seinen Händen war, so wenig um ihn, den Richter, und so wenig um sein eigenes Leben sich kümmern, daß er nicht einmal die Mühe sich gab, eine Frage zu beantworten? Darum rief er zürnend: »Zu Mir redest du nicht? Weißt du dann nicht, daß ich Gewalt habe, dich zu kreuzigen, und Gewalt, dich frey zu lassen?« Diese Frage nun, weil sie der Ehre Gottes zuwider lief, wollte Jesus noch beantworten. »Du hättest, erwiderte er, keine Gewalt über mich, wäre sie dir nicht von oben herabgegeben. Darum hat derjenige, der mich dir überlieferte, eine größere Sünde.« Du hast Macht über mich, aber nicht aus dir selbst, sondern weil sie dir gegeben ist von oben, und folglich steht deine Macht nicht in deiner Willkühr. Eine größere Sünde, als du hat Caiphas, aber groß ist auch deine Sünde, weil du die Gewalt mißbrauchst, die dir gegeben ist! — Hat nicht jeder Sünder die Macht, irgend etwas Böses zu thun? Aber auch diese Macht ist von oben ihm verliehen, und dieß eben ist bey jeder Sünde das Schrecklichste. So finden sich also auch in diesen Worten Wahrheit und Lüge beysammen. - »Weißt du nicht, daß ich Gewalt habe, dich zu kreuzigen, und Gewalt, dich frey zu lassen?« — so ruft der Stellvertreter einer irdischen Macht, und diesem können wir antworten. — »Weißt du nicht, daß ich Gewalt habe, dich zu kreuzigen, und

Gewalt, dich frey zu lassen?«—so spricht der Herr der Allmacht; und diesem werden wir nicht zu antworten vermögen.

Der Weltweise Simonides wurde von Hieron, dem Könige von Sicilien, gefragt: was die Wesenheit Gottes wäre? Simonides erbat sich einen Tag zur Bedenkzeit, dann noch zwey Tage, und abermals drey Tage; endlich war seine Antwort diese: Je länger ich darüber nachsinne, desto mehr nachzusinnen finde ich; um aber zu sagen, was die Wesenheit Gottes sey, dazu fehlen mir alle Worte, Zeichen und Namen. Was dieser heidnische Weise erkannte, bestätigt auch der christliche Weise, Gregorius von Nazianz: es gibt keine Worte, mit welchen man Gott erklären könnte; und so gestehet auch Thomas von Aquin: daß unter allen Namen, mit welchen Gott bezeichnet wird, keiner sich finde, der seine Wesenheit ausdrückt. Dennoch gibt von allen Benennungen Gottes, welche die heilige Schrift in sich fasset, eine als diejenige sich kund, die am öftesten vorkommt, und am wesentlichsten ihm gebührt. »Ich bin der Herr, dieses ist mein Namen!« (Isai. 42.) »Ihr nennet mich Meister und Herr, und ihr redet recht, denn ich bin es.« (Joh. 13.) »Dieß ist der Name, womit sie ihn anrufen werden: unser Herr, der Gerechte.« (Jerem. 23.) »Erkennen werden sie, daß: der Herr, dein Name sey; du allein bist der Allerhöchste, der Herr ist dein Name.« (Ps. 67.) Denn dieser Namen »Herr« fasset jene unbegränzte und unerschöpfliche Macht in sich, die alles wirket, was sie

immer will. »Alles, was der Herr gewollt hat, hat er gethan im Himmel, auf Erden, im Meer und in den Abgründen.« (Ps. 134.) Zwar ist gewissen Weltweisen, d. i. weltlich Weisen der späteren Zeiten viel darum zu thun, diese uralte Wahrheit zu läugnen. Wenn es blitzt, so bemerken sie: dieß sey schlechthin der Conflict der electrischen Spannungen, die in den Gewölken sich condensirt haben; wenn es stürmt, so wissen sie: dieß sey das ärostatische Streben nach Gleichgewicht in den Schichten der atmosphärischen Luft; wenn die Erde bebt, so haben sie in Erfahrung gebracht: dieß seyen Eruptionen der im Innern der Erde entwickelten phlogistischen Stoffe, oder chemische Gährungsprocesse aus forthin unbekannten Agentien; wenn verheerende Krankheiten unter den Menschen wüthen, so halten sie es für eine bekannte Sache: es sey daran irgend ein unbekanntes, in der Luft schwebendes Miasma Schuld. Allein, wie redet von solchen Ereignissen die heilige Schrift? »Gott hat vom Himmel gedonnert, der Herr hat seine Stimme tönen lassen, er hat Blitze gesendet, Feuerflammen und Hagel.« (Ps. 17.) »Der Herr sendete einen heftigen Wind über das Meer, und es entstand ein großer Sturm.« (Jon. 1.) Es ist allerdings wahr und gegründet, was die Naturlehre aussagt: alle jene Ereignisse in der Luft, im Meere, auf der Erde sind Veränderungen in den Verhältnissen und Kräften der Elemente; aber diese Elemente und ihre Kräfte, von wem sind sie, welchen Urheber haben sie? Wird wohl auch etwas vorgehen in der erschaffenen Welt, was ohne Wissen des Schöpfers,

was durchaus gegen seinen Willen und ohne seine Zulassung geschieht? Ist eine solche Behauptung etwas anderes, als eine Lästerung seiner Wesenheit, seiner Allmacht, welche allein eine absolute Macht ist? Aber sehr treffend findet der Meister seines Jahrhunderts, (Maistre) hierin die Krankheit unsrer Zeit: jene überweisen Klügler leiden nicht sowohl an der Gottesfurcht, als vielmehr an der Gottesscheu (Theophobie); darum möchten sie den unmittelbaren Einfluß Gottes überall aus der Welt und Natur hinweg vernünfteln, die körperliche Natur von seiner Herrschaft absondern, und so diese finstere, Gott-lose oder von Gott gesonderte Natur selbst als eine Gottheit anbeten; dadurch wird die Persönlichkeit Gottes geringer und kraftloser, der Mensch aber größer und freyer. Allein was hilft das mühselige Kartenbauen, wenn auch mit den farbigsten, fantastischen Blättern, sobald die frische Luft eines einzigen, rein menschlichen Ausspruchs hinein bläst; wie können die Klügeleyen vor dem lichten, klaren Verstande bestehen, der in seiner einfachen Wahrheit all ihren Schimmer verdunkelt? Dadurch eben offenbart sich die göttliche Macht, dadurch eben erzeiget sie sich als die Allmacht, vor welcher jede moralische und physische menschliche Macht verschwindet, daß sie alle die Kräfte und Elemente beherrscht, über welche der Mensch keine Gewalt besitzt; darin eben zeigte Jesus seine übermenschliche, göttliche Macht und Wesenheit, daß er dem stürmenden Meere gebot: schweige, verstumme! und sogleich die Fluthen sich ebneten.

Es ist nicht unerheblich, die Art und Weise zu beachten, wie jenen Klüglern gegenüber ein christlicher Denker sich aussprach, der, schon in seinem vierzehnten Lebensjahre, mehr Weisheit besaß, als alle Sophisten Griechenlands, und alle Absolutisten Deutschlands, nämlich der Knabe Aloysius, Markgraf von Gonzaga, zur Zeit, da er, als Edelknabe am Hofe Königs Philipp II., dem jungen Prinzen Jakob als Gesellschafter zugetheilt war. Als nämlich dieser letztere, um an der Aussicht sich zu ergetzen, zum Fenster hinaus sah, und der Wind, der eben heftig stürmte, ihm lästig ward, warf er sich in die Brust, gab sich ein gebieterisches Ansehen und rief hinaus: Höre, Sturmwind, ich Prinz Jacob befehle dir, daß du sogleich aufhören sollst, mir beschwerlich zu seyn! Aloysius aber sprach lächelnd zu ihm: »Prinz, lasset das gut seyn! Ihr könnt zwar Menschen genug finden, die Euren Befehlen gehorchen, allein über die Elemente führt Niemand die Herrschaft, als Gott, der höchste Herr und Gebieter, welchem auch Ihr gehorchen müsset!« — Diese Worte des irdischen Engels Aloysius, sie sind nicht so seichter Art, daß es genug wäre, sie oberflächlich zu hören; eben diese Worte sind's, die den Inbegriff aller practischen Weisheit bezeichnen. Denn der allerhöchste Gebieter, welcher die unumschränkte Gewalt hat über alle Kräfte, Elemente und Systeme des Weltalls, hat dieselbe Gewalt auch über uns; diesem höchsten Gebieter, »den selbst die Dämonen glauben, und zittern,« müssen auch wir gehorchen: und dieß ist unsre größte und einzige Ehre,

daß er nicht bloß durch seine Macht, unser Herr seyn will, sondern auch durch seine Liebe. »Dienet dem Herrn in der Furcht, und frohlocket ihm mit Zittern!« (Ps. 2.)

Der heilige Ephrem der Syrer sah einst bey dem Einsiedler Julianus, den er heimsuchte, das Buch der heiligen Schrift auf dem Tische liegen, und da er es aufnahm, und darin blätterte, fand er, daß auf jeder Seite einige Worte theils unleserlich, theils ganz verwischt waren. Da fragte er: wer hat dir dieses Buch so schmählich verdorben, und so viele Worte ausgelöscht, wodurch der Sinn und Zusammenhang entstellt wird? Julianus erwiederte, dieß habe er selbst gethan, und als Ephrem in ihn drang, sich darüber näher zu erklären, bekannte er und sprach: Siehe die undeutlichen Stellen genauer an, und du wirst finden, das es lauter solche sind, wo das Wort Adonai (Kyrie, Herr) geschrieben stand; denn so oft ich ein solches Wort lese, bricht mir das Herz, also, daß ich weinen muß, und durch diese Thränen sind allgemach die Worte verwischt worden. — Was rührte diesen ehrwürdigen Mann zu so häufigen Thränen? dieselbe Gesinnung, dieselbe Erkenntniß, die so oft in den Psalmen sich wiederholt: »Ich sprach zum Herrn: mein Gott bist du, weil du meiner Güter nicht bedarfst!« (Ps. 15.) »Kommet, lasset den Herrn uns anbeten, lasset uns jubeln vor seinem Angesichte, lasset uns weinen vor dem Herrn unserm Gott, denn Er ist's, der uns erschaffen hat, und nicht wir selbst.« (Ps. 94.) — Er ist's, der uns erlöset hat, Er, der uns beseligen kann, und nicht wir selbst! Alle diese

Worte, ja das einzige Wort »Herr,« das den Schöpfer und Erlöser bezeichnet, wozu sollen sie anders uns bewegen, als zur Ehrerbietung, zur Furcht, zur Dankbarkeit, zum Gehorsam, zur Treue und zur echten Demuth, gegründet in der Erkenntniß, daß wir das absolute Seyn und Wesen in uns nicht haben, daß wir rein durch Gott sind, und nichts aus uns selber? »Was ist der Mensch, o Herr, daß du seiner gedenkst: der Sohn des Menschen, daß du ihn heimsuchst?« Und was ist der Mensch, daß er gegen seinen ewigen Herrn sich auflehnt, daß er, indem er die Gesetze Gottes verletzt, »mit Kühnheit Gott herausfordert?« (Job. 12. 6.) daß er zu reden wagt: »unsere Zunge, unsere Sprache ist von uns selbst: wer ist unser Herr?« (Ps. 11.) Gesetzt auch, daß ein Mensch irgend eine scheinbare oder vorübergehende Macht in sich gewahre, es sey im Vollgefühle seiner Jugendkraft, oder seines Ranges, seiner Kenntnisse und geistigen Fähigkeit, besitzt er diese Kräfte aus sich selbst? und weil ihm Gott sie verliehen, darf er deßhalb schon thun, was ihm immer beliebt? Es versuche Jemand, einen Übermüthigen, von dem er einigermaßen abhängig ist, auch nur unverschuldet zu beleidigen, oder seinen Launen und böswilligen Einfällen nicht willfährig zu seyn; was wird er hören? Flugs wird der Übermuth mit dem Ausrufe des Pilatus hervortreten: Mir begegnest du so? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dir zu schaden, dich zu necken, dich zu kränken, und an dir meine Rache zu nehmen? Aber, wer siehet nicht, daß dieß eine sehr pöbelhafte und

niedrige Rede sey? Du hast, kann man zu jedem Räuber sagen, einen nervigen Arm, und ein Schwert in der Faust, du hast also Macht, mich zu tödten. Du hast, so kann man jedem Schwätzer zugestehen, eine sehr bewegliche Zunge, folglich hast du Macht mich zu verleumden, wie es dir gefällt. Es ist ein Feuerbrand in deinen Händen, kann man auch zu jedem Kinde sagen, und darum hast du Macht, das Haus anzuzünden; denn an dieser Gewalt, zu verwüsten, zu verderben, fehlt es auch dem Geringsten und Einfältigsten nicht. Allein die rechte Ansicht der Sache ist diese: »du hättest keine Macht, wäre sie dir nicht verliehen von oben,« aber zugleich ist auch das Gesetz, das Licht des Verstandes und des Glaubens von oben herab dir gegeben, und eben darum bewahre dich vor der Sünde, damit jener furchtbare Vorwurf dich nicht treffe: »du hast mich dienstbar gemacht in deinen Sünden, du hast mir Arbeit auferlegt mit deinen Lastern!« (Isai. 43.) Wollen wir diesen Vorwurf des Herrn recht verstehen? So denken wir an seine göttliche Langmuth, in welchen er der Verkehrtheit der Menschen zusieht, von ihrer Jugend bis in ihr spätes Alter; denken wir an seine unermüdete Güte, in welcher er sie zu besserer Besinnung zu wecken sucht, und inzwischen gegen alle Anfälle der Elemente, gegen Frost und Hitze, gegen Sturm und Wasserfluthen, gegen tausenderley Gefahren und drohende Übel, ja auch gegen die Wuth der Dämonen sie beschützet, damit sie nicht dem Tode und also dem Verderben zur Beute würden, obgleich sie, als Kinder des Zornes, seiner

väterlichen Fürsorge nicht würdig sind. Bedenken wir ferner, daß es Gott allein sey, der in jeglichem Augenblicke die erschaffenen Wesen im Daseyn erhält, und daß folglich selbst das Böse, dessen die Willkühr sich unterfängt, nicht vollbracht werden könnte, wenn Er nicht die Kräfte dazu verliehe; und erheben wir endlich unser Auge zu dem leidenden Erlöser inmitten seiner Qual und Verlassenheit: hat er nicht die Knechtsgestalt angenommen, um die Vergehungen unserer Willkühr zu büßen; haben wir nicht wahrhaft »ihn dienstbar gemacht in unseren Sünden, und ihm Arbeit auferlegt durch unsere Laster?« O daß ein jeglicher Mensch Augen hätte, zu sehen, Ohren, um zu hören, um mit zwey großen Erkenntnissen begabt zu werden, welche mit heilsamer Furcht ihn erfüllten; fürs erste: welch einen gräßlichen Mißklang jede ungerechte oder unlautere Gesinnung und Handlung in der Harmonie der geistigen Welt hervorbringe; sodann, wie wir so völlig und unaufhörlich von Gott, seiner schöpferischen und erhaltenden Allmacht, abhängen, daß er, der uns einmal die Freyheit des Willens verliehen hat, gleichsam gezwungen ist, selbst zu unseren Sünden mitzuwirken! O Verkehrtheit des Menschen, der es unternimmt, gegen die Allmacht Krieg zu führen, sobald er in dem Wahne lebt, irgend eine Macht oder Kraft in sich zu besitzen!

Und worin etwa sucht der Übermüthige seine vermeintliche Macht? Die erste von allen scheint wohl Geld und Gut: »Das Vermögen des Reichen ist die feste Stadt seiner Stärke, und wie eine mächtige

Mauer, die ihn umgibt.« (Sprichw. 10.) Aber wenn wirklich alles dem Gelde dient, wem ist denn das Geld unterworfen? »Mein, spricht der Herr, ist das Silber, und Mein ist das Gold. (Agg. 2.) Und deßhalb wie Hieronymus in seinem Scharfsinne bemerkt, hat Jesus nie ein größeres Wunder gewirkt, nie offenbarer seine göttliche Macht beurkundet, als da er, ohne Widerstand, die Geldtische der Wechsler umstürzte, die im Vorhofe des Tempels standen. Wagt irgend Jemand dreist gegen Gott sich hervor, weil sein Gott, das Geld ihn so kühn macht? O wie schnell wird dieser falsche Gott ihn verlassen! Und falls er ihn auch niemals verließe, was nützet die üppigste Fülle des Reichthums beym Siechthume des Leibes? »Besser ein Dürftiger, der gesund ist, und wohl bey Kräften, als ein Reicher, der dahin siechend, von seiner Bosheit gegeißelt wird!« (Eccli. 10.) So ist dann vielleicht diese die Macht, deren der Mensch, als ihm eigenthümlich, sich rühmen darf: die Gesundheit, die leibliche Stärke? Aber da tritt uns schon jenes große Kriegsheer von Krankheiten, Gebrechen und Gefahren entgegen, mittelst welcher Gott den menschlichen Stolz in Schranken hält. Obgleich, wie Augustinus sagt, die menschlichen Freuden keine Freuden sind, dennoch, was sie immer seyn mögen, ein einziges Fieberchen nimmt sie alle hinweg! O daß unser Leib einen Augenblick nur uns durchsichtig wäre, daß wir hinein sehen könnten in diese unermeßlichen, allerzartesten Verschlingungen der Nerven, Gefäße und Fasern, und mit greller Klarheit erkennen, wie das Stocken eines einzigen Tro-

pfens von Lymphe unsrer Lebensfrische schnell ein Ende zu setzen vermag! »Was blähet also dein Geist sich auf gegen Gott?« (Job. 15.) »Warum gibst du Gott nicht die Ehre, der deinen Athem, deinen Hauch in seiner Hand hat!« (Dan. 5.)

Dem tapfern Bezwinger und Vicekönig Ostindiens, Vasco Nunnez, ward ein armer Hindostaner vorgeführt, welchen man des Verbrechens beschuldigte, er hätte dem Vicekönig nach dem Leben getrachtet. Nachdem nun der arme Munutama (so hieß dieser Indier), fruchtlos alles versucht hatte, um seine Unschuld zu beweisen, und der Todesstrafe zu entgehen, fiel er endlich dem Vicekönig zu Füßen, legte die Hand mit Ehrerbietung an seinen Degengriff, und sprach: Wie kannst du, o mächtiger Gebieter, glauben oder vermuthen, als hätte ich an ein solches Verbrechen auch nur gedacht? sehe ich denn nicht dieses Schwert zu deiner Linken, das mit einem einzigen Hiebe mich mitten durchschneiden kann? wie sollte ich, der ich nur hölzerne Waffen führe, gegen Stahl und Eisen mich wagen? — So redete der Indier, vernünftig genug, auf das Mißverhältniß deutend, das zwischen seiner und des Europäers Macht obwaltete: welch einen Unterschied der Macht sollen wir erst erkennen, zwischen dem ohnmächtigen Menschen, und dem Herrn des Weltalls, dem nicht Ein Schwert bloß, sondern unzählige zu Gebote stehen? »Wenn ich das Racheschwert schärfen werde, dem Blitze gleich, und meine Hand das Gericht ergreift, dann werde ich die Vergeltung geben allen meinen Widersachern!« (Deut. 32.)

Welch ein Racheschwert ist dieß, so dem Allgewaltigen immer zu Gebote steht? Alle Gewalten der Blitze, die da verborgen sind im Schooße der Gewölke; alle Wuth der Raubthiere, welche der Forst beherberget; alle tödtenden Gifte, die in Thieren, Pflanzen und Erzen sich finden, alle Wirbel und Abgründe in Strömen und Meeren, alle Flammen, die verschlossen in den Klüften der Vulcane wüthen. Ist nicht Er es, der, mit einem einzigen Moment seines Willens, alle Berge zertrümmern, die Meere austrocknen, die Sonne auslöschen kann, und bedarf es wohl so großer Anstalten, um ein einzelnes Leben abzukürzen? War nicht der Trümmer eines Dachziegels, von einer Taube abgelöset, hinlänglich, um jenen römischen Helden zu tödten, eben als er triumphirend ins Capitolium einzog? —

Alles dieses zwar kann dem leichtsinnigen Träumer vorgestellt werden, ohne ihn zu schrecken; nieder mit dem Terrorism! ruft er: was ist mir bisher noch widerfahren, daraus ich die strafende Hand Gottes erkennen möchte? Aber es ist auch aller Tage Abend noch nicht gekommen. Wer kennet jenen schauerlichen Ugolino nicht, jenen Ugolino Girardesco, das Haupt der Parthey der Guelfen? Er hatte seine Widersacher theils geschlagen, theils in die Flucht getrieben, mit großer Macht kehrte er, als Sieger und Gebieter, nach Pisa zurück. Sein Geburtstag kam, er lud alle seine Freunde zu Gaste, und bewirthete sie mit königlicher Pracht. Während dieses üppigen Males konnte er nicht aufhören, sich selbst, sein Glück und seinen Ruhm auf anmaßende

Weise zu erheben, und endlich wendete er sich an einen seiner vertrautesten Freunde, und sprach zu ihm: Was meinst du wohl, Marco, was mir noch abgeht? Marco antwortete freymüthig: Nichts anders sonst, als der Zorn Gottes, und auch dieser kann von so hohem Glücke nicht ferne seyn! Diese Rede erwies sich nicht minder wahrhaft als strenge. Denn nach kurzer Zeit griffen die Gibellinen aufs neue zu den Waffen, eroberten das Schloß, worin Ugolino hausete, nahmen ihn selbst gefangen, und warfen ihn sammt seinen zwey Söhnen und drey Enkeln in jenen berüchtigten Hungerthurm, wo sie des peinlichsten Todes starben. — O Ugolino, wer du immer auch seyest, auf Gesundheit, physische Kraft, Schönheit, Geist, Reichthum pochend, und feindselig und verächtlich handelnd gegen Gott und sein Gesetz: hat nicht auch er ein düsteres Gefängniß, einen Hungerthurm, in welchen er endlich dich werfen kann, um ewig darin zu schmachten? — »Fürchtet nicht diejenigen, lehrte der Herr, die nur den Leib tödten können, der Seele jedoch nicht zu schaden vermögen: fürchtet aber Jenen, der Macht hat, Leib und Seele zu verurtheilen in die Hölle: ja sage ich euch, diesen fürchtet!« Dieser ist's, der Macht hat über Leib und Seele, wer soll sein Gericht nicht fürchten? »Du, o Herr, bist es, der Gewalt hat über das Leben und den Tod: du führest zu den Pforten des Todes, und führest wieder zurück, und unmöglich ist es, deinen Arm zu entfliehen!« (Weish. 16.) —

Der Macht des Pilatus hatte der göttliche Erlöser sich unterworfen, und er sprach die Ursache aus; »du hättest keine Gewalt über mich, wäre sie dir nicht gegeben von oben.« Aber schon wenige Tage nachher sprach er, der Auferstandene, zu seinen Jüngern: »Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.« Suchen wir eine wahrhafte Kraft, eine Macht, die in uns das Gute wirke? Nur nicht bey uns, nur nicht in uns selber! »Prüfe dein Herz, und, wenn du es falsch befindest, gib ihm keine Macht über dich!« (Eccli. 37.) Wo ist ein Herz, das nicht mit Falschheit umgehend, sich selbst betrügt? Wir bedürfen einer höhern Macht, um über uns selbst zu herrschen; um unserm trägen oder verkehrten Willen zuzurufen: mir gehorchst du nicht? weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen? Aber von Wem erlangen wir diese Kraft der Selbstüberwindung? Jesus allein ist's, der sie uns verheißet. »Sehet, ich habe euch die Macht gegeben, über Schlangen und Basilisken zu treten,« d. h. alle jene Leidenschaften, die mit tödtlichem Gifte uns anhauchen, durch seine Gnade zu bezwingen. Und wenn wir das Unglück hatten, jemals einer solchen Leidenschaft unterlegen zu seyn, auch damals noch hilft die Macht des Herrn; denn deßhalb verhieß er seinen Jüngern: »Was ihr lösen werdet auf Erden, wird auch im Himmel gelöset seyn, was ihr binden werdet auf Erden, wird gebunden seyn auch im Himmel.« Heißt binden nicht soviel als kreuzigen, lösen soviel als frey lassen? Dir also, o Herr, dir allein kommen die Worte zu, die

Pilatus sich angemaßt: Du hast Gewalt mich zu kreuzigen, und Gewalt, mich frey zu lassen? — »Einmal hat Gott geredet; diese beyden Dinge habe ich vernommen: dein, o Gott, ist die Allmacht, dein, o Herr, die Barmherzigkeit.« (Ps. 61.) Du hast Macht zu kreuzigen, denn dein ist die Allmacht; du hast Macht, zu befreyen, denn dein ist die Barmherzigkeit. Strafe nicht, o Herr, in deiner Macht, schone uns in deiner Barmherzigkeit! —

Erschaffne Kräfte und Gewalten
Bekämpfen sich in stetem Ringen,
Sie können nichts zusammenhalten,
Sie können nur Zerstörung bringen.

Der Kraft, der unerschaffnen, Walten
Herrscht ruhig über all dieß Streiten,
Sie weiß das Chaos zu gestalten,
Und Lohn und Strafe zu bereiten.

Vierzehntes Wort.

»Weg mit ihm, weg mit ihm, kreuzige ihn!«
(Worte des Volkes von Jerusalem; Joh. 19, 15).

Wer an jenem furchtbaren Tage, da die menschliche Ungerechtigkeit und die göttliche Gerechtigkeit ein und dasselbe Opfer schlachteten, zwischen der sechsten und neunten Stunde sich in Jerusalem befand, hat von dem wüsten Schwarme, der aus allen Straßen nach dem Forum sich drängte, ein vielfältiges Rufen und Schreyen gehört, ein Geschrey aber vor allem am häufigsten: »Weg mit ihm, kreuzige ihn!« Als Pilatus ihnen die Wahl gelassen, zwischen Jesus und Barabbas, und sie gerufen hatten: weg mit diesem, und gib uns den Barabbas: fragte er neuerdings: »Was wollet ihr dann, daß ich mit Jesu thun soll, der genannt wird Christus?« Und sie schrien insgesammt: »Kreuzige ihn, kreuzige ihn! Wiederum sprach Pilatus: »Was hat er den Böses gethan? ich finde keine Ursache des Todes an ihm!« Abermals schrien sie, und stärker als vorher: »Kreuzige ihn!« Da wollte der armselige Richter sein letztes Mittel versuchen, den Angeklagten so zu mißhandeln, daß der Grimm seiner Verfolger dadurch ersättigt würde. Ganz von Geißelhieben zerrissen, führte

er ihn wieder dem Volke vor, und sprach: Sehet den Menschen! Und welche Antwort ward ihm darauf? Das wüthende Geschrey: »kreuzige ihn, kreuzige ihn!« Zum letzten Male trat er mit ihm aus dem Prätorium hervor, setzte sich auf den Gerichtsplatze nieder, und sprach zu den Tobenden: »Sehet euren König!« Abermals schrien sie: »weg mit ihm, weg mit ihm, kreuzige ihn!« So ist also unter den Worten der Feinde Christi keines, das öfter wiederholt ward, keines auch von allen, das ihm schmerzlicher fiel, denn es athmete den abscheulichsten Undank. Es ist aber auch unter den Worten seiner Feinde keines, das öfter wiederholt wird, denn nichts ist unter den Christen gewöhnlicher, als der Undank. — »Hinweg mit ihm, kreuzige ihn:« — dieß ist die Sprache des häßlichsten Undanks. »Hinweg mit ihm, kreuzige ihn:« dieß ist auch die Sprache des einzigen und wahren Dankes, den der Christ seinen Erlöser bringt. — »Hinweg mit ihm, kreuzige ihn!« — dieser Ruf ertönte einst im alten Jerusalem, er ertönet noch immer, auf eine neue Weise, im neuen Jerusalem. —

Wenn es je eine Tugend gibt, die von allen Weisen, ja von allen Menschen eines jeden Zeitalters einstimmig gepriesen ward, so ist es die Dankbarkeit; wenn es je eine Ungerechtigkeit gibt, die einstimmig von Allen verabscheuet wird, so ist es der Undank. »Nichts, sagt Chrysostomus, ist Gott so wohlgefällig, als eine dankbare und dankende Seele; nichts, was den

Menschen Gott näher bringt, als die Danksagung; diese ist ein großer Reichthum, ein unerschöpfliches Gut, eine starke Rüstung. Der Undankbare hingegen ist aller Würde unwerth, die ihm verliehen worden; wie Gott dem Dankbaren gütig ist, so wird er den Undankbaren zur harten Rechenschaft ziehen!« Aber diese so edle und heilige Pflicht, an welche der Apostel alle Christen ermahnt, bezieht sich nicht auf die offenbaren Wohlthaten Gottes allein, sondern auch auf die scheinbaren Widerwärtigkeiten, die er sendet. »Saget Dank in allen Dingen!« (1. Theß. 5.) Die Tugend, die (nach S. Hieronymus) dem Christen ganz eigenthümlich zusteht, ist diese: daß er auch für solche Dinge seinem Schöpfer danke, die ihm widrig scheinen. Nichts ist heiliger, sagt Chrysostomus, als eine Zunge, die in widrigen Ereignissen Gott preiset, und ihm Dank sagt; und dieß war die herrliche Tugend des greisen Tobias. Denn als er, nach unzähligen Mühen und Opfern der Nächstenliebe, plötzlich blind geworden war, und dürftig und leidend in einem Winkel seines Hauses saß, »ward er doch nicht gegen Gott betrübet, sondern blieb unerschütterlich in der Ehrfurcht, ihm Dank sagend alle Tage seines Lebens.« Um wie viel häßlicher muß nicht jene böse Gewohnheit des Menschen erscheinen, daß die göttlichen Wohlthaten nicht allein seine Dankbarkeit nicht erhöhen, sondern vielmehr nur Leichtsinn, Gottesvergessenheit und Trotz zu Folge haben! Niemals — so klagt schon Lactantius — sind die Menschen weniger Gottes eingedenk, als gerade dann, wenn sie der Fülle seiner

Wohlthaten genießen, und folglich seiner Güte die Ehre geben sollen. Sehen wir auf jenen glücklichen Mann (im Evangelium), dessen Ernte so reichlich war, daß er genöthigt wurde, neue und größere Scheuern zu bauen: »Meine Seele, sagt er zu sich selber, du hast nun der Güter genug hinterlegt, für sehr viele Jahre,« — und worin besteht seine Dankbarkeit? — »esse also, trinke, gastire!« Suchen wir im Spätherbste die Winzer heim, denen Gott etwa eine überreiche Weinlese gespendet; was ist der Dank dafür? Schwelgerey nnd Ausgelassenheit. Sehen wir einem eben Genesenen zu, der nach einem schweren Siechthume seine vollen Kräfte wieder gewonnen hat: wie dankt er dafür dem Schöpfer und Herrn des Lebens? indem er zu seinem früheren Leichtsinn, zu seinen Gewohnheitssünden wieder zurückkehrt. Beobachten wir einen Menschen, der aus niedrigem und dürftigem Stande zu Reichthum oder Würde emporstiegen, wodurch äußert sich die Dankbarkeit seines Herzens gegen Gott? daß er vornehm und kalt auf diejenigen herabsieht, die ehedem seines Gleichen waren, auch wohl, daß er sich zu schämen anfängt, die Übungen des Gottesdienstes fortzusetzen, in denen er vordem nicht treulos war. »Ich habe, spricht der Herr, ihren Arm gestärkt, und dafür haben sie Bosheit gegen mich gesonnen!« (Ose. 7.) Dieß eben ist der Gipfel des Undanks: die Wohlthaten Gottes nicht allein ohne Dank und Ehrfurcht anzunehmen, sondern auch mit Verachtung und Beleidigung des Wohlthäters sie zu vergelten.

Welchen Abscheu wird nicht jener Undankbare gegen sich erwecken, der seinem Wohlthäter, dem Retter seines Lebens, mit einem Faustschlag in's Angesicht, mit einem Dolchstich lohnt? Auch solche Gräuel sind weder neu, noch selten, doch eins der empörendsten findet sich in den Annalen des orientalischen Kaiserthums. Basilius, Beherrscher dieses Reiches, hat auf der Jagd gegen einen Edelhirschen von ungewöhnlicher Größe seinen Pfeil abgedrückt, das Thier aber wich dem Schusse aus, wendete sich gegen ihn, verwickelte sich mit dem mächtigen Geweihe in seinen Gürtel, und hob ihn in die Höhe, so daß Basilius unfehlbar getödtet worden wäre, hätte nicht Einer aus seinem Gefolge sich eilends herzu gewagt, und den Gürtel durchschnitten, mit welchem er an dem Geweihe befestigt war. Kaum war Basilius von der Jagd zurückgekehrt, als schon alle Großen des Hofes seinen Retter umringten, ihm zu einer so herrlichen That Glück zu wünschen; und Niemand zweifelte daran, daß Basilius ihn nunmehr als einen besondern Günstling auszeichnen, und durch ansehnliche Geschenke und Ehrenstellen seine Treue belohnen werde. Basilius allein nahm die Sache anders. Da es sein Hochmuth nicht vertrug, einen Untergebenen vor sich zu sehen, dem er sein Leben verdankte, so warf er verleumderisch die Schuld auf ihn, als habe dieser Mann sich erdreistet, mit mörderischer Hand ihn anzufallen, und das Jagdmesser gegen ihn zu zücken, und sonach ließ er ihn, als einen Majestätsverbrecher, auf öffentlichem Platze enthaupten. Wer schaudert nicht vor

einem so teuflischen Undank? Auch die griechischen Geschichtschreiber Cedrenus und Zonara finden nicht Worte genug, um ihren Abscheu auszudrücken. Wo sollen nun erst Worte gefunden werden, um die Gräuel des Undanks zu schildern, mit welchen das Volk von Jerusalem seinem Herrn und Erlöser begegnete? Er war gekommen, nicht bloß irdische, sondern ewige Güter ihnen zu bringen, nicht von zeitlicher Todesgefahr, sondern vom ewigen Tode sie zu retten; und worin äußerte sich ihr Dank? In dem tobenden Geschrey, das von zahllosen Stimmen zu ihm hinauf wogte: Weg mit ihm, kreuzige ihn! Und ist es zwar gewöhnlichen Menschen nicht gegeben, aus einem so wüsten Lärme die einzelnen Stimmen herauszufinden und zu unterscheiden; der Gottmensch unterschied und vernahm eine jegliche, als hätte sie allein sich lautbar gemacht. Wie erseufzte er nicht da in seinem leidenden Herzen? Wie viele hörte er nicht unter diesen brüllenden Tigern, die er einst in der Wüste gespeiset, die er von ihren Krankheiten geheilt, zu denen er Worte des Lebens geredet hatte? Wie pünctlich erfüllet ward damals die prophetische Klage: (Isai. 1.) »Ich habe Söhne ernähret und groß gezogen, sie aber haben mich verworfen!« Sind aber mit diesen Worten bloß diejenigen bezeichnet, die damals auf den Straßen Jerusalems tobten? Alle diese waren noch nicht wiedergeboren durch die Gnade Christi, sie waren noch nicht aufgenommen in seinen geistigen Leib, sie hatten die Gnaden des heiligen Geistes noch nicht empfangen. Gehe also hin, o Christ, und bekenne:

Herr, unter jenen Stimmen, die so feindselig gegen dich sich erhoben, hast du auch Meine Stimme gehört; und obwohl ich nicht auf dem Marktplatze von Jerusalem gestanden, habe ich dennoch, so viel an mir ist, deinen Tod, deine Schmach, deine Kreuzigung gefordert! Denn alle diejenigen, welche den Taufbund durch eine Todsünde brechen, »kreuzigen, in sich, den Sohn Gottes von neuem, und setzen ihn der Schmach aus« (Heb. 6.), sie geben nämlich, so viel an ihnen ist, Gelegenheit, daß, wenn es möglich wäre, Jesus aufs neue sein Sühnopfer darzubringen hätte, und begehen neuerdings jene Übel, für derer Sühnung er gekreuzigt ward, und die er unendlich mehr verabscheuet, als alle Peinen, die er für ihre Tilgung erduldet hat. Wenn wir uns also, im Geiste, mitten unter die tobenden Volkshaufen in Jerusalem versetzen, und ihr wüstes Geschrey: »hinweg mit ihm, kreuzige ihn!« uns in die Ohren gellt, werden wir etwa unsern Haß und Abscheu gegen jene Verführten und Verwahrlosten wenden, die ihren Erlöser so wüthend mißhandelt haben? So zwar that es Clodoväus, der König der Franken, da er, noch ein Heide, vom heiligen Remigius in den Lehren des Christenthums unterwiesen ward. Denn, als ihm die Leidensgeschichte des Herrn vorgetragen wurde, rief er, von Eifer entzündet: O daß ich damals mit meinen Franken zugegen gewesen wäre! ich hätte Christum ihren Händen entrissen, ich hätte für seine Beleidigung blutige Rache genommen, ich hätte alle die Hunde in Stücke gehauen! Allein Remigius belehrte ihn eines

bessern, er sprach: Der Herr der Engel hat deines Beystandes nicht bedurft, wie er auch seinen Jünger Petrus den Nacheifer verwiesen; wende diesen Eifer des Unwillens lieber gegen dich selbst, und bedenke, daß auch du unter die Feinde Christi gehörst, daß auch du, mit den Verirrungen deines bisherigen Lebens, zu den Leiden Christi beygetragen hast!

Welche Dankbarkeit nun ist es, die den Christen beseelt, der zwar weit davon entfernt ist, seinen Erlöser aufs neue zu kreuzigen, dennoch aber jene Übel nicht meidet, welche das Kreuz ihm bereitet haben? Ganz anders verstand es, in ältester christlicher Zeit, der greise Polycarpus, Bischof von Smyrna. Denn als er aufgefordert wurde, Christum abzuschwören, und den Götzen Weihrauch zu streuen, und zugleich die grausamsten Qualen ihm gedroht wurden, wenn er nicht Folge leistete, erwiederte er furchtlos: »Sechs und achtzig Jahre schon diene ich dem Herrn meinem Gott, und er hat mir nichts Böses gethan, wie könnte ich nun erst durch meinen Abfall ihn beleidigen?« Siehe da die Äußerung wahrhafter Dankbarkeit! Kreuzigen können wir Jesum nicht mehr, wohl aber beleidigen, und die Ehre seines Namens auf Erden verdunkeln, und dieß ist das Laster des Undanks. Welchen Dank wird, mit Recht, ein irdischer Wohlthäter von jenem nicht fordern, den er aus Noth und Elend gezogen, und mit Gütern überhäuft hat? Allein es ist leichter, dankbar zu seyn gegen Gott, als gegen die Menschen. Wenn der Kranke seinem Arzte, der Client seinem

Sachwalter, der Lehrling seinem Meister sagen würde: Siehe, ich grüße dich mit Ehrerbietung, ich nehme deine Arzeneyen pünctlich, ich folge deinen Rathschlägen, ich arbeite nach deiner Weise — würden sie wohl mit dieser Art von Dankbarkeit zufrieden seyn, und nicht überdieß noch ihren Lohn verlangen? Allein der göttliche Wohlthäter forderte keinen andern Dank, als jenen der Ehrerbietung und des Gehorsams. »O große Glückseligkeit des Menschen, ruft Chrysostomus, wenn er den Wohlthaten Gottes entspricht!« Unser Arzt, unser Sachwalter und Meister ist Christus, dieß also ist die Fülle unseres Dankes, wenn wir die Heilmittel anwenden, die er uns darreicht, wenn wir seine Vermittlung annehmen, wenn wir als Jünger ihm gehorchen, und ihm angehören. Wer sind diese, die wahrhaft ihm angehören? — »Die Christo angehören, haben ihr Fleisch gekreuzigt, sammt seinen Lastern und Begierden.« (Gal. 5.) Was ist also der Ausdruck aller wahrhaften Dankbarkeit für die Wohlthaten des Herrn? Der Wahlspruch: »hinweg mit ihm, kreuzige ihn!« — Wen? —

Einem jener Hofnarren, derer sich ehedem die Fürsten zur Zeitkürzung bedienten, ward von einem andern gedroht, daß er ihn umbringen würde. Ganz entsetzt eilte der Blöde zu seinem Fürsten, fiel ihm zu Füßen, und bat ihn, die drohende Gefahr von ihm abzuwenden. Sey getrost, sprach Fürst, und fürchte nichts; sollte er sich wirklich unterfangen, dir den Tod anzuthun, so werde ichs nicht lange verzögern, ich werde

ihn sogleich hinrichten lassen. Ach, rief der Geängstigte, ich verlange das nicht! das Einzige, um das ich flehe, ist dieses: du möchtest ihn um einen Tag früher hinrichten lassen, ehe er mich umbringt! — Ein weises Begehren, und die Grundlage aller Vorschriften des christlich sittlichen Lebens! »Merke auf, meine Seele, sagt Bernardus, und bedenke es wohl: ich kenne Jemanden, der seit vielen Jahren mit dir an einem Tische sitzt, Speise von deiner Hand empfängt, und, so oft er will, mit dir rechtet und hadert. Nach angeerbtem Rechte ist er dein Knecht, allein weil du ihn allzu zärtlich verpflegst, und jede Züchtigung ihm sparst, so hat er die Ferse gegen dich aufgehoben, hat dich in Knechtschaft geworfen, und herrschet über dich mit Grausamkeit. Er ist ein Freund der Welt, ein Verächter Gottes, ein Anbeter seiner selbst, ein Sclave des Dämons; was scheint dir? Wenn du vernünftig urtheilst, so meine ich, du werdest mit mir ausrufen: er ist des Todes schuldig, er soll gekreuzigt werden! Verhehle dir's also nicht, schiebe es nicht auf, sondern kühn und standhaft hefte ihn an das Kreuz!« Dieser Feind, der die Seele mißhandelt, der sterbliche Leib mit seinen Begierden, wenn er die Seele getödtet hat, so wird zwar ewige Strafe auch ihn einst treffen, aber was wird diese rächende Strafe der Seele mehr nützen? Es ist also nothwendig, ihn früher zu strafen, ehe er Zeit gewinnt, der Seele zu schaden. Siehe, er sucht nur sinnliche Erkenntniß und sinnliche Lust, er trübt deinen Glauben er widersetzt sich dem Streben nach ewigen Gütern; wenn

du ihn nicht unterjochst, wird er deine ewige Würde zerstören; was ist also zu thun mit ihm? »Hinweg mit ihm, kreuzige ihn!« Dieß ist der Wahlspruch, der von Millionen Stimmen ertönt, im neuen Jerusalem, in der heiligen Kirche. Ihr wunderbaren Anachoreten der Wüste, »die ihr den Tod Jesu stets in eurem Leibe getragen,« (2.Cor. 4.) — ihr glänzenden Scharen der Martyrer und Bekenner, die ihr euren Leib dargegeben habt, als ein lebendiges Opfer, — ihr Lilien unter den Dornen, ihr heiligen Jungfrauen, die ihr auf harten Wegen gewandelt seyd, um der ewigen Liebe willen: was habe ich zu thun mit diesem sterblichen Leibe, der meinen Geist bestreitet? — »Beherrsche ihn mit Strenge, und folge dem Meister nach; ziehe den alten Menschen aus, und ziehe den neuen an, der nach Gott erschaffen ist, in der Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit!« —

Am Hofe Herzogs Wilhelm von Sachsen befand sich ein Edelmann von altem Adel und moderner Sitte, dessen allzu zierliche und manierirte Kleidertracht dem Herzog höchlich mißfiel. Darum rief er ihn einstmals vor sich, und sprach zu ihm: Mein Freund, schlage meine Gnade nicht aus, sondern geh hin zu meinem Garderobemeister, und bringe ihm meinen Befehl, daß er dir aus dem feinsten Tuche ein Kleid mache, auf meine Kosten, und nach meinem Zuschnitt; dieß seltsame Gewand aber, so vielfach aufgepufft, zerschlitzt und eingestückt, sollst du ablegen. Da erwiederte der

eitle Junker: warum, durchlauchtigster Herr, sollte ich mich nicht kleiden dürfen nach meinem Wohlgefallen? Ganz recht, sagte der Herzog, aber warum soll ich nicht von meinem Hofe dich entfernen dürfen, ebenfalls nach meinem Wohlgefallen? So sprach er zürnend, und erfüllte sein Wort. — Der Fürst des Friedens hat in das Gewand der Menschheit sich gekleidet, und die Kreuzeswunden beybehalten, damit wir eingedenk seyen, unsern Leib sammt seinen Begierden zu bändigen, und so zu wandeln, wie er gewandelt, dieß ist die ganze Aufgabe der Dankbarkeit, die uns verpflichtet. Wollen wir aber nach unsrem eigenen Gutdünken wandeln, und mit dem wunderlich zerschlitzten Gewande solcher Vorzüge und Scheintugenden stolziren, die nur die Welt rühmt, dem Vorbilde Christi aber fremd sind, warum soll er, der Herr und Gebieter, nicht das Recht haben, uns von seinem Hofe zu entfernen, von seiner Anschauung auszuschließen? — »Sein ist deine Seele, sagt der heil. Hildebertus, denn er hat seine Seele für sie dargegeben. Sein ist dein Leib, denn seinen Leib hat er für ihn geopfert. Sieh' also wohl zu, was er von deinem Leibe, was er von deiner Seele verlange. Liebe ihn von ganzem Herzen, und es ist bezahlt, was er von deiner Seele verlangt. Mache dich ähnlich den Gliedern seines Leibes, und es ist erstattet, was er von deinem Leibe verlangt. Sein Auge ward verdunkelt im Tode, damit dein Auge sich abwende von der Eitelkeit. Sein Ohr war geöffnet für Lästerungen und Fluchworte, damit dein Ohr sich

öffne für das Flehen der Armen. Ausgespannt wurden seine Hände, an's Kreuz geheftet seine Füße, damit deine Hände, deine Füße befestigt würden in der Gottesfurcht. Die Drangsale des Todes hat sein Leib erduldet, damit dein sterblicher Leib ein Glied seines belebenden Leibes würde. Siehe, was dem Herrn an dir wohlgefällt, siehe den Zweck, weßhalb er für dich gelitten, siehe den Dank, den er von dir fordert!« —

Wer ist, o Herr, im Stande, dir würdiglich zu danken,
Für deine herben Leiden, für deine Todesmühen,
Am Kreuz hast du geheilet die Elenden, die Kranken,
Aus deinem Tod nur konnte das Leben neu erblühen.

Am Kreuz allein nur sprosset die Hoffnung und das Leben,
Weh jedem Undankbaren, der vor dem Kreuz sich scheut!
Gib uns den Muth, o Jesu, zum Kreuz uns zu erheben,
Dieß ist der Dank, der einz'ge, der dich und uns erfreuet!

Fünfzehntes Wort.

»Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten: da sehet Ihr zu.«
(Worte des Pilatus; Matth. 27, 24.)

Mit verächtlichem Auge war Pilatus gewohnt, auf die Oberhäupter der Juden herab zu sehen, mit verächtlichem Blicke hatte er anfangs auch Jesum angesehen, aber gar bald war von diesem sein Stolz gebeugt, und mit Scheu und Ehrfurcht sein Herz erfüllt worden, so daß er nicht wagte, über ihn ein Urtheil zu fällen, und darum gerieth er nun in ein Gedränge, wie es Niemand sonst auf Erden erlebt haben kann. Von der einen Seite tobten die Vorsteher des Volkes: dieser ist ein Rebell, der sich zum König aufwirft; von der andern erwiedert ihm Jesus: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Hier dringen sie ungestüm auf seinen Tod, weil er sich zum Sohne Gottes gemacht; dort sendet seine Gemahlinn Procle ihm die Botschaft: »nichts zwischen dir und diesem Gerechten!« Hier ermahnet ihn Jesus: du hättest keine Gewalt über mich, wäre sie dir nicht von oben gegeben; dort rufen sie drohend: »wenn du diesen frey gibst, bist du kein Freund des Cäsars!« Und was wäre es auch, wenn diese Wüthenden beym

Cäsar ihn anklagten, und er der Huld des Cäsars verlustig würde, ist dieß nicht besser, als eine so schreyende Verletzung der Gerechtigkeit? Allein diesem letzten Steinwurf erliegt der Coloß, kraftlos fällt er und wird ein Knecht der Ungerechtigkeit, der empörendsten, so jemals verübt worden, er liefert Jesum ihnen aus, und will dennoch, in ihren, wie in seinen eigenen Augen, als ein Gerechter und Schuldloser erscheinen. — »Ich habe gesündigt, rief Judas Iscarioth, denn ich habe das Blut des Gerechten verrathen!» Viel dreister sprach Pilatus: »ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten!« Viel wahrhafter spricht der Christ, in der Mitte zwischen diesen beyden: ich bin schuldig am Blute dieses Gerechten, — ich bin unschuldig, doch nur durch das Blut dieses Gerechten! —

Es waren fünf Tage vor dem Tode des Herrn, als er, mit seinen Jüngern von Bethania nach Jerusalem wandelnd, vor einem Feigenbaume am Wege vorüberkam, der bloß mit Blättern bedeckt war, ohne eine Frucht zu tragen. Da zürnte der Herr dem Baume, und sprach: Nie und nimmermehr soll eine Frucht aus dir sprossen! und der Feigenbaum verdorrte alsbald, so daß die Jünger über dieß plötzliche Dahinsterben sich verwunderten. (Matth. 21.) Mehr noch verwundern müßte man sich darüber, wie der Gottmensch einem bewußtlosen Geschöpfe zürnen konnte, und wie er an dem Baume eine Frucht suchte, die in jener Jahrszeit (im

März) sich an ihm nicht findet? Aber eben deßhalb hatte diese Begebenheit eine rein bildliche Bedeutung. Es ging nämlich der Herr nach Jerusalem, voll des heißen Verlangens nach dem Heile der Menschen, auch der Pharisäer und ihrer Fürsten, weil diese aber, leer von aller Frucht, nur mit den Blättern heuchlerischer Worte prangten, so verwarf er sie, um als dürres, todtes Holz hinausgeworfen zu werden. Doch viel wesentlicher noch deutet dieß Zeichen auf jene uranfängliche Heucheley und Lüge, die allen übrigen Übeln den Ursprung gegeben. Denn die Stammältern des Menschengeschlechts, nachdem sie den Bund der Treue gegen Gott zerrissen, bekleideten sich, statt des verlorenen Gewandes der Gnade, mit den Blättern des Feigenbaums, und, anstatt ihren Ungehorsam zu bekennen, entschuldigten sie sich mit gehaltlosen Worten. »Adam lehret mich, sagt Ambrosius, was die Blätter des Feigenbaums bedeuten: denn die Frucht des guten Werkes erwählt sich der Gerechte, die leeren Blätter erwählt sich der Sünder; Jeder, der seine Schuld zu bergen und zu verhüllen strebt, hüllet sich in diese Blätter.«

Und so ist denn das erste und üblichste Gewand der Entschuldigungen, das jedes Adamskind zusammen zu nähen weiß, ein rauhes Gewand, aus rauhen, hakrigen, stachligten Feigenblättern. »Ich thue das nicht, ich pflege das nie zu thun, ich habe es nie gethan, und folglich bin ich unschuldig!« — »Kain, wo ist dein Bruder Abel? — ich weiß es

nicht: bin ich denn der Hüter meines Bruders?« — »Saul, warum hast du der Stimme des Herrn nicht gehorcht? warum hast du Böses gethan vor seinen Augen? — Nicht so! allerdings habe ich der Stimme des Herrn gehorcht!« (1. Kön. 15.) Menschen, die auf solche Weise sich für unschuldig erklären, vergleicht der heilige Gregorius mit dem Igel. Denn der Igel, so oft er in die Obstgärten wandert, um dort Früchte zu sammeln, und sie in seinen Schlupfwinkel zu tragen, weiß er Kopf und Füße wohl anzuwenden; so wie er aber vom Jäger überrascht, oder vom Landmann verfolgt wird, sind an ihm weder Kopf noch Füße sichtbar, er hat sich in eine Kugel, voll dräuender Stacheln, zusammengezogen; er hat sich in seine Unschuld gehüllt, und diese seine Unschuld bestehet in seinen Stacheln. So machen es die Adamskinder auch: so lange sie sich frey und unbeobachtet glauben, fehlt es ihnen weder an Kopf und Witz, noch an Händen und Füßen zu aller Art von Bosheit, werden sie aber ertappt oder zur Rede gestellt, so geberden sie sich, als hätten sie weder Kopf, noch Hände und Füße: sie thun nichts, sie haben nichts gethan, sie können dergleichen gar nicht thun, und lassen sich nicht überweisen; sie breiten bloß die Stacheln ihrer Lügen aus, und antworten mit einem spitzen, scharfen Nein, auf jede Frage, mit der man ihnen zu nahe kommt.

Ein Mann, der in dieser Kunst sich besonders hervorgethan, war Giezi, Diener des Propheten Eliseus. Der syrische Feldherr Naaman, durch die Hülfe des Eliseus

von seinem Aussatze gereinigt, hatte diesem große Geschenke angeboten, Eliseus aber wollte nichts davon annehmen. Da dachte Giezi bey sich: »mein Herr hat dieses Syrers geschont, aber, so wahr Gott lebt, ich will ihm nachlaufen und etwas bekommen!« Er lief also dem Naaman nach, der, wie er ihn ersah, vom Wagen stieg, und ihm entgegen ging, da sprach er zu ihm: »mein Herr sendet mich zu dir, denn eben sind vom Berge Ephraim zwey Jünger zu ihm gekommen, diesen sollst du ein Talent Silbers schicken, und zwey doppelte Gewande.» Naaman erwiederte: »besser, du nimmst zwey Talente mit.« Und er ließ alle diese Geschenke zwey Dienern aufladen, welche sie, vor dem Giezi her, in seine Wohnug trugen. Am Abend erreichten sie das Haus, Giezi nahm ihnen die Last ab, und entließ sie; hierauf ging er zu Eliseus hinein, und stand vor ihm. Da fragte dieser: »von wannen kommst du Giezi?« Er aber antwortete: »dein Knecht ist nirgends hingegangen!« d. h. wie fragst du, woher ich komme? frage vorerst, wohin ich gegangen sey, denn ich bin ja nirgendwo anders gewesen? Hier breitete also Giezi die Igelsstacheln aus. Er war ganz listig seiner Wege gegangen, und hatte seinen Raub nach Hause getragen, jetzt aber, da er gefragt ward, hatte er sich gar nicht von der Stelle bewegt! Er hatte allerdings sehr bewegliche Füße gehabt, dem Naaman nachzulaufen, einen beredten Mund, ihn anzulügen, und Hände um die Gaben zu empfangen; nun aber hatte er weder Hände noch Füße, nun sprach er: »dein Knecht ist nirgends hin gegangen!« Aber ein Mann, wie

Eliseus, konnte nicht so leicht betrogen werden. »Wie dann, sprach er: war mein Herz nicht gegenwärtig, als jener Syrer vom Wagen herabstieg, und dir entgegen ging? Nun hast du das Silber und die köstlichen Gewande empfangen, und wozu? um dir Ölgärten und Weinberge und Schafe und Rinder zu kaufen, und Knechte und Mägde dir zu halten; aber auch der Aussatz des Naaman wird dir und deinen Nachkommen ankleben, für alle Zeiten! — Und Giezi ging von ihm hinaus, ganz mit Aussatz bedeckt.« So wurden ihm also die Igelstacheln abgestreift, und dafür ein ganz anderes Gewand ihm angezogen, das ihn mit Schmach bedeckte, zum Symbole jener ewigen Schmach, welche dereinst den Leib und die Seele des Sünders bedecken wird, der mit Kain, mit Saul, mit Giezi keine andere Art von Entschuldigung kennt, als rauhen Widerspruch und starres Läugnen.

Vielleicht sind diejenigen besser berathen, die nicht mit so rauhem und hakrigem Zeuge, sondern mit künstlicheren und feineren Geweben ihre Schuld bedecken? Ein Gewand dieser Art ist die Rechtfertigung, wozu man ehedem das Fatum, und die Constellation der Planeten anwendete, jetzt aber auf einfachere Weise das Tempament, die Reitzbarkeit und Beweglichkeit der Nerven, oder durch die Tentation, die böse Gelegenheit, die Gesellschaft, die dämonische Anstiftung, sogar die Zulassung Gottes. Allein daß dieses Gewand keine Deckung gewähre, ist durch die einzige Wahrheit klar: weil alle jene Verhältnisse und Momente die Freyheit des Willens nicht aufheben. So findet sich auch ein zweytes,

zarter gewebtes Gewand: jenes der Beschönigung und Vorschützung. Wird ein Knabe gefragt, warum er diesen Tag nicht in die Schule gegangen? siehe, er hat gemeint, es wäre Donnerstag. Rügt man an einem Spieler, wie er seine Habe so leichtfertig vergeude? er hat gemeint, er würde gewinnen. Wird einem Sterbenden vorgehalten, warum er sein Heil nie vorbedacht? er hat nicht gemeint, daß sein Leben so schnell verrinnen würde. Nichts schmählicher für einen Feldherrn, sprach Fabius, als die Entschuldigung: das hätte ich nicht gemeint. Wie soll erst der Christ damit sich rechtfertigen, der die Wissenschaft des Glaubens besitzt? »Dieß Gebot, so dir auferlegt wird, ist nicht hoch über dir, und nicht ferne von dir; es ist auch im Himmel nicht aufgestellt, daß du etwa sagen könntest: wer von uns vermag in den Himmel aufzusteigen, und es zu uns herab zu bringen, damit wir es verstehen und im Werke vollführen? Es ist auch nicht jenseits des Meeres niedergelegt, daß du etwa rechten könntest, und sagen: wer von uns vermag das Meer zu durchschiffen, und es zu uns zu bringen, damit wir hören können und thun, was befohlen ist? Sondern überaus nahe bey dir ist das Gesetz, in deinem Munde und in deinem Herzen, damit du es befolgest.« (Deut. 30.) Wenn dem also ist, und wer kann es bezweifeln? wie soll es erst mit jenem dritten Gewande stehen, das nicht als Beschönigung, sondern als dreiste Rechthaberey sich kenntlich macht? Nicht aus Blättern, nicht aus farbigen und durchsichtigen Fäden ist dieses Gewand gewebt,

es ist vielmehr ein eiserner Panzer, mit welchem der Sünder sich rüstet, um gegen Gott, gegen die Offenbarung und sein eigenes Gewissen zu Felde zu ziehen. Hier ist von keinem Läugnen die Rede, hier heißt es vielmehr: ja ich habe es gethan, nichts destoweniger bin ich gerecht. Ich bin gerecht, versichert der Unlautere, gleich jener Ehebrecherinn, welche behauptet: »ich habe nichts Böses gethan« (Sprichw. 30.), denn die sinnliche Lust, auch ohne Schranken, und ohne eheliche Sanction, ist niemals eine Sünde gewesen. Ich bin gerecht, betheuert der Ungläubige: denn jeder Vernünftige kann dafürhalten und glauben, was ihm beliebt. Ich bin unschuldig, sagt jeder Verächter der Offenbarung: denn es gibt keine Sünde! Verbrechen gibt es allerdings, als da sind: Menschenmord und Diebstahl, Rebellion und Meuterey: von solchen Verbrechen weiß ich mich frey, und folglich bin ich unschuldig. — Christ, der du noch das Evangelium ehrest, ja dich katholisch bekennest, warum gehst du, Jahre und Jahrzehnte hindurch, nicht mehr zur Beichte? — »Ich bin unschuldig, ich habe nichts Übles gethan, was sollte ich dann beichten?« — O glückselige Zeiten, o preiswürdiges Jahrhundert! Das goldene Zeitalter, die Zeit der Unschuld und Weisheit ist wieder zurückgekehrt, die Reinigkeit herrschet auf Erden, die Sünde ist abgeschafft, ausgelöscht die Hölle, und Lucifer endlich gestorben; die Menschen bedürfen nun keines Erlösers mehr, keiner Kirche, keiner Priester, keines Gebets, keiner Buße, keiner Sacramente; in ihrer Unschuld werden sie alle selig werden,

ja sie sind schon selig. Lege deine Schlüsselgewalt nieder, o Petrus, es ist nichts mehr zu binden oder zu lösen? trocknet eure Thränen, ihr Bußfertigen, und machet der Betrübniß ein Ende: ihr seyd ja unschuldig, wozu die unnütze Plage? — Und wer ist es, der die Sünder unserer Zeit so vollkommen gerechtfertigt hat? Etwa der Glaube? Aber dieser fehlet aller Orten. Oder die guten Werke? sie sind kraftlos ohne Glauben. Was anders also, als der immer zunehmende Hochmuth? Die meisten Sünder sind stolz; von ihrer Eigenliebe verzaubert, bilden sie sich ein, es werde dem gerechten Gott einst sehr schmerzlich und beschwerlich, ja unmöglich seyn, sie, die Vortrefflichen, zum ewigen Feuer zu verurtheilen; wie sollte dieß auch nur denkbar seyn?

Da stehet der feige Held Pilatus, an der Spitze aller Selbstgerechten und Selbstbelüger; er hat Jesum verurtheilt, nichtsdestoweniger nennt er ihn einen Gerechten, und sich einen Unschuldigen. »Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten!« Wenn Jesus gerecht ist, wie ist denn Pilatus unschuldig? Dieß zwar, daß er selber unschuldig war, lehrte ihn seine Hoffart. Woher aber erkannte er, daß Jesus gerecht war? Nicht aus der Hoffart, sondern aus der Demuth Jesu, und seinem demuthvollen Schweigen. »Hörst du nicht, sagte er zu ihm, was für Anklagen diese gegen dich führen? Jesus aber antwortete ihm auf keine einzige Rede, so daß er über die Maßen sich verwunderte.« Was für ein tiefes Geheimniß ist hier? Magdalena ward im Hause des

Simon als eine Sünderinn verachtet, Jesus aber nahm sie in Schutz, und pries ihre Reue. Sie ward von den Aposteln selbst als eine Verschwenderinn getadelt, Jesus aber vertheidigte sie, und sprach: sie hat recht gethan. Die Ehebrecherinn ward in den Tempel geschleppt, und Alle standen bereit, sie zu steinigen, Jesus aber sprach: »Wer von euch sich ohne Sünde weiß, der hebe den ersten Stein auf,« und sie schlichen davon, einer nach dem andern. Er selber wird angeklagt, er selber zum Tode verurtheilt, und siehe, es ist kein Fürsprecher da, der das Wort für ihn nehme. Der ewige Vater hat mehr als einmal, durch die Stimme vom Himmel, von ihm Zeugniß gegeben; aber diese Stimme schweigt. Der heilige Geist, »welcher den Erdenkreis erfüllet, und die Wissenschaft der Sprache besitzt,« ruhet über Jesu, und schweigt. Die Engel umringen ihn in zahllosen Legionen, aber sie verhüllen ihr Haupt und schweigen. Die heilige Jungfrau ist nicht zugegen, die Jünger sind entflohen; Niemand, weder im Himmel, noch auf Erden, der für Jesum redet. Rede selbst, o Herr! Bist du nicht die ewige Weisheit, ausgegangen aus dem Munde des Allerhöchsten? O Gedanke und Wort des Vaters, Schöpfer der menschlichen Vernunft und Sprache, rede selber für dich! — Ja er redet, aber nicht jetzt, sondern ein Jahrtausend vorher, durch den Mund der Propheten. »Sie haben ihren Rachen gegen mich aufgethan, und mit giftigen Zungen gegen mich gestritten; ich aber war einem Stummen gleich, der seinen Mund nicht aufthut; ich ward, gleich einem Menschen, der

nicht hört, und der keinen Widerspruch in seinem Munde findet.« (Ps. 46 u. 38.) Und warum dieß? — Aus doppelter Ursache. Erstlich, weil er in sich selber von aller Schuld frey war, wie er denn auch zu seinen Feinden sprach: »wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?« und weil eine solche Unschuld keiner Worte zur Rechtfertigung bedarf, »sie ist gerechtfertigt in sich selbet.« (Ps. 18.) Zweytens: weil er die Schuld aller Menschen auf sich geladen hatte, und zu sterben bereit war, der Unschuldige für die Schuldigen, um die Ungerechten zu rechtfertigen. Wenn er also sich nicht entschuldigt hat, bloß weil er die fremde Schuld auf sich genommen, wer soll noch wagen, sich zu rechtfertigen, zu beschönigen? Hat nicht der Herr für alle Menschen sein Blut vergossen? Wer nun darf, wie Pilatus, behaupten: ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten? So Jemand wirklich unschuldig ist, so ist er es lediglich nur durch das Blut dieses Gerechten, durch welches er rein geworden, es sey nun in der Taufe, oder neuerdings in der Buße. Wer aber sich selber rechtfertigt, wer folglich sein eigener Erlöser seyn will, und deßhalb das einzige Rettungsmittel verachtet, das die Kirche ihm darbeut, ist dieser nicht ein Feind Jesu und seiner eigenen Seele? »Wer den Menschen, die dazu bestimmt sind, seine Sünden verheimlicht, und, die Buße verachtend, in seiner falschen Ruhe und Sicherheit dahin lebt, dieser, sagt Chrysostomus, ist Gott dem Herrn ein Gegenstand der Ungnade; ein Jeglicher hingegen, der den Stand seiner Knechtschaft bekennt, verdienet die Freyheit der Gnade.« — »Wer

sich selber anklagt, sagt Ambrosius, fängt schon an gerecht zu werden, denn er schonet seiner selbst nicht, und bekennet die Gerechtigkeit Gottes.« — »Die Sünde, die der Mensch mit seinen Worten bedeckt, macht Gott offenbar, die er durch sein Bekenntniß offenbart, bedecket Gott,« — so lehrt Antonius von Padua. — »Selig diejenigen, derer Vergehungen nachgelassen, derer Sünden bedecket sind! Selig der Mensch, welchem der Herr die Sünde nicht mehr zurechnet, in dessen Geiste kein Betrug ist! So lange ich schwieg, moderte mein Gebein, und deine Hand lastete schwer auf mir. Ich habe meine Ungerechtigkeit nicht länger verborgen, und du hast die Bosheit meiner Sünde mir nachgelassen!« (Ps. 31.)

Zur Zeit, da der heil. Ludovicus Bertrandus, ein Mann von apostolischem Eifer, sich in Valentia befand, warf sich ein unbekannter Mensch ihm zu Füßen, welcher der ungeheuersten und abscheulichsten Laster sich anklagte, dabey aber, so oft er mit der Erzählung einer Unthat fertig war, seinem geistlichen Richter jedesmal mit scharfem Blicke ins Antlitz sah, um seine Bewegungen und Geberden zu beobachten. Wie er nun mit seinen Bekenntnissen zu Ende war, und doch in Bertrand's Angesichte, bey so langwieriger Aufzählung der empörendsten Sünden, keine Spur von Unwillen, sondern eine unveränderliche Heiterkeit bemerkte, hielt er einen Augenblick inne, und setzte dann hinzu: Noch eine Sünde habe ich Euch zu bekennen, und zwar eine, die ich eben jetzt erst begangen: ich habe über Euch ein böses und freventliches Urtheil gefällt. Wie so? fragte

Bertrandus lächelnd. Der Fremde erwiederte: Ich habe Euch bey allen den gräulichen Geschichten fest ins Auge gefaßt, und da ich in Euren Gesichtszügen keine Veränderung, keine Betrübniß, keinen Groll, sondern eine stete Freundlichkeit gesehen habe, so ist mir der Argwohn aufgestiegen, ob Euch solche Dinge etwa nichts weniger als neu seyn möchten, und ob Ihr nicht selber schon dergleichen begangen habt? Bertrandus antwortete ihm: ich bekenne dir allerdings, daß ich mich keineswegs für besser halte als dich, und daß ich mit meiner Bosheit genug zu kämpfen habe; nichtsdestoweniger von allen den Sünden, die du mir gestanden, habe ich, mittelst der Hülfe der göttlichen Gnade, keine begangen. Daß ich aber ohne Unwillen und Betrübniß dich angehört, dieß soll dich nicht wundern. Hast du nicht freywillig hier zu meinen Füßen dich niedergeworfen? Ich habe das Bekenntniß deiner Sünden gehört, nicht etwa in der Meinung, daß sie dir wohlgefallen, sondern in der gerechten Voraussetzung, daß du sie aufs höchste verabscheuest, und in selben nicht länger verharren willst. Und so schmerzte es mich zwar, daß du sie begangen hast, mehr aber noch frohlockte ich, daß ich sie von dir beichten hörte. — Und welcher Christ soll nicht frohlocken, wenn einer seiner Brüder die bisherige Sprache und Gesinnung wechselt, wenn er statt der bittern und verderblichen Worte: ich bin unschuldig, nunmehr bekennet: ich habe gesündigt, und die lügenhaften Feigenblätter wegwirft, um wieder in das Gewand der Gnade sich zu kleiden; mit Einem Worte: wenn er

zum einzigen Mittel des Heils, zum Sacramente der Buße, wieder zurückkehrt? — »Drey Worte nur, sagt Augustinus, sind es: ich habe gesündigt; aber in diesen drey Worten steigt die Opferflamme vor dem Herrn gen Himmel empor! Die Beichte ist das Heil der Seele, die Zerstörung der Laster, der Sieg über den Dämon: sie schließet die Pforte der Hölle, sie eröffnet die Pforte des Paradieses.« — »Die Beichte, sagt S. Isidorus, heilet, die Beichte rechtfertigt; alle Hoffnung des Christen beruhet in der Beichte. In ihr ist der Barmherzigkeit Raum gegeben; keine Schuld ist so schwer, daß sie in der Beichte nicht Verzeihung finde!« — »O geistvolle Einfalt, ruft Cassiodorus: o Aufrichtigkeit, die sicherer wandelt, als alle List und Schlauheit! Wer seine Vergehungen offenbart, wer sich durch eigene Anklage verurtheilt, dem ist Christus nicht Richter mehr, sondern Fürsprecher und Beschützer!« —

Eine zweyfache Röthe pflegt am Himmel sich zu mahlen: die Abend- und die Morgenröthe. Schön ist die Abendröthe, doch traurig, denn nach ihr kömmt die nächtliche Finsterniß. Schöner ist die Morgenröthe, denn ihr folget das strahlende Licht das Tages. So gibt es auch »eine Schamröthe, welche die Sünde mit sich führet, und eine Schamröthe, welche Gnade und Glorie zur Folge hat.« (Eccli. 4.) Die Schamröthe, welche der Sünde vorangeht, ist dem Menschen gegeben, um ihn davon zurückzuhalten; jene, die nach schon begangener

Sünde eintritt, soll ihr Heilmittel werden. So gibt es dann eine Beschämung, welche mit dem Bekenntnisse der Sünde verbunden ist, um, durch die Demüthigung, ihm Kraft und Werth zu geben, und dieß ist die Morgenröthe, auf welche der helle Tag der Gnade und der Glorie folget. Es gibt aber auch eine Beschämung und Scheu, welche das Bekenntniß begleitet, verhindert und verdirbt, und diese ist die Abendröthe, auf welche die Nacht folgt, denn ein so unvollständiges und lügenhaftes Bekenntniß führet noch tiefer in die Finsterniß der Sünde. Was soll man dem Christen sagen, der in der Beichte, aus falscher Scham, seine schwersten Sünden verschweigt? Was Socrates seinem Schüler zurief, einem Jünglinge von Athen. Es war dieser eben im Begriffe, in ein verrufenes Haus zu treten, als er seinen Meister vorüberkommen sah, und sogleich tiefer in die Hausflur eilte, um sich daselbst zu bergen. Socrates aber trat zur Hausthüre, und sprach: Komm' heraus, mein Sohn, dieß ist dir keine Schande! Denn daß du hinein gegangen bist, dieß allein ist schmählich und strafbar; herausgehen aber aus einem solchen Hause ist ehrenvoll. — »Je mehr der Sünder, lehrt Hugo Victorinus, seine Sünde verbirgt, desto tiefer innen ist er in der Finsterniß, wenn er aber sie bekennet, dann gehet er heraus« — und dieß, wahrlich, ist ehrenvoll. Wem es licht geworden ist, daß nur die Sünde eine Schmach sey, nicht aber die Beichte, der wird freudig sagen dürfen: ich war schuldig, durch mich selbst, und ich bin unschuldig, denn Christus hat

mich rein gemacht. Ich war in der Nacht, und wandelte nahe hinzu zur ewigen Finsterniß, allein es ist wieder Tag geworden, durch die schimmernde Morgenröthe des Blutes Jesu! —

Nimmermehr, o Herr, will ich mich selbst entschuldigen,
Nur in deinem Blut hab' ich mein Heil gefunden;
Deiner Lieb' allein will ich in Demuth huldigen,
Meine Sicherheit ist nur in deinen Wunden.

Sechzehntes Wort.

»Wenn du der Sohn Gottes bist, so steige herab vom Kreuze.«
(Worte der Zuschauer auf dem Calvarienberge; Matth. 27, 40.)

Die gehässigen Worte der Verfolger Christi machten nicht bloß auf dem Ölberge sich laut, im Hause des Caiphas, im Prätorium des Pilatus, und auf dem Forum von Jerusalem, sondern, so wie diese Unversöhnlichen ihm auch auf den Calvarienberg folgten, um daselbst den Triumph ihrer Bosheit zu feyern, so wollten sie auch hier noch dieselben giftigen Waffen gegen ihn schwingen. Schon zwar schwebet er vor ihren Augen, zwischen zwey Missethätern, am Kreuzesstamme, schon ist er unter die Übelthäter gerechnet, dennoch durch alle diese Schmach, durch all sein Blut, ist ihre Bosheit nicht gesättigt. Umsonst hatte der Syracide sie belehrt: »verhöhne den Menschen nicht in der Bitterkeit seiner Seele, denn es ist Einer, welcher erniedrigt, und welcher erhöhet, der allsehende Gott« (Eccli. 7.); diese Mahnung verachtend, dachten die Verwilderten nur daran, ihn alles empfinden zu lassen, was menschlicher und teuflischer Hohn vermag, und ihn zur Zielscheibe ihres Spottes zu machen; und zu diesem Ende mischten selbst

die Vornehmen sich unter den Pöbel, denn ihre Absicht, wie Chrysostomus bemerkt, war dahin gerichtet, daß er, als ein anmaßender und ruhmrediger Verführer, vor dem Angesicht aller Menschen beschimpft, aus diesem Leben scheide. Darum gingen sie vorüber, schüttelten den Kopf und riefen: »Der du den Tempel Gottes zerstörst, und in drey Tagen wieder aufbauest, hilf dir nun selber. Wenn du der Sohn Gottes bist, so steige herab vom Kreuze. Wenn er Christus ist, der Auserwählte Gottes, so helfe er sich selber. Wenn er der König von Israel ist, so steige er vom Kreuze herab, damit wir es sehen und an ihn glauben!« Welche Verwicklung und Verwebung von Wahrheit und Lüge, welch verfängliche Worte, um den Schwachgläubigen zu verwirren, wenn ihre Verkehrtheit nicht erkannt wird. Denn eben weil er der Sohn Gottes, und der König der Auserwählten ist, steigt er vom Kreuze, steigt er von seinem Throne nicht herab, eben weil er Christus der Retter und Helfer ist, hilft er sich nicht selber. Um dieß tiefer zu erkennen, muß sowohl das Kreuz betrachtet werden, von welchem der Sohn Gottes herabsteigen soll, als der Sohn Gottes, der vom Kreuze nicht herabsteigt.

Mit je aufmerksamern Auge man sich umsieht in der erschaffenen Welt, so weit sie, in ihren unermeßlichen Räumen, wie in ihren verborgeneren Tiefen, erfaßt werden kann, desto vielfältiger und deutlicher

wird überall, im Großen wie im Kleinen, im Weltall wie in den einzelnen Dingen, das Zeichen des Kreuzes sich ausgeprägt finden, also daß es, wie Bosius bemerkt, fast kein sichtbares Geschöpf gibt, an welchem dieses Zeichen nicht wahrgenommen würde. Das Kreuz, sprach der christliche Dichter Prudentius, ist nicht neu, schon bey der Erschaffung der Welt ward es in den mannigfaltigsten Umrissen gezeichnet. Je größer das Geheimniß des Kreuzes ist, bemerkt Tertullianus, desto häufiger erscheint es auch längst schon vorgebildet. Siehe zum Himmel empor, sagt Gregorius von Nyssa, und hinab in die Tiefe, und dann zu den Gränzen der Erde hin, und die Figur des Kreuzes wird deinem Geiste sich darstellen. »Wo gehe ich hin vor deinem Geiste, wohin fliehe ich vor deinem Angesichte? Wenn ich aufsteige in den Himmel, so bist du dort; wenn ich herabsteige in die Unterwelt, so bist du zugegen; wenn ich Flügel nehme, um die Morgendämmerung (wenn ich gen Aufgang mich schwinge), und wenn ich meinen Aufenthalt suche an der Gränze des Meeres (gen Niedergang), auch dort wird deine Rechte mich finden!« (Ps. 138.) Was beschreiben (nach Gregor von Nyssa) diese Worte anders, als die Figur des Kreuzes: die Höhe, die Tiefe, die Breite, die Länge? Wenden wir, mit Origenes und Hieronymus, unsern Blick, zu den gefiederten Bewohnern der Luft: wenn sie mit ausgebreiteten Fittigen sich aufschwingen, nehmen sie die Gestalt des Kreuzes an. Betrachten wir, mit Ambrosius, die Schiffe, die durch's Meer fahren: der Mast-

baum, an welchem das Segel ausgespannt ist, zeigt uns die Figur des Kreuzes; mit diesem Zeichen des Heiles steuern die Schiffenden durch die wilde Fluth, und erreichen den Hafen. Betrachte, so lehrte schon der Martyrer Justinus, alle Dinge, die auf Erden sind, ob sie ohne dieses Zeichen gebraucht, benützt, gelenkt, bearbeitet werden können. Die Erde wird nicht gepflügt, es sey denn durch das Kreuz, welches die Pflugschar bildet; jedes menschliche Werkzeug, jeder Hebel, jeder Hammer, jeder Bohrer, jede Säge, kann nur durch diese Figur seinem Zwecke entsprechen. Aber auch die Mauerwerke unserer Wohnungen, die Gebälke der Dächer, die Pfosten der Thüren und Fenster, die Gassen und Straßen der Städte, zeichnen dieselbe Figur; die Fäden zu den Stoffen, in die wir uns kleiden, verweben sich durch unzählige Kreuze; und eben so häufig gestaltet sich die Kreuzesform in den Ästen und Zweigen der Bäume und Sträucher, wie in allen Verästungen der Blutgefäße und Nerven. So erscheinen dann, in leblosen wie in belebten Dingen, in mathematischen wie in physischen und organischen Verhältnissen, Kreuze überall; aber das größte und entschiedenste von allen ist die kleine Welt, ist der Mensch sich selber, der mit ausgebreiteten Armen vollkommen ein Kreuz vorstellt; ja mit Recht findet Justinus darin einen vorzüglichen physischen Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren, daß der erstere, in seiner aufrechten Stellung, die Arme auszubreiten vermag in Kreuzesform, was bey den Thieren nicht geschehen kann. Diese Gestalt

nun, die Menschennatur und Menschengestalt, hat der Sohn Gottes angenommen, um in derselben als Mensch für die Menschen zu büßen. »Da er in der Wesenheit Gottes war, war es keine Anmaßung, daß er sich Gott (dem Vater) gleich nannte, sondern er hat sich selbst vernichtet, und die Knechtsgestalt angenommen, und ist äußerlich befunden worden dem Menschen gleich; er hat sich selbst erniedrigt, und ist gehorsam worden bis zum Tode, zum Tode des Kreuzes.« (Phil. 2.) Die Gestalt des Menschen hat das ewige Wort an sich genommen, diese Gestalt aber ist das Kreuz, und folglich hat das menschgewordene Wort das Kreuz sich erwählet, um am Kreuze zu leben, am Kreuze zu sterben, und durch den Kreuzestod den ewigen Tod zu vernichten. Die Feinde des Kreuzes aber, zu sehr verblendet, um diese Geheimnisse zu ahnden, rufen höhnend zu ihm hinauf: Wenn du der König von Israel, der Sohn Gottes bist, so steige herab vom Kreuze! Wie dann, wenn er plötzlich herabgestiegen wäre, hätte dieses dem Heile der Menschen aufgeholfen? Nein, ruft Bernardus: eben, weil er der König von Israel ist, verläßt er den Titel seines Reiches nicht, steigt er von seinem Throne nicht herab. Weil er die Geduld lehrte, sagt Augustinus, verschob er die Macht; er, der die Macht hatte, aus dem Grabe zu erstehen, wollte doch vom Kreuze nicht herab steigen; er hielt seine Macht zurück, aber er offenbarte seine Barmherzigkeit, da er am Kreuze sprach: Vater, verzeihe ihnen! Wäre er damals, sagt Gregorius, durch den Hohn der Lästerer bewegt, vom

Kreuze herabgestiegen, so würde er die Tugend der Geduld uns nicht gelehret haben. Er ist nicht herabgestiegen (wie Bernardus bemerkt), um keine Gelegenheit zu geben, daß wir in der Beharrlichkeit wanken, die allein gekrönet wird; und damit diejenigen nicht verstummen müssen, welche dem Verzagten und Ungeduldigen zurufen: bleibe, verharre, weiche nicht von deinem Kreuze; denn verstummen müßten diese Ermahnungen, wenn man darauf entgegnen könnte: auch Christus habe das seinige verlassen.

Siehe hier die wichtigste aller practischen Lehren des Christenthums: »in eurer Geduld, d. h. in eurer Beharrlichkeit, werdet ihr eure Seelen besitzen« — »die das Wort hören und bewahren, werden Frucht bringen in der Geduld« — »die Geduld ist euch nothwendig, damit ihr, den Willen Gottes erfüllend, die Verheißung erlanget.« (Heb. 10.) Warum ist diese Geduld so nothwendig, Jedem, und überall, und zu allen Zeiten? Weil, wie das Zeichen des Kreuzes aller Orten sich findet, eben so, und häufiger noch dasjenige auf Erden verbreitet ist, was durch dieses Zeichen angedeutet wird: das Kreuz selbst, die Pein und Mühe, die Arbeit und die Leiden. Es ging einst in einer japanischen Stadt der Befehl aus, daß alle diejenigen, die zum Christenthume sich bekannten, und nach dem Martyrertode ein Verlangen hätten, vor ihrem Hause ein Kreuz aufrichten sollten. Am nächsten Morgen sah man alle Straßen der Stadt voll der Kreuze. Alle diese, die so freywillig sich meldeten, waren folglich Martyrer Christi. Auf

eine andere Weise verhielt sich's zur Zeit der Belagerung Jerusalems durch Vespasianus und Titus. Denn damals wurden so viele jüdische Flüchtlinge von den Römern gekreuzigt, daß sich kein Platz mehr vorfand, um neue Kreuze zu errichten. Diese also waren Martyrer des Satans. Wenn nun alle Martyrer Christi und des Satans, und alle Leidenden vor ihren Häusern Kreuze aufrichten müßten, so würde auf den Straßen schwerlich ein Raum übrig bleiben, wo man gehen könnte. Bedarf es wohl eines Beweises, daß diese Behauptung nichts weniger als übertrieben sey? Wußten es doch schon die Heiden. Was that jener hochgefeyerte Weltweise Solon, als einer seiner Freunde, von Kummer niedergedrückt, zu ihm kam, um bey ihm Trost zu suchen? Er führte ihn auf den höchsten Thurm der Stadt Athen, zeigte auf alle die herrlichen Paläste und Tempel und die Vorrathshäuser der Kaufleute herab, die vor ihrem Blicke sich ausbreiteten, und sprach: o wie viele Drangsale und Unruhen, wie viele Sorgen und Peinen sind unter diesen Dächern verborgen! — Siehe dich wohl um, sagte auch Seneca: du wirst kein Haus finden, welches so unglücklich wäre, daß es nicht an einem andern, noch unglückseligern sich trösten könnte! — Und wenn es schon so viele große und kleine Kreuze gibt, die bloß hinter Mauern und Dächern verborgen sind, wie viele erst, die, im Innern des Herzens verborgen, gar nicht zum Vorschein kommen? Man gibt den Kindern als Räthsel diese Frage auf: was wohl in jedem Hause am häufigsten sich finde, ohne

doch sichtbar zu seyn? Die Auflösung des Räthsels lautet: die menschlichen Fußtritte; doch wahrhafter noch kann man sagen: die verborgenen Kreuze, die in jedem Stande, in jeder Beschäftigung, selbst in jeder Lust und Freude sich finden. »Richte und ordne, sagt Thomas von Kempen, alles aufs sorgfältigste und beste, nach deinem Wunsche und deiner Einsicht, und dennoch wirst du nichts anderes erkennen, als daß du, es sey freywillig, es sey gezwungen, immer leiden mußt, und so wirst du allezeit das Kreuz finden, und entweder leiblichen Schmerz erdulden, oder geistige Trübsal.« »Wahrlich, so redete Chrysostomus zum Volke von Antiochia: es gibt kein Leben ohne Elend, und dieß gegenwärtige Leben kann ohne Betrübniß nicht vorüber gehen; denn gleichwie es unmöglich ist, einen unsterblichen Menschen zu finden, so ist auch keiner aufzufinden, der von Kreuz und Widerwärtigkeit frey wäre.« —

Maria von Medicis, Gemahlinn König Heinrich's IV., Königinn von Frankreich, und Mutter von drey Söhnen, die als Könige herrschten, weltbekannt sowohl durch die irdische Herrlichkeit, die sie umstrahlte, als durch die schrecklichen Trübsale, die sie erdulden mußte, hatte schon in ihrem Vaterlande eine zärtliche Liebe zu einer Jungfrau, Namens Pasithea Crogi, gefaßt, welche ihrer Frömmigkeit und Sittsamkeit wegen, in Hetrurien gleich einer Heiligen geehrt wurde, und da es ihr unmöglich schien, so lange von dieser Freundinn getrennt zu bleiben, so ließ sie selbe nach Paris berufen. Pasithea gehorchte und kam, und als sie der

erfreuten Königinn sich vorstellte, fragte diese: Was bringst du mir Gutes und Schönes mit aus meinem Vaterlande? Pasithea erwiederte: das allerbeste und schönste Geschenk, auserwählt vor allen andern. Da ward in der Königinn das Verlangen rege, dieß ausgezeichnete Geschenk zu sehen, sie drang darauf, daß es ihr ohne Verzug überreicht werden möchte. Pasithea entfernte sich, und brachte, nach kurzem Verweilen, ein großes, ja ungeheures, hölzernes Kreuz herein. Maria entsetzte sich davor, und wollte es, wegen der übermäßigen Größe, nicht annehmen; allein, Pasithea ließ von ihren dringenden und inständigen Bitten nicht ab. Nehmet es an, o Königinn, rief sie, nehmt es herzhaft an, bald wird ein viel größeres nachfolgen! Ob sie eine falsche Prophetinn gewesen, oder ob sie wahrgesprochen, hat der Erfolg in kurzer Zeit erprobt. Denn wenige Tage nachher fiel Heinrich, Maria's Gemahl, unter dem Dolche jenes Mörders, den die Geschichte nur mit Abscheu nennt, und kaum hatte die tiefbetrübte Witwe Zeit gehabt, ihren Gemahl zu beweinen, als sie, dreymal nacheinander, von wüthenden Bürgerkriegern aufs äußerste bedrängt wurde; acht Tage lang wurde sie als eine Gefangene behandelt, und dann ins Exil geschickt, dem sie nur entfloh, um auf's neue in Gefangenschaft zu gerathen; wiederum entkam sie, und lebte einige Jahre in großer Dürftigkeit, in Holland, dann in England, bis sie endlich, mitten unter den härtesten Kränkungen und Trübsalen, in Kölln aus diesem Leben schied. Nicht ohne höhere Erkenntniß also

hatte jene Dienerinn Gottes das große und schwere Kreuz ihr zum Geschenke mitgebracht, zum Vorbilde jenes viel größern Kreuzes, von welchem sie, bis zu ihrem Lebensende, nimmer herabgestiegen; aber nicht ohne Grund auch nannte Pasithea dieß ihr Geschenk das allerbeste und schönste, und vor allen anderen auserwählte, denn dieß ist die wahre Glorie des Christen auf Erden, die einzige, deren Paulus sich rühmet: »ich bin mit Jesu an das Kreuz geheftet — ich trage die Wundmale Jesu in meinem Leibe — mir ist die Welt gekreuzigt, und der Welt ich — ferne sey es mir, mich zu rühmen, es sey denn im Kreuze Christi.« Wie so aber ist Christi Kreuz des Christen Ruhm und Ehre? »Das ganze Leben eines Christen, sagt Augustinus, sofern er nach dem Evangelium lebt, ist ein Kreuz und ein Marterthum;« denn dieses Leben nach dem Evangelium (der evangelische Wandel), was ist es anders, als die Bewahrung der Geduld mitten in den Stürmen, der Sanftmuth mitten in den Beleidigungen, des Vertrauens mitten in den Trübsalen, und die Beherrschung der Sinne mitten in den lockenden Gelegenheiten? Und gleichwie Christus nicht vom Kreuze herabgestiegen, eben weil er der Sohn Gottes ist, so soll auch der Christ nicht unruhig verlangen, von seinem Kreuze herabzusteigen, eben weil er ein Christ ist. »Am Kreuze des evangelischen Gehorsams, sagt Augustinus, muß der Christ während der ganzen Dauer seines Lebens verharren, denn in diesem Leben ist's nicht an der Zeit, die Kreuzesnägel herauszu-

ziehen.« Will er, in kraftloser Ungeduld, dieß Kreuz des freywilligen Gehorsams verlassen, so ist schon ein anderes Kreuz ihm bereitet, das unendlich herber ist, weil es in das ewige Kreuz ausartet; will er aber von jenem Kreuze herab, woran er durch harte Nothwendigkeit gefesselt ist, und von welchem ihn Gott nicht befreyen will, wird er dann nicht das Kreuz Christi in jenes des Satans umwandeln? Nicht umsonst hat der unschuldige Erlöser zwischen zwey schwerverschuldeten Missethätern gekreuzigt werden wollen. »Im Kreuze Christi, sagt Hugo Victorinus, ist unser Ruhm, im Kreuze des büßenden Räubers ist unser Trost; im Kreuze des Unbußfertigen zur Linken, ist unsre Warnung. Am Kreuze Christi ist Leiden und Strafe ohne Schuld, und nach dem Leiden Verherrlichung. Am Kreuze des rechten Räubers ist Leiden und Strafe für die Schuld, und nach der Strafe Verzeihung und Versöhnung. Am Kreuze des linken Räubers ist ebenfalls Strafe für die Schuld, doch nach der Strafe Verdammung. Leiden wir also schuldlos, so ist dieß unser Ruhm; leiden wir für die Schuld, so ist dieß unsre Sicherheit;« eines wie das andre kann, wohl bedacht, nur dazu dienen, uns in der Geduld zu befestigen; allein wer ist so unschuldig, daß er behaupten dürfe: er habe seine Leiden nicht verdient? und wer kann demnach sich entschuldigen, wenn er an seinem Kreuze in Geduld und Ergebung nicht verharret? —

Der heilige Franciscus Borgia, vor dem Tode seiner Gemahlin, Herzog von Gandia und einer der

angesehensten Granden von Spanien, wanderte einst, schon als Ordensmann, in ärmlicher Kleidung seine Straße, als ein adeliger Herr, der mit seinem Gefolge vorüber ritt, ihn grüßte und anhielt, und ihn, seinen Freund aus früherer Zeit, mit Staunen und Mitleid betrachtete. Wie geht es Euch, rief er, wie befindet Ihr Euch? Sehr gut, erwiederte Franciscus fröhlichen Angesichts. Aber, Borgia, fuhr der Andere fort: wie schleppt Ihr Euch zu Fuße so weite und mühsame Wege? Ihr seyd ja etwas Besseres gewohnt! Wo findet Ihr ein anständiges Nachtlager, eine erträgliche Erquickung? — Für alles dieß, entgegnete Franciscus, ist aufs beste gesorgt, überall finde ich treffliche Bewirthung, die beste Speise, das bequemste Lager. Wie dann? rief jener, wie so? wer hilft Euch? wer ist Euch zu Diensten? — Mein Kammerdiener, meine Jäger besorgen alles aufs beste. — Wo dann? wo sind sie? Ihr seyd ja allein? — Ich habe sie bereits voraus gesendet. Und damit ich Euch diese Veranstaltung deutlicher erkläre: so oft ich frühmorgens mein Herz zu Gott erhebe, und mein Thun und Lassen für den bevorstehenden Tag bedenke, so erwecke ich den Vorsatz: alle Entbehrungen, Widerwärtigkeiten, Mühen und Leiden, die etwan Gott an diesem Tage mir senden wird, im voraus willig anzunehmen, in guter Überzeugung, daß ich alles dieses, und bey weitem mehr noch, für meine Sünden verdienet habe: dieser Gedanke ist der Kammerdiener, den ich voraus sende, und weil ich es dann überall noch besser antreffe, als es mir gebührt und

ich verdiene, so sehe ich mich überall aufs bequemste beherbergt, aufs beste bewirthet! — Glückselig jeder Christ, welcher einen solchen Diener sich hält, der am frühen Morgen schon zu seinen Diensten bereit steht! »Haltet es für die Fülle der Freude, wenn ihr in mancherley Versuchungen gerathet, indem ihr wisset, daß die Prüfung eures Glaubens Geduld wirket, die Geduld aber hat ein vollkommenes Werk.« (Jac. 1.) Wer also im Glauben treu ist, und ein demüthiges Herz bewahrt, sieht den Prüfungen entgegen, bereitet sich darauf vor, und strebt nicht durch Ungeduld, Mißmuth oder Rache vom Kreuze herab zu steigen, sondern siehet auf den großen Lehrmeister der Geduld, den Sohn Gottes am Kreuze. Sind körperliche Leiden, Krankheiten und Mißbehagen dieses Kreuz? Wer war kränker, wer tödtlicher verwundet, wer in Schmerzen tiefer versenkt, als Jesus? Aber in diesem Kreuze erwächst auch unser Heil; denn wie Beda spricht: »Die Krankheit des Leibes, wenn sie geduldig ertragen wird, wird dem Menschen wie das Feuer der Läuterung angerechnet.« Ist Armuth und Dürftigkeit unser Kreuz? Wer war ärmer als Jesus am Kreuze? Aber die Armuth mit Muth ertragen, wandelt sich in ewigen Reichthum. Ist Schmach und Verachtung unser Kreuz? Wer ward bitterer verhöhnt, wer gräßlicher gelästert, als Jesus, der einzig Herrliche und Erhabene? »Dieß ist ein großes Zeichen der Demuth, lehrte Theresia, so Jemand unschuldig gelästert oder verläumdet wird, und schweiget. Wer so handelt, ist ein vortrefflicher Nachahmer Jesu.« Allein sie setzt

auch hinzu: »niemals habe ich etwas Böses mir nachsagen gehört, wovon ich nicht klärlich erkannt hätte, daß man weniger sagte, als wirklich wahr gewesen; denn wenn es zwar eben jenes Böse nicht war, das ich begangen, so hatte ich doch den Herrn in vielen andren Dingen beleidigt.« Und was es sonst immer für ein Kreuz ist, an welches der göttliche Wille uns heftet, sobald wir geduldig daran verharren, ist es allezeit das Kreuz Christi. Daher die schöne Bemerkung des heiligen Franz von Sales: »Niemals hat man mit Gewißheit erfahren können, aus welch einem Holze das Kreuz Christi gezimmert worden sey, damit wir belehret werden, alle und jegliche Kreuze gleichermaßen anzunehmen, die uns von Gott, durch wen immer, bereitet werden,« ohne einwenden zu dürfen: dieses Kreuz ist nicht anmuthig, denn es ist nicht vom Holze des Kreuzes Christi. — Und wenn wir demnach zurück blicken, und die ganze sichtbare Welt voll der Kreuze finden, und die Zahl der unsichtbaren Kreuze noch größer, als jene der sichtbaren, und daß jeder Mensch, sich selber sowohl als anderen, ein Kreuz sey, und wenn wir endlich alle diese mit dem Kreuze Christi vergleichen, so wird die Frage entstehen: Insofern Jemand selig zu preisen ist auf Erden, wer ist dieser Selige? Wer ohne Kreuz ist? Es ist aber Niemand ohne Kreuz. Wer also ist selig zu preisen? — Darüber ist nirgends bessere Auskunft zu finden, als in dem Evangelium von den acht Seligkeiten.

Süß ist's, vom Kreuz zu reden und zu denken,
Süß ist's, vom Kreuz zu dichten und zu singen;
Doch darf der Christ darauf sich nicht beschränken,
Was er erkennet, soll er auch vollbringen.

Das Kreuz ist Eins; der Kreuze gibt es viele,
Doch sollen alle sich auf Eines stützen;
Nimmt nicht der Christ dieß Eine sich zum Ziele,
Die andern alle werden ihm nicht nützen.

Selig der Christ der leiden kann und schweigen,
Selig der Christ, der, ob auch unverschuldet,
An seinem Kreuz mit Jesu sich geduldet,
Der nicht verlangt vom Kreuz herabzusteigen,
Bis einst der Tag anbricht, bis sich die Schatten neigen.

Siebenzehntes Wort.

»Er vertrauet auf Gott: dieser befreye ihn jetzt, wenn er ihn will.«
(Worte der Hohenpriester und Schriftgelehrten; Matth. 27. 43.)

Unter den Kräften des menschlichen Geistes nicht oben an, sondern auf einer sehr untergeordneten Stufe, stehet jene, welche den Namen des Witzes führt. Und wenn alle diese Kräfte, sobald der Wille vom Guten und Wahren sich abgewendet hat, nichts Gutes mehr zu wirken pflegen, so daß der Verstand zur Schlauheit sich herabwürdigt, und die Einbildungskraft mit bösartigen Bildern sich beschäftigt, so ist es doch vorzugsweise der Witz, der, bey verkehrtem Willen und verfinstertem Verstande, am häufigsten der Bosheit als Waffe dient, um die Hoffart zu befestigen, den Leichtsinn zu fördern, und der heiligen Wahrheit den Eingang zu verwehren. Wo irgend ein bösartiger Witz mit flüchtigem Schimmer sich hervorthut, da bewegt er alle Herzen, die auf keinem rechten Grunde befestigt sind; der Glaube schwankt, die Gottesfurcht weicht, Irrthum und Thorheit siegen; jede Lüge erhält ihren Glanz, jede Ruchlosigkeit einen Schimmer der Anmuth, und jede Grausamkeit verliert von ihrer empörenden Grauengestalt,

sobald ihr ein Witz zu Hülfe kommt. O wie viele Seelen hat dieser satanische Witz ins Verderben gestürzt! Darum sollte er auch, für alle Zeiten eine Waffe seyn, um Christum zu höhnen, und, entweder ihn selbst, oder doch seine Anhänger zu erschüttern: »prophezeye uns, Christus, wer ists, der dich geschlagen hat?« — sey gegrüßet, o König der Juden!« Solche bleyerne Witzespfeile waren wie billig, auch auf dem Calvarienberge in Bereitschaft; denn hier war der Ort, wo die Bosheit ihren Sieg feyerte, die triumphirende Bosheit aber ist allzeit witzig, und dieß, wenn auch nicht subtil, doch zum wenigsten plump, wenn nicht geistreich, doch wenigstens handgreiflich, und dem Pöbel über die Maßen verständlich. »Andren hat er geholfen, sich selber vermag er nicht zu helfen. Wenn er der Sohn Gottes ist, so steige er herab vom Kreuze!« Dieser plumpe Witz ist eine der Trutzwaffen des Satans gegen den Glauben. »Er vertrauet auf Gott: dieser befreye ihn jetzt, wenn er ihn will!« Dieser schändliche und ganz unmenschliche Witz soll eine Waffe seyn gegen die Hoffnung und die Liebe; und je mächtiger sie in der That ist, leidende Seelen zu betrüben und zu verwirren, desto ersprießlicher ist es, diese Worte beym Lichte der Wahrheit schärfer ins Auge zu fassen. — »Er vertrauet auf Gott:« dieß ist keine Schmach, sondern ein Lob, von allen Lobsprüchen der schönste. — »Gott befreye ihn, wenn er ihn will:« auch dieß ist eine große Wahrheit, eine unumgängliche Bedingniß des rechten Vertrauens, der freudigen Zuversicht. —

»Gott befreye ihn jetzt:« dieß ist die Lästerung, dieß ist die Lüge. —

Als König Benadad von Syrien die Stadt Samaria belagerte, und eben mit seinen Feldherren dem Trunke sich ergab, ward er, trotz seines großen Kriegsheeres, von einer ganz geringen Schar der Samaritaner geschlagen, und in die Flucht gejagt. Da sprachen seine Feldherren zu ihm: »Die Götter dieses Volkes sind Götter der Berge, darum haben sie uns überwunden; wenn wir in ebenem Lande sie angreifen, dann werden wir die Oberhand behaupten!« Benadad glaubte dieser Ansicht, er kam das nächstfolgende Jahr mit einem noch größeren Kriegsheere, und lagerte sich in den Ebenen. Da begab sich einer aus den Propheten zu dem König Achab von Samaria, und sprach zu ihm: »Weil die Syrer gesagt haben, der Herr sey nur ein Gott der Berge, aber nicht ein Gott der Thäler, so wird er diese ganze Menge in deine Gewalt übergeben, damit sie wissen, daß Er der Herr sey.« (3. Kön. 20.) Da nämlich die Syrer, wie die übrigen Heiden, an vielerley Götter glaubten, so hielten sie den Gott, den die Völker von Palästina und Samaria anbeteten, für einen solchen, der nur über Gebirgsländer Macht hätte, nicht aber über die Ebenen. Allein es frägt sich, ob dieser heidnische Irrthum gänzlich verwischt und getilgt sey, ob er nicht vielmehr in deutlichen Spuren noch unter den Christen sich finde? Und allerdings gibt es selbst

unter diesen nicht Wenige, welche in die Behauptung der Syrer mit einstimmen: der Herr sey ein Gott der Berge, nicht aber der Thäler; er sey nämlich, sonder Zweifel, ein Herr und Ausspender aller Güter der Gnade und Glorie, die von oben, von der Höhe kommen, gleichwie es im Psalme heißt: »Wunderbar erleuchtest du von den ewigen Bergen;« keineswegs aber sey er auch ein Herr und Ausspender jener Güter eines niedrigen Ranges, welche nicht übernatürlich, sondern in der Welt und Natur vorhanden sind; daher denn auch, die einer solchen Meinung sind, in Ansehung der irdischen Gaben und Güter auf Gott nicht vertrauen. Allein, wenn der Herr ein Gott der Berge, ein Gott des Himmels ist, um wie viel mehr auch der Thäler, des Irdischen? »Dein, o Herr, ist die Herrschaft, dein die Reichthümer, dein die Glorie, dein ist Alles.« (1. Chron. 29.) Wiederum in entgegengesetzter Beziehung, halten jene Halbzweifler und Halbgläubigen den Herrn für einen Gott der Berge, d. h. der Ewigkeit, nicht aber der Thäler, d. h. der irdischen Zeit, insofern sie nämlich nicht zweifeln, daß er die unmittelbare Macht besitze, nach diesem Leben ewige Strafen zu verhängen, hingegen die Übel dieses irdischen Lebens nicht so ansehen, als kämen sie ebenfalls nur von ihm, und als wäre nicht »Gutes und Böses in der Hand des Herrn.« So ist denn nur jener im rechten Glauben und Vertrauen gegründet, der in allen Ereignissen seines Lebens, sie seyen ihm nun willkommen oder widerwärtig, nicht auf die zweyte und nächste, sondern auf die erste Ur-

sache sein Auge wendet, anerkennend, daß der Herr »nicht bloß ein Gott der Berge, sondern auch der Thäler sey.«

Es ereignet sich bey mancher öffentlichen religiösen Feyerlichkeit, an welcher auch Personen von hohem Stande, und der Landesfürst selber Theil nehmen, daß unter den Zuschauern im Vordergrunde ein Mensch sich findet, der aus Roheit oder Hoffart weder den Hut abnimmt, noch sonst ein Zeichen der Ehrerbietung an sich gewahren läßt. Wenn nun der Fürst diesen Menschen erblickt, so ruft er einen von den Wächtern oder Aufsehern zu sich, dem er im Stillen seine Befehle ertheilt; dieser aber geht alsbald zu dem Unehrerbietigen hin, schlägt ihm den Hut vom Kopfe, versetzt ihm wohl auch einen Stoß mit dem Gewehrkolben, und lehrt ihn, ohne sonderliche Vorrede, wie er sich zu benehmen habe. Und wie geberdet sich nun der Rohe, nach so unsanfter Ermahnung? Er hält ganz artig seinen Hut in der Hand, steht sittig und gelassen da, und läßt sich's, für dießmal wenigstens, gesagt seyn. Wie kommt es, daß er sich nicht entrüstet, daß er der rauhen Mahnung nicht mit gleicher Weise begegnet, und ohne Widerspruch Folge leistet? Weil er gar wohl beobachtet hat, das der Fürst selber es war, welcher seinem Trabanten den Auftrag dazu gegeben, und weil er noch vernünftig genug ist, den Zorn des Gebieters nicht noch mehr zu reitzen. Er hat also sein Augenmerk nicht auf die zweyte Ursache gewendet, sondern auf die erste, nicht auf den Knecht, der ihn strafte, sondern

auf den Gebieter, der den Knecht gesendet hat. So sieht auch der gläubige Christ in allem, was hier unten ihm begegnet, von wem immer es komme, nicht auf die zweyte Ursache, nicht auf die Menschen, die Elemente, die Verhältnisse, die ihn bedrängen, sondern auf die erste Ursache; denn der Herr ist ein Gott der Thäler, wie der Berge; auf seinen Befehl, oder doch auf seine Zulassung, geschieht alles, was hier unten geschieht. Die Sabäer und Chaldäer waren es, welche Hiob's Familien und Herden verwüsteten, allein er nahm diese Übel von Gott an, als von der ersten Ursache. Eine Schwalbe war es, welche die unmittelbare Veranlassung gab, daß Tobias erblindete, allein er blieb ruhig und standhaft, denn geradezu von Gott nahm er dieses Leiden an. Der ruchlose Semei war es, welcher mit Schmähungen, Fluchworten, Steinen und Koth den fliehenden David mißhandelte, allein David blieb ruhig, denn er sah auf die erste Ursache. »Lasset ihn lästern, so gebot er seinen Begleitern: denn der Herr hat ihm befohlen, daß er den David lästere!« O wahrhaft, ruft Bernardus, ein Mann nach dem Herzen Gottes, der nach dem Herzen Gottes sich selber das Urtheil sprach; die Lästerzunge tobte gegen ihn, David aber bedachte, was Gott hier im Verborgenen wirkte. War etwa Gott im Munde dieses Lästerers? Keineswegs; aber er ließ die Lästerung zu, um den David zu demüthigen. »Ich habe erkannt, spricht dieser selbst: daß alle deine Fügungen gerecht sind, und in deiner Wahrheit hast du mich gedemüthigt; darum habe ich ge-

schwiegen, und meinen Mund nicht eröffnet, weil du, o Herr, es gethan hast!« (Ps. 118 u. 38.) Welche Worte aber sind mächtiger zum Erweise dieses Satzes, als jene, die Christus selbst zu Pilatus gesprochen? »Du hättest keine Gewalt über mich, wäre sie dir nicht verliehen von oben!« Die mittelbare oder zweyte Ursache meiner Verurtheilung bist du, sammt den Übrigen, die an Ungerechtigkeit dir gleichen; allein die erste Ursache ist meines Vaters Wille. Siehe da die unerschütterliche Grundfeste einer jeden, auf Gott vertrauenden Seele. Wie groß ist die Glorie, die dieses Vertrauen ihr vermittelt! wie herrlich die Verheißungen, die einem solchen Vertrauen zugesagt sind? Aber freylich nicht mitten im Glücke und Wohlergehen, nur in Widerwärtigkeiten kann es erprobet werden. Der gläubige Mensch, sagt Bernardus, muß nie fester vertrauen, als mitten in den Geißeln; und dieß Vertrauen auf Gott, inmitten der Trübsale, ist der einzige vollgiltige Beweis der wahrhaften Gottesliebe. Wer darf behaupten, er liebe Gott, wer nicht auch das Widerwärtige von ihm annimmt, als von einem liebreichen Vater? und wer erträgt solche Prüfungen geduldig und freudig, der diesen Vater nicht liebt?

Durch die Straßen einer lombardischen Stadt sah man einstens, in winterlicher Zeit, einen jungen Rittersmann schreiten, der in seinem Federhut und seiner zierlichen Kleidung gar stattlich sich ausnahm. Wie er aber so glänzend und prunkend einher schritt, ward plötzlich ein mächtiger Klumpen von Schnee ihm auf

den Federhut und Rücken geworfen. Der Edelmann entbrannte in Zorn, er zog seinen Degen, er sah mit flammenden Blicken umher, um den Unverschämten zu entdecken, der sich so schnöde an ihn gewagt, da ersah er endlich an einem offenen Fenster eine junge Dame, die er abgöttisch verehrte, und die eben lachend den zweyten Schneeball auf ihn herabschleuderte. In diesem Augenblicke war der Zürnende nicht bloß besänftigt, sondern sein Antlitz erheiterte sich zu süßer Freundlichkeit, und sein Grimm war in die fröhlichste Laune umgewandelt, denn was ihn so eben als eine schimpfliche Beleidigung entrüstet hatte, dieß erschien ihm nun als eine Huld, die ihn beglückte, denn was unten auf der Straße ihm geschehen war, kam ja von oben, von einer Hand, die er verehrte, und war ein Zeichen, nicht des Grolles, sondern des Wohlwollens! — Wie sich nun dieser schmucke ritterliche Jüngling nach weltlicher Weise benahm, ganz so, aber auf viel erhabnere Weise, benahmen sich jederzeit die heiligen Christen. So stand — um ein Beispiel auszuheben, das hier das treffendste seyn möchte — Franciscus Borgia einige Stunden lang, in dunkler Nacht, im ungestümsten Schneegestöber, an der Pforte seines Hauses, und klopfte, ohne gehört zu werden. Als seine Untergebenen endlich die Pforte öffneten, und über dieß Ereigniß höchlich sich entsetzten, sprach Borgia lächelnd: »es ist dem allerhöchsten Herrn wohlgefällig gewesen, mich einige Stunden lang mit Schnee zu werfen!«

Dieß also ist und bleibet das Wahrzeichen eines frommen Christen: daß er jede Widerwärtigkeit dankbar annimmt, und, ohne dadurch irre zu werden, vielmehr in seinem Vertrauen zu Gott gestärkt wird. Aus vielfachen Ursachen, lehrt Chrysostomus, läßt Gott auch seine treuesten Diener betrüben: und zwar zuerst: damit sie wegen ihrer Tugenden und Verdienste zu keiner Anmaßung sich erheben; sodann, damit ihre Geduld offenbar werde, und sie als solche sich erproben, die Gott nicht für Lohn dienen, und auch mitten im Unglück ihren aufrechten Willen bewahren; ferner, damit Alle, die in schwere Leiden gerathen, auf diese großen Muster sehen und Trost gewinnen; auch, damit wir, wenn wir zu ihrer Nachahmung aufgemuntert werden, nicht vorschützen können: jene heiligen Menschen hätten, bey der Größe ihrer Werke einer höhern und mehr als menschlichen Natur sich erfreut; endlich, damit wir richtig urtheilen: wer eigentlich glückselig, wer unglückselig zu nennen sey, und damit wir der Auferstehung eingedenk bleiben, welche den Arbeiten dieses Lebens den Lohn bewahret. »Und so sollen wir dann, setzt Chrysostomus hinzu, wenn wir selber in Widerwärtigkeiten gerathen, nicht zürnen, nicht zagen, nicht unruhig werden, sondern unsere eigene Seele belehren.«

Denn dieß eben ist jene herbe und giftige Versuchung, welche, von innen oder außen, gegen jeden Leidenden sich erhebt: du vertrauest ja auf Gott: warum hilft er dir nicht? du hast ihn ja angerufen, warum befreyet er dich nicht? Als der menschenfreundliche

Tobias blind und dürftig geworden, verhöhnten ihn seine eigenen Anverwandten, spotteten seiner Lebensweise, und sprachen: »wo ist jetzt deine Hoffnung, für welche du so viele Almosen gegeben, so viele Todte begraben hast?« Selbst seine Gemahlinn warf ihm Ähnliches vor: »jetzt ist's offenbar, daß deine Hoffnung eitel geworden ist, die Frucht deiner Almosen kommt nun zum Vorschein!« Allein Tobias erwiederte: »redet nicht so! denn wir sind Söhne der Heiligen, und erwarten das Leben, das Gott denjenigen geben wird, die ihre Treue von ihm nicht abwenden!« Das wahrhafte Vertrauen des Christen, das einzige, das ihn fähig macht, alle Leiden getrost zu ertragen, ist demnach die Hoffnung auf das künftige Leben. »Das Leben dieses sterblichen Lebens, sagt Augustinus, ist die Hoffnung des unsterblichen Lebens.« Dieß ist der Gedanke, den Paulus erweckte, da er ausrief: »ich überfließe in Freuden mitten in meinen Trübsalen.« Dieß war der Trost des heil. Franciscus Seraphicus, so oft er sein Lieblingslied sang: »Im Paradiesesgarten so große Güter mich erwarten, daß alle Kreuze, alle Peinen mir liebenswerth erscheinen.«

Was für ein Unterschied zwischen einem dürftigen Taglöhner oder Bauersmann, der eine Hütte und einen Acker besitzt, und einem Königssohne, der die Anwartschaft hat auf ein Königreich? Obgleich der letztere dieses Reich noch gegenwärtig nicht besitzt, so ist seine Freude an demselben doch viel größer, als die des Taglöhners an der Hütte, die schon sein ist.

Was für ein Unterschied zwischen einem Sinnen- und Sündenknechte, der seine irdische Glückseligkeit, den Genuß aller Wollüste, schon besitzet, und einem gottesfürchtigen Christen, der jetzt zwar in Entsagung und mancherley Leiden lebt, aber seinen Anspruch hat auf das Reich der Himmel? Obgleich er den Himmel noch gegenwärtig nicht besitzt, ist seine Freude doch unendlich größer, als jene des Sünders in allen seinen elenden Gütern. »Wer auf den Herrn hoffet, ist selig.« (Sprichw. 16.) Mögen dann immerhin die Feinde höhnen, und rufen: »er vertrauet auf Gott; dieser befreye ihn, wenn er ihn will!« — ihr Zuruf ist, in sich, gerecht und wahr, denn er bezeichnet die Tugend des Vertrauens sowohl, als ihre wesentliche Bedingung. »Wer im Finstern wandelt, und kein Licht hat, hoffe im Namen des Herrn, und stütze sich auf seinen Gott!« (Isai. 50.) Von ganzem Herzen auf Gott vertrauen soll der Christ, und die Befreyung aus allen Banden von ihm erwarten, doch unter der Bedingniß: »wenn Gott ihn will!« Und was diese Bedingniß Alles in sich fasse, wer wird es oberflächlich und obenhin verstehen und beherzigen? —

Es begab sich im Jahre 1566, daß ein Mann von hohem Range und Ansehen, Graf Montigny, aus Belgien nach Madrid reisete, um dort beym Könige von manchem Argwohn, der auf ihm lastete, sich rein zu machen; es gelang ihm aber dieß so wenig, daß er in ein festes Schloß gefangen gesetzt wurde. Kaum hatte seine Gemahlinn davon Nachricht erlangt,

als sie schon auf seltsame, doch wohl berechnete Mittel sann, ihm auf freyen Fuß zu helfen. Sie sendete vier ihrer Landsleute aus, die sowohl in der Musik, als in mancherley Sprachen wohl bewandert waren. Unter dem Vorwande einer Wallfahrt nach Compostell zogen diese durch Frankreich und Spanien, benahmen sich als Spielleute, die mittelst der Musik und des Gesanges von einem Orte zum andern sich fortbrachten, und gelangten endlich in das Städtchen am Fuße des festen Schlosses, in welchem Montigny gefangen saß. Da hier in kurzem Jung und Alt von der Kunst dieser Fremdlinge entzückt war, und von nichts andrem sprach, so ließ auch der Befehlshaber des Schlosses sie rufen, um seinem vornehmen Gefangenen, dessen Wohlgefallen an Musik er kannte, eine Erheiterung zu verschaffen. Sie kamen also mit ihren Saiteninstrumenten, spielten und sangen bald französische, bald italische und spanische Lieder, zuletzt auch eines in holländischer Sprache, die hier, außer Montigny, Niemand verstand. Der Text dieses Liedes enthielt einen Gruß aus der Heimath, die Ursache ihrer Hieherkunft, und die Aufforderung, ihre Instrumente zu kaufen, indem in dem großen Violon alle nöthigen Zangen, Feilen, Brechstangen und andere Werkzeuge verborgen wären, die ihm behülflich seyn könnten, aus seinem Kerker zu entkommen. Eine einzige Strophe, die sie vergaßen, war diejenige, in welcher die geheime Art erklärt werden sollte, wie der Violon zu eröffnen wäre, ohne ihn zu beschädigen. Montigny, der vergeblich auf diese Mittheilung gewartet

hatte, bat den Commandanten, ihm dieses Lied, das wegen der heimischen Sprache ihn vorzüglich ergetzte, wiederholen zu lassen; sie sangen es noch einmal, und vergaßen die unglückliche Strophe neuerdings. Montigny fing nun an, die Instrumente dermaßen zu loben, und seinen sehnlichen Wunsch, sie zu besitzen, so dringlich vorzutragen, daß der Commandant die Fremdlinge um den Verkauf derselben anging, zu welchem sie auch, nicht ohne langen künstlichen Widerstand sich bereit finden ließen. Erst als sie, so verrichteter Dinge, fortgegangen waren, fiel ihnen zu ihrem Schrecken die Strophe ein, die sie ausgelassen hatten; um dem Versäumniß abzuhelfen, schrieben sie selbe auf einen Zettel, lauerten einem Knaben auf, der für den Grafen das Brot holte, und schoben den Zettel in dieß Brot hinein. Da aber der Commandant eben damals mit Montigny speiste, gerieth das Brot gerade auf sein Gedeck, er fand den Zettel, und faßte sogleich Verdacht; auf solche Weise ward der ganze Anschlag entdeckt, und dem Gefangenen die schon so nahe Aussicht auf Befreyung vereitelt. Was fernerhin mit ihm geschehen, gehört nicht hieher; was aber hieher gehört, ist dieses: Wie es oft eine sogenannte Kleinigkeit, ein einziger Umstand ist, der, bey den bestbedachten Plänen, allen Erfolg und die schönsten Hoffnungen vernichtet, und wie, wenn nicht alle Erforderniße und Getriebe gehörig in einander greifen, auch die künstlichste Maschine stille steht: eben so sind es auch fälschlich so genannte Kleinigkeiten, welche unsre überirdische Hoffnung haltlos machen;

denn wenn die göttlichen Gebote nicht sammt und sonders beobachtet werden, wenn auch nur eines derselben verachtet, vergessen, vernachlässigt wird, so ist schon die Hoffnung auf ewige Freyheit vereitelt, das Öl in der Lampe fehlt, die thörichten Jungfrauen kommen zu spät, und die Pforte ist verschlossen. Was nützt es, fragt Basilius, wenn du von allen übrigen Sünden frey bist, und nur einer einzigen dienst? Wer die Sünde begeht, ist der Sünde Knecht, ist ein Gefangener. »Wer das ganze Gesetz bewahrt, aber in Einem es verletzt, ist in allen Geboten schuldig worden« (Jac. 2.), »denn die Gebote des Herrn, sagt Gregorius, sind viele und eines: viele nach der Verschiedenheit des Werkes, eines in der Einen Wurzel der Liebe.« Und darum nennet der heil. Antonius von Padua die Hoffnung: eine Erwartung der zukünftigen Güter, welche den emsigen und sorgfältigen Gehorsam im Dienste Gottes voraussetzt. Darf derjenige kühnlich und zuversichtlich hoffen, der zwar in vielen Dingen getreu ist, aber durch irgend eine Gehässigkeit, durch eine unlautere Gewohnheit, durch willkürliche Verwerfung irgend eines Glaubensartikels, oder durch Vernachlässigung der Heilsmittel, alles sonstige Gute, das er übt, verdirbt und vereitelt? In diesem Sinne also muß jeder Christ, der es ernstlich meinet, die Worte betrachten; »Ich vertraue auf Gott: er wird mich befreyen, wenn er mich will:« wenn ich in dem Wohlgefallen Gottes, in seiner Gnade verharre; denn dieß hängt ja, mittelst der Gnade, von uns ab, von unsrem aufrechten Willen, von unsren eifri-

gen Vorsätzen. Wenn wir demnach jener wesentlichen Bedingniß eingedenk sind, so dürfen wir allzeit getrost rufen: Gott wird mich befreyen, wenn er mich will; und er will mich, denn ich will ja ihn; ob wir jedoch, wie jene Verhöhner Christi, sagen dürfen: er befreye mich jetzt? ob dieß ein Ausdruck des Vertrauens sey, oder des Trotzes und der Widerspenstigkeit? dieß ist eine wichtige Frage, deren Beantwortung doch nicht ferne liegt.

Die Geschichtsbücher der alten Römer, aus jener Epoche, da sie schon die Weltherrschaft errungen hatten, erzählen eine denkwürdige Handlung des Cajus Popilius, welcher vom römischen Senate zum Könige von Syrien, Antiochus, gesendet worden war, um diesem aufzutragen, seinen Kriegszug gegen den König Ptolomäus einzustellen. Antiochus empfing den Abgesandten mit großer Freundlichkeit, und reichte ihm die Hand zum Gruße, Popilius aber zog seine Hand zurück. Setzen wir, sprach er, jede besondere Freundschaft jetzt bey Seite, denn es handelt sich vorerst um die öffentlichen Angelegenheiten. Er überreichte ihm sofort das Schreiben des Senates, worin ihm, sofern er nicht Folge leisten würde, von Seiten Roms der Krieg erklärt wurde. Antiochus las das Schreiben, und erwiederte: ich will diese Sache mit meinen Freunden überlegen. Allein Popilius wollte von keiner solchen Verzögerung etwas hören, er beschrieb mit seinem Stabe,

rund um den König, einen Zirkel auf dem Boden, und sprach: ehe du aus diesem Kreise heraustrittst, gib Antwort, was ich dem Senate hinterbringen soll! Da entschloß sich Antiochus sogleich, und erklärte, die Feindseligkeit gegen Ptolomäus aufzugeben; und nun erst reichte ihm Popilius die Hand — Wollen wir Freunde Gottes seyn? Nie werden wir es seyn, bevor wir nicht aus unserm Willen heraus, und in seinen Willen eingehen. Darum kam sein Abgesandter in diese Welt, und lehrte: »ich bin nicht gekommen, daß ich meinen Willen thue, sondern den Willen desjenigen, der mich gesendet hat.« So schrieb er auch einen Kreis um uns herum: nicht Jeder, der mir die Hand darreicht, ist schon mein Freund: »nicht Jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr, wird eingehen in das Himmelreich, sondern wer den Willen des Vaters thut.« In diesem Zirkel sind wir Christen eingeschlossen, wir werden daraus nicht gehen, bis wir uns erklärt haben, ob wir dem Willen Gottes uns ergeben, oder nach unserem Gefallen leben wollen. Werden wir ihm etwa Gesetze vorschreiben, ihm Bedingnisse setzen? in Trübsalen, in der Dürre des Geistes, in Leiden und Prüfungen, werden wir ungestüm rufen: Gott befreye mich jetzt, heute, morgen? Wenn wir nicht Feinde Gottes seyn wollen, werden wir ohne Verzug uns entschließen, den göttlichen Willen als unseren höchsten Trost zu betrachten, und aus dem engen Kreise unsres Eigenwillens in den unendlichen des ewigen Willens hinaustreten, gleichwie es die Worte aussprechen: Dein Wille geschehe,

wie im Himmel, also auch auf Erden. Ist der Herr »ein Gott der Berge bloß, nicht auch der Thäler?« Soll sein Wille im Himmel bloß herrschen, und nicht auf Erden?

Wer will im heiligen Vertrauen
Sein Haus auf einen Fels erbauen,
Und nicht auf lockern, leichten Sand?
Er gründ' und halte sich vor allen
In Gottes stetem Wohlgefallen,
Und reiße nicht dieß zarte Band.

Er wird dem Schwachen Kraft verleihen,
Wird Jeden aus der Angst befreyen,
Der rein auf Ihn die Hoffnung setzt; —
Doch wann? davon ist keine Kunde,
Sein ist die Zeit, und sein die Stunde,
Bey ihm ist ewig heut und jetzt.

Achtzehntes Wort.

»Was ich geschrieben, das habe ich geschrieben.«
(Worte des Pontius Pilatus; Joh. 19, 22.)

Mit jener schauerlichen dämonischen Freude, die nicht den Geistern des Abgrunds, auch nicht den Verworfenen, die daselbst schon ihre Heimath gefunden, sondern nur den Bösewichtern eigen ist, so lange sie auf Erden wandeln, und so lange ihre Verblendung dauert, hatten die Hohenpriester und die Ältesten des Volkes Jesum am Kreuze betrachtet, und mit ihrem schnöden Witze sich glänzend hervorgethan; allein ein Blick auf die Kreuzesinschrift war genug, ihren Übermuth niederzuschlagen, und ihr Herz mit neuen Wunden zu zerreißen. Von der unbedingten Form jener Inschrift auf's bitterste geärgert, sprachen sie zu Pilatus: »schreibe nicht: dieser ist Jesus von Nazareth, der König der Juden; sondern, daß er sich dafür ausgegeben.« Pilatus aber fertigte sie mit den lakonischen Worten ab: »Was ich geschrieben, habe ich geschrieben.« Was hatte er dann geschrieben? Allerdings ein sehr erhabenes und wundersames Buch, einen bündigen Auszug der gesammten heiligen Schrift, den Inbegriff aller Geheimnisse und alles Trostes, den glorreichen Titel des Kreuzes über dem Haupte Christi. Wie kam er dazu? Er wollte

die Ursache der Verurtheilung Christi bezeichnen, und zugleich die Bosheit und Verkehrtheit seiner Widersacher. Darum, nach dem Gebrauche der römischen Proconsulen, die einen bereits gefällten Urtheilsspruch nimmer abänderten, noch mehr aber nach der verborgenen Fügung Gottes, blieb er trotz aller Gegenvorstellungen unbeweglich, und wies sie mit der Rede ab: was ich geschrieben, habe ich geschrieben. Ein großartiges Wort: denn es ist auch der Ausspruch Christi, des ewigen Richters, und der Ausspruch des Gewissens, des innern Richters; es findet sich außerdem im Munde der Hartnäckigkeit, wie der standhaften Tugend. Es gibt aber auch ein entgegengesetztes Wort: »was ich geschrieben, habe ich nicht geschrieben« — und dieß ist der Ausspruch Christi, des Erlösers und Erbarmers; es findet sich aber auch im Munde der Thorheit, wie im Munde der Weisheit; je nach den verschiedenen Beziehungen, in welchen es ausgedrückt und betrachtet wird.

Zur Zeit, da Joakim, Sohn des Josias, über Jerusalem herrschte, erging das Geboth des Herrn an Jeremias, alle jene Weissagungen, die ihm mitgetheilt worden waren, in einem Buche aufzuschreiben. Baruch, sein Jünger schrieb dieß Buch, nach allen den Worten, die Jeremias ihm vorsprach, und las es im Tempel dem Volke vor. Da bekam Joakim, ein Feind der Wahrheit, abgöttisch und betrügerisch, davon Kunde, als er gerade, zu winterlicher Zeit, von seinen Fürsten und Großen umgeben, in seinem Palaste saß; er ließ das Buch aus dem Tempel holen, und einige Seiten davon sich vorlesen, hierauf zerschnitt er es

eigenhändig mit einem Messer, und warf es in die Gluth des Kamins, daß es in Flammen aufging; zugleich befahl er auch, den Jeremias und Baruch aufzusuchen, und in den Kerker zu werfen. Allein beyde diese Maßregeln waren vergeblich. Denn nicht allein war Jeremias nicht ausfindig zu machen, sondern in seiner Verborgenheit erging an ihn die göttliche Weisung: »nimm ein neues Buch, und schreibe in selbes alle früheren Worte.« Da dictirte Jeremias seinem Schüler ein neues Buch, das noch viel mehr enthielt, als das frühere: denn in diesem Buche ward, unter anderen Strafgerichten, auch die nahe bevorstehende Zerstörung des Reiches von Jerusalem geweissagt, und die göttliche Weissagung kann nicht verhindert werden: »was ich geschrieben, habe ich geschrieben.« — Wie mit dem Buche des Jeremias, eben so verhält sich's mit jenem Buche, das ein Jeglicher in seinem Herzen trägt, und von welchem die ewige Weisheit lehret: »schreibe mein Gesetz in die Tafeln deines Herzens ein.« (Sprichw. 7.) Der Schreiber, der, in seinem Geschäfte unermüdlich, alles darin aufzeichnet, wovon er Zeuge ist, kann ebenfalls ein Prophet, ein Verkünder der göttlichen Wahrheit, genannt werden, oftmals, gleich einem Jeremias, an Strafreden, Mahnungen und Lamentationen reich. Und wenn diese Mahnungen auch vernachlässigt, verachtet, ja selbst, wie jenes Buch im Kamin des Joakim, im Feuer der Leidenschaften verbrannt werden, wie es bey jenen Menschen geschieht, derer Gewissen von dem Apostel »ein verbranntes (cauterisirtes) Gewissen« ge-

nannt wird, so kann es doch nicht gelingen, sie für immer zu vernichten; denn das Geheiß Gottes ergehet an den Schreiber: »nimm dein Buch, und schreibe in dasselbe alle früheren Worte;« und siehe, das Gewissen schreibt alles Vergessene, aus dem Sinne Geschlagene, Zerschnittene und Verbrannte abermals auf, und die neu begangenen Übel dazu, sammt den neuen Mahnungen. »Verdunkelt, sagte Tertullianus, kann das Gewissen werden, denn es ist nicht Gott; ausgelöscht und getilget kann es nicht werden, denn es ist von Gott.« Die Schriftzüge des Gewissens (wie Justus Lipsius sich ausdrückt) sind unauslöschlich; auch das Gewissen also behauptet seine Rede: »was ich geschrieben, das habe ich geschrieben.« —

Und so gibt es dann, für jeden Menschen, ein doppeltes Buch des Gesetzes: eines im Himmel, eines in seinem Herzen auf Erden; beyde haben denselben Urheber, beyde, wie die Schrift sagt, sind vom Finger Gottes geschrieben; in beyden ist der Charakter der Ewigkeit, der unwiderleglichen Wahrheit; und aus ihrer Gegeneinanderhaltung und Vergleichung wird es dereinst hervorgehen, wer sich würdig gemacht habe, eingeschrieben zu werden in das Buch des Lebens. Darum lesen wir bey den Propheten: »das Gericht setzte sich, und die Bücher wurden aufgeschlagen« (Dan. 7.) — »die Bücher wurden aufgethan, und noch ein anderes Buch: das Buch des Lebens, und die Todten wurden gerichtet aus dem, was in den Büchern geschrieben war, nach ihren Werken.« (Offenb. 20.) Da nämlich, wie Suarez bemerkt,

zum Gerichte über die menschlichen Handlungen eine doppelte Kenntniß erfordert wird: die Kenntniß des Gesetzes oder des Rechts, und jene der That oder des Werkes, so scheinen deßhalb auch mehrere Bücher nothwendig zu seyn: solche, in welchen das Gesetz, und andre, in welchen die menschlichen Werke, die Lebensgeschichten der Einzelnen, aufgezeichnet sind. Was für seltsame Bücher sind dieß? Sind sie in Folio, oder in Quarto? geschrieben oder gedruckt, gebunden oder aufgerollt? in welcher Bibliothek sind sie aufgestellt? in welcher Sprache abgefaßt? in welcher gelehrten Zeitschrift recensirt? Aber alle solche spöttlichen Fragen fallen in ihre Albernheit zurück, wenn beyderley Bücher, sowohl jenes des Gesetzes, als der einzelnen Lebensgeschichten, gehörig ins Auge gefaßt werden.

Das große Buch des göttlichen Gesetzes, es ist Niemanden verborgen, es wird dereinst auch der Versammlung aller Menschen, so jemals gelebt, gezeiget werden; denn »der Herr kommt von Sinai, er erscheinet vom Berge Pharan, Tausende der Heiligen mit ihm, in seiner Rechten das feurige Gesetz.« (Deut. 33.) Dieses Buch, »welches beschrieben ist von außen und innen« (Offb. 5.); nämlich das alte und neue Testament, es ist zwar seit Jahrtausenden allen Menschen offen, es wird vorzugsweise die Schrift genannt, und von den Zeugnissen und Lehren, die es enthält, sagt man: »es steht geschrieben;« allein Viele sehen hinein und lesen, und weil ihr Auge krank oder böse ist, wird es von den flammenden Worten geblendet, getäuscht oder ent-

zündet. »Es steht geschrieben!« ist das Machtwort, womit ein Jeder seinen Irrthum zu vertheidigen sucht, als ob nicht auch geschrieben stünde: »wer es liest, verstehe es wohl!« (Matth. 24.) Fragt man einen Schwelger: was stehet geschrieben, wie liesest du? so wird er den Schrifttext anführen: »esset, meine Freunde, trinket, berauschet euch.« (Hohel. 5.) Fragt man die Unlauteren und die Wüstlinge: wie werdet ihr vor dem Gerichte Gottes bestehen? so antworten sie: »gebt Almosen, und alles wird euch rein.« (Luc. 11.) Ein schriftbelesener Schwärmer (wie Garassus erzählt), hatte einem seiner Freunde einen Mantel gestohlen; als man ihn darüber zur Rede stellte, sagte er: dieß ist aus innerm Antriebe des Geistes geschehen, gleichwie es geschrieben steht: »ihr sollt einer die Last des andern tragen.« Ein anderer, Namens Gerard Entens, hatte seine Frau, die kinderlos geblieben, mit der Axt erschlagen; da man ihn zur Verantwortung zog, rechtfertigte er sich und sprach: »ein jeglicher Baum, der keine gute Frucht gibt, soll ausgehauen werden.« Ein Gotteslästerer sogar, der die Unsterblichkeit der Seele läugnete, fand den Beweis dafür in der Schrift: »auf einerley Weise ist der Untergang des Menschen wie der Thiere, und es hat der Mensch vor den Thieren nichts voraus.« (Eccli. 3.) Wieder ein anderer Thor bewies aus derselben Quelle, auch die Thiere würden selig werden: »Menschen und Thiere wirst du, o Herr, erretten.« (Ps. 35.) Von allen diesen, welche einzelne Sätze aus ihrem Zusammenhange reißen, oder verstümmeln, oder widersinnig und eigensinnig verdeu-

ten, gilt die Klage, die schon der Fürst der Apostel erhub: »sie verdrehen die Schrift zu ihrem eigenen Verderben« (2. Petr, 3.); sie mißbrauchen, wie Thomas von Aquin sagt, die Zeugnisse der Schrift nicht um zu lehren, sondern um zu täuschen; und wie sie gegen das Gesetz sich versündiget haben, so werden sie auch durch das Gesetz gerichtet werden. Damals nämlich, am Tage der entscheidenden Gerechtigkeit, wird ihr Gewissen selbst ihnen zeigen, wie sie hätten lesen und verstehen sollen: »ihr eigenes Gewissen wird gegen sie Zeugniß geben, es wird ihnen das Werk des Gesetzes sichtbar machen, das in ihrem Herzen geschrieben ist;« (Röm. 2.) — und dieses eben ist das andere oder zweyte Buch, in vielfältigen Exemplaren; indem ein jegliches Gewissen solch ein Buch darstellt, das alle Absichten, Gedanken und Handlungen des Menschen an's Licht bringen wird.

Jetzt zwar noch fragen wir: wie kann dieß geschehen? wo ist die Schrift und wer vermag sie zu lesen? und in solchen bildlichen Ausdrücken will diese Wahrheit uns theils unbegreiflich, theils unmöglich vorkommen; aber wie es mit dieser Erkenntniß uns ergeht, kann sehr einleuchtend aus einer mehr drolligen als betrübten Begebenheit entnommen werden, die mit einem armen unwissenden Knaben in Südamerika sich ereignet hat. Ein reicher europäischer Colonist in Peru sendete seinem benachbarten Freunde, auch einem Europäer, ein Körbchen voll Feigen und andere Früchte zum Geschenke, und legte ein Briefchen bey, worin er diese, dort seltenen Früchte, sowohl den Namen als der Zahl

nach bezeichnete. Der peruanische Knabe, der das Körbchen trug, eben auch, gleich den Europäern, ein Adamskind, konnte, mitten auf dem Wege, dem Fürwitze nicht widerstehen, die schönen Früchte zu beäugeln, zu befühlen, zu verkosten, doch brachte er, was von der Befriedigung seiner Wiß- und Eßbegierde übrig geblieben war, ehrlich an Ort und Stelle. Der Pflanzer übernahm das Körbchen sammt dem Briefe, er las den letztern, er musterte kopfschüttelnd den Überrest der Früchte, und sprach endlich zu dem Boten: dießmal hast du die Last dir beträchtlich erleichtert! Der Knabe läugnete dreist, der Pflanzer aber zeigte ihm den Brief, und sprach: ich weiß die Anzahl der Früchte genau, hier sind sie ja angegeben. Als der Knabe die Zahl so treffend bestimmen hörte, stand er eine Zeitlang ganz bestürzt, ohne den Hergang der Sache zu begreifen, zuletzt aber nahm er zur frühern Dreistigkeit wieder seine Zuflucht: was ist es, rief er, mit dem Zettel da? er hat weder Auge, noch Ohr und Mund, er mag wohl verzaubert seyn, dennoch kann er nichts Rechtes wissen, und höchstens nur Lügen vorbringen! Der Europäer ergetzte sich höchlich an seiner Bestürzung, wie an seiner trotzigen Rechthaberey, er sendete ihn endlich nach Hause, gab ihm aber wieder ein Schreiben mit, worin er das Vorgegangene anzeigte. Als der Knabe diesen Brief überbrachte, blieb es zwar für's erste beym Gelächter, doch wurde die Strafe ihm für's nächste Mal aufgespart. Nach acht Tagen wurde er neuerdings mit einem Korbe voll Früchte fortgesendet, der dießmal sorgfälti-

ger verschlossen war. Allein, kaum sah der Knabe mitten auf dem Felde sich einsam, als er schon an die Ausführung seines Beschlusses ging; denn, dachte er sich, man hat mich jüngsthin nur zum Besten gehabt, und was jenen Zettel betrifft, so war nichts dahinter. Er öffnete also bedächtlich den Korb, nahm die Früchte heraus, und da er unterhalb derselben, am Boden des Korbes, wieder einen ähnlichen Zettel fand, den er, im billigen Argwohn, für lebendig oder verzaubert hielt, so wälzte er einen großen Stein darauf, setzte sich auf den Stein, und speisete nun, seiner Sache sicher, nach Herzenslust; hierauf legte er den Zettel wieder auf den Boden des Korbes, die noch übrigen Früchte darauf, und wanderte fürder, bis an das Ziel seiner Sendung. Der Freund seines Herrn nahm ihn gütig auf, allein sobald er den Brief durchlesen hatte, runzelte er die Stirne, und sagte ihm zürnend: So und so viele Früchte hat mein Freund dir mitgegeben, so viele hast du selbst verzehrt! Der Knabe ward bleich und starr vor Schrecken, der Angstschweiß trat auf seine Stirne, zwar ermunterte er sich, und suchte sein Heil im Lügen und Betheuern, dennoch nahm er seinen Uriasbrief wieder nach Hause mit, und empfing hier eine derbe Züchtigung, wobey er doch in einem fort schrie: der Zettel hat gelogen! der Zettel ist taub und blind, was kann er wissen? — Die Täuschung, in welcher dieser Knabe war, kam davon her, daß er vom Schreiben und schriftlicher Mittheilung keine Begriffe hatte; allein wie es diesem Halbwilden mit der gewöhnlichen und irdischen Schrift

ging, so geht es den feiner Gebildeten mit der innern, geistigen und ewigen Schrift, denn »unser Wissen ist Stückwerk, und was wir hienieden erkennen, ist nur wie ein Spiegel und im Räthsel.« Vom ewigen Gebieter gesendet, mit seinen Gaben ausgestattet, mit mancherley Pflichten beladen, wandern wir unsern Lebensweg; alle seine Gnadengaben hat er nach Maß und Zahl uns zugetheilt; wenn unsre Bahn zu Ende ist, und wir vor ihm erscheinen wird keine List, keine Ausflucht, keine Läugnen nützen; wir tragen einen Brief mit uns, den unser Gewissen geschrieben hat, und wenn wir diesen Brief auch mit dem schwersten Stein beschweren, er bleibt dennoch lebendig, ein Zeuge und Chronist aller unsrer Gedanken, Gesinnungen und Werke. »Wohin immer ich mich wende, sagt Bernardus, meine Fehler folgen mir, wohin ich auch gehen mag, mein Gewissen verläßt mich nicht; immer ist es zugegen, und schreibt alles nieder, was ich thue.« Hier ist also kein Brief von wenigen Zeilen, hier ist ein ganzes Buch, eine Biographie. »O furchtbare Bücher, ruft Ephrem, in welchem alle unsere Werke und Worte geschrieben sind, aber auch die Gedanken und Absichten des Herzens!« — »Meine Unvollkommenheiten hat dein Auge gesehen. und in deinem Buche sind alle aufgeschrieben!« (Ps. 138.) »Siehe, es ist alles geschrieben vor Mir, nicht schweigen werde ich, sondern vergelten!» (Isai. 65.) Denn wenn schon in unsrem Herzen alles so pünctlich aufgezeichnet wird, wie dann erst im Buche der Allwissenheit Gottes? —

Nicht umsonst, nicht ohne Bedeutung, als man dem Herrn im Tempel die Ehebrecherinn vorstellte, »neigte er sich, und schrieb schweigend auf die Erde.« Was für Worte er damals in den Sand geschrieben, darüber zwar gibt es sehr verschiedene Meinungen. Einige halten dafür, es seyen dieselben Worte gewesen, die der Herr zu den Anklägern gesprochen: »wer von euch sich ohne Schuld weiß, hebe den ersten Stein auf.« Andere meinen sogar, daß es jene bedeutsamen Worte waren, die beym Gastmale des Baltassar plötzlich an der Wand erschienen (Dan. 5.); es scheint aber die Wahrheit viel näher zu liegen. Jetzt noch (wie damals) neigt sich der Herr zur Erde, und schweiget, bereit zu verzeihen, und zu vergeben; am Tage des Gerichtes wird er sich aufrichten, und das Urtheil fällen. Dort wird es heißen: »was ich geschrieben, habe ich geschrieben,« und das Urtheil wird unabänderlich bleiben; hier aber, so lange wir auf Erden wandeln, schreibt er sein Urtheil noch auf die Erde, in den Sand, es ist nicht unwandelbar noch unauslöschlich, in seiner Barmherzigkeit vielmehr ist er täglich und stündlich bereit, das Gegentheil zu sagen: »Was ich geschrieben, habe ich nicht geschrieben!« — »Nach der Fülle deiner Erbarmungen, flehet die büßende Seele, lösche meine Vergehung aus; — wende dein Antlitz ab von meinen Sünden, und tilge alle meine Vergehungen!« (Ps. 50.) Und der Herr erwiedert: »Ich bin es, ich selbst bin es, der ich deine Vergehungen tilge um meinetwillen; ich werde deiner Sünden nicht mehr gedenken; ausgelöscht

wird dein Bündniß mit dem Tode!« (Isaia 43 u. 28.) Und wo ist diese Verheißung vollkommener erfüllet worden, als durch jene große Urkunde, die Urkunde der göttlichen Barmherzigkeit, den Titel des Kreuzes Christi? »Auslöschend den Schuldbrief, die Handschrift unserer Verurtheilung, nahm er sie aus der Mitte hinweg, und heftete sie an's Kreuz, den Triumph feyernd in sich selber über alle Gewalten der Finsterniß.« (Coloss. 2.) Denn alles dieses verkündet der triumphirende Titel des Kreuzes: »Jesus von Nazareth, König der Juden;« dieser ist das Lamm, das die Sünde hinwegnimmt, der Hohepriester, der mit seinem gottmenschlichen Blute die ewige Schrift der Schuld aus dem Buche des Herzens tilget, der König der Ewigkeit, der die Hölle besieget hat. Zu dieser herrlichen Urkunde, und zu jenem, über dessen Haupte sie befestigt ist, wendet Bernardus sein Auge, und ruft: »Christus ist unser Leben, unser Gesetz, unser Buch: und deßhalb müssen unsre Bücher nach diesem Muster geschrieben werden, nach dem Buche des Lebens, und ist es im Buche unsres Herzens anders geschrieben, so soll es darnach verbessert werden.» Niemand zwinget uns, Böses in unser Herz zu schreiben; ist aber bereits Böses darin geschrieben, noch immer ist Zeit, es auszulöschen durch das Werk der Buße, und auf die gereinigte Tafel Neues nnd Gutes aufzuschreiben, durch die Nachfolge Jesu. — Glückselig demnach, wer seinen Trotz aufgibt, und bekennet: was ich geschrieben, habe ich nicht geschrieben. Die Grundsätze, die ich mir aufgebaut, sind haltlos; die Ansichten,

mit denen ich mich selbst belogen, sind falsch und schief. Ich habe einstmals mir und Anderen eingeredet, das rechte Leben bestehe im Genuß und Schimmer: was ich geschrieben, habe ich nicht geschrieben; diese Weisheit sey in ihr Nichts verwiesen. Ich habe mir festiglich vorgenommen, niemals an Beichte und Buße zu denken: dieser Vorsatz sey nicht geschrieben. Ich habe gegen die Offenbarung und die sichtbare Kirche viel Unvernünftiges vernünftelt; was ich damals geschrieben, sey so viel als nicht geschriebeu. Dreymal seliger Mensch, der, von einem Strahle der Gnade berührt, keine Schande darin findet, schlechte Grundsätze mit guten zu vertauschen, und vor den Augen der Menschen seinen Lebenswandel zu ändern; unselig aber der Hartnäckige nnd Stolze, der, lediglich um der Ehre willen, daß man ihn für standhaft halte, bis in den Tod ein Widersacher und Verächter Christi bleibt, und als solcher verloren geht. Unselig aber auch der Schwankende und Unstäte, der alle seine Vorsätze von jedem Winde dahin nehmen und fortführen läßt! Wie Viele, die reich an Vorsätzen waren, wohnen schon im Lande des Verderbens? Ihre Vorsätze waren gut und heilsam, aber in der nächsten Viertelstunde war auch schon ihr Wahlspruch wieder offenbar: »was ich geschrieben, habe ich nicht geschrieben.« —

In jenem berühmten Frauenkloster zu Rom, welches die heilige Witwe Francisca (genannt Romana)

gestiftet hat, lebte seit dem Jahre 1626, unter dem Namen Maria Bonaventura, eine Jungfrau, die nicht bloß durch adelige Geburt, Schönheit und Geistesgaben, sondern auch durch die Vollkommenheit ihrer evangelischen Tugenden ausgezeichnet war. Ihre glänzende Schönheit, ihr edler Anstand, die Großartigkeit ihres fast genialen Geistes, ihr männlicher Scharfsinn, ihre dichterische Kunst, und die Kenntniß, die sie sogar in der Astronomie besaß, erwarben ihr die Liebe und Ehrerbietung aller Menschen; allein im Maße dieser Verehrung, die man ihr erwies, war sie auch dem weltlichen Schimmer gänzlich zugethan, und hatte am Gebete und an der Betrachtung der ewigen Wahrheiten, wo nicht Abscheu, doch so entschiedene Unlust, daß es leichtlich abzusehen ist, wie weit dieß glänzende Weltkind von Gott abgewichen wäre, hätte ihr großmüthiger Geist dem Zuge seiner Gnade nicht so energisch Folge geleistet. Fast wider ihren Willen, ja mit Hohngelächter, nahm sie die Einladung an, in jenem Kloster an den geistlichen Übungen Theil zu nehmen, die damals, in der Faste des Jahres 1626, der erleuchtete und eifrige Lancizi daselbst vortrug und leitete. Allein gleich am ersten Tage, als sie über das hohe Ziel des Menschen, und über die Mittel, die ihm dazu verliehen worden, so wie über ihre bisherige Eitelkeit, und ihre vielfältigen Versäumnisse, reiflich nachdachte, fühlte sie plötzlich von einer solchen Fülle des Lichtes, und von so mächtigem Eifer sich heimgesucht, daß sie auf der Stelle beschloß, nicht allein das Versäumte nachzuho-

len, sondern auch zur Ehre Gottes, nach der christlichen Vollkommenheit zu streben. Die drey Vorsätze, die sie damals machte, bestanden darin: alle Mittel anzuwenden, um ihre Seele in der möglichsten Reinigkeit zu bewahren; alle ihre Gedanken und Werke nach dem Beispiele des Gottmenschen zu ordnen; endlich, in allen Dingen das Kreuz zu lieben, und jede Widerwärtigkeit für Gott mit Ruhe zu tragen. Von dieser Zeit an hörte man sie keine Beschwerde klagen, man sah sie durch keinen Zufall in Verwirrung gesetzt, man fand sie keinen Augenblick müßig, man vernahm aus ihrem Munde kein Urtheil über andere Menschen. Mit göttlichen Gnadengaben reichlich beschenkt, hat sie im Gebet nie eine Unlust und Dürre, sondern stete Freude erfahren. In der Überwindung ihrer selbst wie in der Pflege der Kranken, zeigte sie eine heldenmüthige Stärke. Als ihre Todesstunde herannahete, war an ihr, obgleich sie große Schmerzen litt, keine Spur von Ungeduld zu bemerken, man hörte sie nur um größere Leiden zu Gott flehen, und um die Gnade, bald zu ihm zu gelangen; und als eine aus den Schwestern sie bat, im Himmel ihrer eingedenk zu seyn, versprach sie es mit freudiger Zuversicht. Nach ihrem Tode erst fand man in ihrem Kämmerlein jene Vorsätze, die sie, am Tage ihrer Sinnesänderung, mit sehr zierlichen und correcten Schriftzügen niedergeschrieben, und mit diesen Worten beschlossen hatte: »Diese Schrift widme ich dir, o Erlöser meiner Seele, und lege sie nieder in deine heilige Seitenwunde, dich bittend, daß du mir

meine Verirrungen verzeihest, auch nicht zulassest, daß du auf's neue von mir beleidigt werdest, indem ich, von nun an, nimmer mein bin, sondern dein!« — Worin vorzüglich bestand die Tugend dieser erhabenen Seele? Daß sie einen guten Vorsatz niedergeschrieben? O nein, sondern darin, daß sie, kraft der Gnade Gottes, am Ende ihres Lebens sagen durfte: »was ich geschrieben, das habe ich geschrieben!« »Ich habe meinen Lauf geendet, ich habe die Treue bewahrt; was ich ernstlich versprochen, habe ich heilig gehalten: was ich geschrieben, habe ich im Werke gethan, und der Wahrhafte, Getreue und Gerechte, hat meinen Namen geschrieben in das Buch des Lebens!« —

Was ich geschrieben, hab' ich zwar geschrieben,
Der Vorsatz war getreu, gerecht und billig;
Doch ist's bisher beym Alten noch geblieben;
Das Fleisch ist schwach, zeigt auch der Geist sich willig.

Das höchste Gut wollt' ich vor allem lieben,
Die Leidenschaft mit aller Macht bekriegen;
Doch hatt' ich dieß nur flüchtig hingeschrieben,
Das todte Wort hat nur zu sehr geschwiegen.

Dein Licht, o Herr, hat manche Nacht vertrieben,
Dein Wort ist feurig, mächtig, kann nicht trügen
Ermuntre mich, mein Heil nicht aufzuschieben,
O schreib' es in mein Herz mit Flammenzügen! —

Neunzehntes Wort.

»Wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen!«
(Worte des römischen Centurio; Marc. 15, 39.)

Drey Zeitpuncte vor allen machen im irdischen Leben Christi sich bemerklich: der Anfang dieses Lebens, nämlich seine Menschwerdung, der Anfang seines öffentlichen Lebens, beym Antritte seines göttlichen Lehramtes, endlich der Schluß seines irdischen Lebens durch den Tod am Kreuze. In jedem dieser drey Zeitpuncte ward eine Stimme vernommen, die seiner göttlichen Wesenheit Zeugniß gab. Als das Mysterium seiner Menschwerdung in Erfüllung treten sollte, sprach zur Jungfrau der Himmelsbote: »Das Heilige, das aus dir geboren werden soll, wird der Sohn Gottes genannt werden.« Als er hervortrat aus dem verborgenen Leben, um sein Lehramt zu beginnen, sprach Johannes Baptista: »ich gebe Zeugniß, daß dieser der Sohn Gottes ist!« Und als er endlich am Kreuze sein Haupt geneigt, und mit lautem Rufe seinen Geist aufgegeben, rief der heidnische Hauptmann oder Centurio: »Wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen!« Was der Engel vom Himmel verheißen, was der ir-

irdische Engel Johannes bezeuget hatte, das predigt nun urplötzlich auch der heidnische Kriegsmann. Was Lucifer von ferne geahndet, doch niemals gewußt hatte, was die Juden und ihre Schriftverständigen geläugnet, was die Apostel selbst größtentheils nur unvollständig und zweifelnd geglaubt hatten, das verkündet nun mit lauter Stimme der Anführer derjenigen, die so eben beschäftigt gewesen waren, ihn zu kreuzigen. »Wenn du der Sohn Gottes bist, hatten jene zu ihm hinauf gerufen, so steige herab vom Kreuze!« Er stieg vom Kreuze nicht herab, er verschmachtete am Kreuze, er starb am Kreuze, und der heidnische Hauptmann sah ihn verschmachten, sah ihn sterben, und verherrlichte Gott und rief: »Wahrhaft ist dieser ein Gerechter gewesen; wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen!« Welch eine wunderbare Begebenheit, welch ein tiefes Geheimniß? Umgekehrt, sagt Theophylactus, ward da die Ordnung der Dinge! die Juden tödteten Jesum, die Jünger verließen und flohen ihn, die Heiden bekannten ihn! Und wie erhaben ist nicht dieß Bekenntniß! »So Jemand bekennet, daß Jesus der Sohn Gottes ist, so bleibet Gott in ihm, und er in Gott. Und wir haben es erkannt und glauben der Liebe, die Gott zu uns hat, denn Gott ist die Liebe.« (Joh. 4.) Vom Lichtstrahl dieser Liebe in demselben Augenblicke getroffen, da die Liebe für uns starb, wandelte sich der Feind dieser ewigen Liebe in ihren Bekenner und Verkündiger. Und wenn der Engel verkündete und sprach: »er wird der Sohn Gottes heißen,«

und Johannes Baptista: »er ist der Sohn Gottes,« rief hingegen der Hauptmann: »er ist der Sohn Gottes gewesen.« So finden sich in diesen drey Zeugnissen die Zukunft, die Gegenwart und die Vergangenheit. Ist denn das Leben gestorben? Ist die Ewigkeit vorübergegangen mit der Zeit? Hat Gott aufgehört zu seyn? — Siehe da die Geheimnisse des Glaubens! Der ohne Anfang und Ende ist, hat angefangen und aufgehört, das Leben ward geboren und ist gestorben, der Ewige und Unwandelbare »ist gewesen,« — alles dieß sagen die Worte, welche das ganze Mysterium der göttlichen Liebe umfassen! »wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen.« —

Wenn es jemals einen Menschen gegeben hat, der als ein Spielball des Glückes, oder richtiger, als eines der auffallendsten Beyspiele der göttlichen Strafgerichte, von der Höhe des Throns in die Tiefe der Schmach, und vom Gipfel der Herrlichkeit in einen Abgrund von Jammer gestürzt ward, so ist es der unglückliche Andronicus, der gegen Ende des zwölften Jahrhunderts als Kaiser im Orient herrschte. Drey Jahre erst hatte er seinen Thron behauptet, als durch die Umtriebe des Isac Angelus (im Jahre 1185) eine wüthende Verschwörung gegen ihn ausbrach. Andronicus wurde ergriffen, an Händen und Füßen gebunden, und zwey schwere eiserne Ketten um seinen Hals geworfen, in diesem schmählichen Zustande wurde er dem Isac

Angelus vorgeführt, der sich inzwischen schon auf den Thron geschwungen hatte. Angelus empfing ihn mit empörendem Stolze, überhäufte ihn mit Schmähungen, und gab ihn sodann den Soldaten und dem grimmigen Pöbel preis, damit sie mit ihm machten, was ihnen beliebte. Und nun begann erst das gräßliche Schauspiel; denn die Unverschämten fielen von allen Seiten über ihn her, schlugen und spien ihm in's Angesicht, stießen ihn in die Rippen, rauften ihn bey den Haaren, schlugen ihm die Zähne aus, rissen ihm die Kleider vom Leibe, und schleppten ihn, unter tausend andren Mißhandlungen durch die Straßen; zuletzt hieben sie ihm die rechte Hand ab, und warfen ihn dann in einen finstern Kerker, wo sie ihn ohne Speise oder Erquickung, hülflos seinem Elend überließen. Doch war dieß nicht das Ende seiner Qualen. Am nächsten Tage zogen sie ihn aus dem Kerker heraus, blendeten ihn an einem Auge, schoren ihm das Haupthaar ab, setzten ihm eine schimpfliche von Zwiebeln geflochtene Krone auf, warfen ihm einen zerrissenen Mantel um die Schultern, setzten ihn, mit dem Antlitz rückwärts gewendet, auf ein abgemagertes, aussätziges Kamel, gaben ihm einen lächerlichen Scepter in die linke Hand, die ihm allein noch übrig war, und führten ihn in diesem schmählichen Triumphzuge langsam auf den Hauptplatz, während aus den Straßen und Fenstern, wo er vorüberzog, Erde, Staub, Kehricht und Töpfe voll siedenden Wassers auf ihn geworfen wurden. Als sie endlich auf dem Forum angelangt waren, nahmen

sie ihn vom Kamel herab, banden ihn, den Kopf abwärts mit den Füßen an zwey Säulen, und Jeder aus dem Pöbel, dem es beliebte, übte an ihm seinen teuflischen Muthwillen, bis zuletzt zwey Soldaten, scherzweise, und um zu erproben, wessen Schwert schärfer wäre, ihre Schwerter ihm zu gleicher Zeit durch den Rücken bohrten. Bey allen diesen empörenden und gräßlichen Mißhandlungen wurde dennoch an dem Unglücklichen keine Spur von Grimm oder Verzweiflung beobachtet, man hörte ihn weder wehklagen, noch gegen die ruchlosen Peiniger ein Wort des Zornes aussprechen, das einzige, was man aus seinem Munde vernahm, waren die Worte des Psalmes, die er vielmal wiederholte: »erbarme dich meiner, o Gott, erbarme dich meiner!« und zuweilen auch diese an das Volk gewendete Rede: warum wollt ihr den geknickten Halm zerbrechen? Andronicus erkannte nämlich in seinem Schicksale die göttlichen Strafgerichte, und unterwarf sich ihnen mit zerknirschtem Herzen, denn auch er hatte gewaltsam sich des Thrones angemaßt, und den rechtmäßigen Thronerben, den Jüngling Alexius, welchen Kaiser Manuel seiner Obhut anvertrauet, ermorden lassen; bey allen dem kann man nicht ohne Abscheu und Mitleid seiner Mißhandlungen gedenken, denn, da er dennoch für den Herrn und Gebieter des orientalischen Kaiserreiches anerkannt wurde, so war um so empörender die Schmach, die er von den Niedrigsten seiner Untergebenen und Knechte erdulden mußte. Allein wie empörend, wie unermeßlich müssen erst die

Mißhandlungen uns erscheinen, welche derjenige ertragen, der »ohne Anmaßung Gott dem Vater sich gleich nennen durfte,« Mißhandlungen, welche er nicht schuldbeladen, sondern unschuldig, nicht gezwungen, sondern freywillig erduldet hat, und zwar von Menschen, die er mit Güte überhäufte, von Menschen, die, ihm verglichen, in ihr Nichts verschwinden, von Menschen, die, als Kinder des Zornes, nicht würdig waren, auch nur sein Antlitz zu schauen! Und wenn wir anstehen und zweifeln, ob seine Leiden herber, schmerzlicher und schmachvoller gewesen seyen, als jene des unglücklichen Andronicus, so betrachten wir sie in der gedrängten Schilderung, die Chrysostomus davon entworfen hat: »Der Friede des Himmels wird durch den Kuß des Verräthers ausgeliefert; der alles umfasset und erhält, wird fest gehalten; der allen Dingen die Bindung und Einigung gibt, wird gebunden; der alles zu sich ziehet, wird geführt und gezogen; die Wahrheit wird von der Falschheit angeklagt; dem alle Himmlischen zu Diensten stehen, wird vor den Caiphas gestellt; die Heiligkeit wird auf den Geschäftsplatz der Grausamkeit geführt, die Huld und Milde wird gegeißelt, die verzeihende Güte wird verurtheilt, die Majestät verspottet, die Kraft verhöhnt; der den Regen sendet, wird mit Speichel besudelt, der den Himmel ausspannt, mit Nägeln an das Kreuz geheftet, der die Quellen fließen läßt, mit Essig getränket; und als von allen diesen Qualen nichts mehr übrig ist, fliehet ihn dennoch der Tod und zögert, weil er an ihm nichts findet, was sein wäre!«

Aber da berief der Gottmensch selber den Tod, da er mit lauter Stimme sprach: es ist vollbracht! — er selber berief den Tod, indem er zuerst sein Haupt neigte, und dann seinen Geist aufgab; und siehe, da zerriß der Vorhang des Tempels in zwey Stücke, von oben bis hinunter, die Erde ward erschüttert, die Felsen zersprangen, und die Gräber thaten sich auf; der Hauptmann aber und die Übrigen mit ihm, welche Jesum bewachten, da sie diese Zeichen sahen, erbebten und fürchteten sich sehr, und riefen: wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen! —

Welch ein Lichtstrahl war es, der urplötzlich ihre Herzen zu einer so hohen Erkenntniß weckte? — Jene Wüstlinge des Pöbels, jene treulosen Soldaten, jene entarteten und ihres Namens unwürdigen Christen, die über Andronicus herfielen, und ihn zu Tode peinigten, wußten es gar wohl, daß er ihr Kaiser und Gebieter gewesen, dennoch schonten sie seiner nicht, und zertraten ihn gleich einem Wurme; diese heidnischen Krieger hingegen, diese Leoparden und Tiger, die auf dem Calvarienberge die Wache hielten, hatten bisher keine Ahndung davon, daß der, denn sie bewachten, ihr König, ihr Gebieter, ihr Gott war; wie gegen einen Räuber waren sie, den Abend vorher, gegen ihn hinaus gezogen, wie einen elenden Verbrecher hatten sie dem Caiphas ihn abgeliefert, wie einen verrätherischen Knecht hatten sie ihn an die Säule gebunden und gegeißelt, und seine unveränderliche Sanftmuth, seine schweigsame Ruhe hatte nur zu größerer Wildheit

sie aufgereitzt, also daß sie an ihm noch härtere Grausamkeit übten, als ihnen befohlen war; sie hatten mit ihm, als einem Schattenkönig, ihre frechen Scherze getrieben, ihm die blutige Krone ins Haupt gedrückt, und mit dem Binsenscepter ihn verhöhnet; sie hatten auch das schwere Kreuz ihm auf die Schulter geworfen, seiner Gewande ihn beraubt, den Gallenkelch ihm gereicht, am Kreuze seine Glieder ausgedehnt und durchbohret, am Kreuze ihn verspottet; und, ob zwar die dreystündige Finsterniß sie schreckte, doch wieder aufs neue ihn gelästert, den ekelhaften Trank ihm dargereicht, und gescherzet: »siehe er ruft den Elias;« — und nun, da alle Werke ihrer Grausamkeit vollbracht sind, da der Gekreuzigte sein Haupt neigt und stirbt, da zerrissen mit den Felsen auch ihre Herzen, da erbebet mit der Erde auch ihr Gebein, da rufen sie mit Reue, mit Entsetzen: wehe unsrem Spotte! wahrhaft ist dieser ein Gerechter, und seine Rede wahr gewesen, wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen! — nun erst erkannten sie ihn, als ihren Herrn und Gebieter! Wie erkannten sie seine Hoheit in dem Momente der Vernichtung? wie den Lebendigen im Augenblicke des Todes? Dieß hat der Herr selbst vorausgesagt: »wenn ihr den Sohn des Menschen erhöhet haben werdet, dann werdet ihr erkennen, daß Ich es bin!« — wenn ihr denjenigen, den ihr für einen bloßen Menschen haltet, gekreuzigt haben werdet, dann werdet ihr erkennen, daß er der Sohn Gottes sey, der das Leben in sich selber trägt!

Als der heldenmüthige Gedeon, Richter und Feldherr von Israel, bei nächtlicher Weile, nur von dreyhundert Kriegern begleitet, gegen das große Heerlager von Madian und Amalek auszog, trug jeder eine Posaune und ein Schwert in der Hand, in der andern aber ein irdenes Gefäß, in welchem eine brennende Lampe verborgen war; hart am Lager der Feind bliesen sie in die Posaune, und zerbrachen das irdene Geschirr, daß der Schimmer der Lampen hinaus leuchtete in die finstere Nacht; da fiel ein panischer Schrecken über das ganze Lager, in Angst und Verwirrung ergriffen Alle die Flucht, und tödteten sich untereinander. Dieß irdene Geschirr, das die hellen Strahlen der Lampe in sich verbarg, kann als ein Vorbild jener heiligsten, doch sterblichen Menschheit betrachtet werden, welche das Licht der göttlichen Kraft und Klarheit in sich verhüllte. Der himmlische Gedeon, in der mittäglichen Finsterniß am Kreuze schwebend, und gegen die Legionen der Mächte der Finsterniß kämpfend, stieß in die Posaune, als er die triumphirenden, Himmel und Abgrund durchhallenden Worte sprach: es ist vollbracht! und nachdem er noch einmal den hellen Posaunenton angestimmt: »Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!« da zerbrach er das irdene Gefäß, das die göttliche Klarheit in sich barg, es brach sein mildes, wahrhaft menschliches Herz, und nur er selber war es, der die irdische Hütte seines Leibes zerbrach, denn Niemand als er hatte Macht, seine Seele von sich zu scheiden; siehe, da strahlte der überirdische Lichtglanz

siegreich hervor, hinein leuchtend in die Tiefen des Abgrunds, mit bangem Entsetzen in die Flucht treibend alle Mächte der Finsterniß; da schlugen diejenigen, die als Zuschauer dagestandeu, mit tiefer Reue an ihr Herz, und kehrten zurück; da riefen der Hauptmann und seine Kriegsleute: wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen, wahrhafter Mensch, und wahrhafter Gott! da ward die Verheißung erfüllet: »wenn ihr den Sohn des Menschen erhöhet haben werdet, dann werdet ihr erkennen, daß Ich es bin,« und: »wenn ich erhöhet seyn werde von der Erden, werde ich Alles zu mir ziehen!« Wie der Magnet durch geheime Kraft das Eisen, so ziehet er durch verborgene göttliche Kraft die härtesten Herzen zu sich. Er ziehet aber die Menschen durch ein dreyfaches Band: durch das Band seines Leibes, seiner Seele, seiner Gottheit. Denn obgleich dieß dreyfache Band, in großem Schmerze, zu zerreißen schien, in sofern der Leib und die Seele von einander schieden, so blieb doch die allwaltende Gottheit sowohl mit dem Leibe, als mit der Seele, unzertrennlich vereinigt, so daß die Seele, von ihrem Leibe abgesondert, »im Blute des ewigen Testaments die Gefangenen an sich zog, und aus dem Limbus befreyte« (Zach. 9.), und der entseelte, verblutete Leib, der am Kreuze schwebte, alle Anwesenden zur Reue und Buße bewegte. »Christus hat gelitten, sagt Augustinus, ohne daß seine Macht zu Grunde ging; Christus ist gestorben, ohne daß das Leben von ihm wich: sein Tod war keine Erschöpfung seiner Gottheit, sondern eine Absonderung

und Trennung seines Leibes;« dennoch aber ist er nicht als Mensch, sondern als Gottmensch gestorben; und wie er als Gottmensch in diese Welt geboren ward, so hat er auch als Gottmensch für uns gelitten. Wunderbarer, unnennbarer, unbegreiflicher Tod! diese Seele, die von ihrem Leibe sich losrang, dieser Leib, der von seiner himmlischen Seele schied, waren dennoch durch ein unendliches Band verbunden: die Eine, göttliche Natur, die Person des Wortes trug beyde in sich: wer vermag sie von einander zu scheiden? allerdings keine irdische Gewalt! Wenn die Menschwerdung des Wortes wunderbar ist, noch wunderbarer sein Tod! Da riß der Himmel von der Erde sich los, die himmlische Seele vom irdischen Leibe, eine mit Gott vereinte Seele von einem mit Gott vereinten Leibe; — darum auch erbebte die Erde in ihren innersten Tiefen, darum ward der Himmel verdunkelt, darum zerrissen die Felsen, darum leuchtete ein überirdisches Licht in die innersten Finsternisse, und laut auf rief der heidnische Hauptmann: »wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen!« —

Im Jahre 1571, wie wenigstens der Bischof Majolus es berichtet, wurden in einem Kerker in Rom zwey Menschen verwahrt, welche einen und denselben Namen trugen, und von welchen der eine unschuldig der andre ein Verbrecher war. An dem dazu festgesetzten Tage wurde das Urtheil über den Schuldigen gefällt, die Schergen traten an die Pforte des Kerkers, und riefen ihn bey seinem Namen, ihm heraus zu kommen gebietend; da blieb der Verbrecher, der es wohl merken

mochte, auf was der Ruf abzielte, in seinem Winkel sitzen, während der Unschuldige, eben weil er sich nichts Böses bewußt war, furchtlos hervorkam; die Schergen aber, ohne weitere Nachfrage, ergriffen ihn und schleppten ihn fort, und so geschah es, daß der Unschuldige hingerichtet wurde. Der Irrthum wurde nicht früher entdeckt, als zur Zeit, da der im Kerker zurückgebliebene vermeintlich Unschuldige, freygesprochen werden sollte, und für den Schuldigen erkannt wurde, woraus dann für die Richter eine tiefe Betrübniß entstand. — Was einst in Rom geschehen seyn soll, aus menschlichem Irrthum, dasselbe geschah in Jerusalem aus der Fülle der göttlichen Liebe. In einem und dem nämlichen Kerker eingeschlossen war der alte Adam, der Schuldbeladene, und Christus Jesus, der Schuldlose und Unbefleckte; jener durch sein eigenes Vergehen, dieser durch seine freywillige Aufopferung. Beyde trugen einen und denselben Namen: ein Sohn des Menschen ist jedes Adamskind, einen Sohn des Menschen nannte sich Christus; Barabbas (zu deutsch: des Vaters Sohn) hieß der Sünder, des ewigen Vaters Sohn ist Christus; jener war der irdische Adam, dieser der neue und himmlische; über den alten Adam war das Urtheil des Todes gefällt, allein der himmlische Adam ging statt seiner hervor; er ließ über sich die Stimme ergehen: »weg mit diesem, und gib den Barabbas frey!« denn dieß war das Ziel seiner Sehnsucht und Arbeit, daß Barabbas frey würde. Und damals erst, als der Gerechte für den Ungerechten starb, und sein

Opfer vollendete, erkannten die Ungerechten, daß ihnen eigentlich diese Strafe gebührt, daß ihnen diese Strafe gegolten hatte, da schlugen sie an ihr Herz, und kehrten zurück, da rief der Hauptmann: »wahrhaft ist dieser ein Gerechter gewesen!« — »In seiner Weisheit wird er, der Gerechte, Viele rechtfertigen, und ihre Vergehungen wird er selber tragen. Wir Alle haben geirret, wie die Schafe, Jeder auf einen andren Abweg, Gott aber hat die Ungerechtigkeit Aller auf ihn gelegt. Er ist aufgeopfert worden, weil er es selbst gewollt, und hat seinen Mund nicht aufgethan: aus der Drangsal und aus dem Gerichte ist er hinweggenommen; wer wird seine Geburt aussprechen?« (Isai. 53.) So fragt der heilige Seher, aber der heidnische Hauptmann spricht dieß Geheimniß aus: »Wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen!« —

Als der greise Tobias, von seiner Blindheit geheilet, den reichen Segen sah, den sein Sohn nach Hause gebracht, und als er von allen den großen Wohlthaten vernahm, welche dieser seinem Reisegefährten zu verdanken hatte, da überlegte er mit ihm, wie sie es dem Wohlthäter vergelten möchten, und bot ihm die Hälfte der mitgebrachten Güter an. Da er aber belehrt wurde, und selber erkannte, daß diese wohlthätige Hülfe nicht von einem Menschen, sondern von einem Engel ihnen gebracht worden, der zu diesem Zwecke vom Himmel herabgestiegen war, und die Scheingestalt eines Men-

schen angenommen hatte, da rieselte der Schauer der Ehrfurcht durch sein Gebein, er fiel auf sein Angesicht zur Erde, und wagte weder ihn anzusehen, noch vermochte er, mit Worten ihm zu danken. — Wenn nun derjenige, der für uns so unermeßlich viel gethan und geduldet, ein bloßer Mensch wäre, durch Herkunft, Großmuth, Weisheit, Schönheit und Güte ausgezeichnet — »der Schönste an Gestalt vor allen Menschensöhnen« (Ps. 44.) — wie könnten wir anders, als mit dankbarster Liebe seiner gedenken? Allein, da wir hören und wissen, daß er unendlich mehr als ein Mensch, als ein Engel ist, — »wahrhaft ist dieser Mensch der Sohn Gottes gewesen« — daß »die Fülle der Gottheit körperlich in ihm wohnet,« was bleibt uns dann übrig, als zu seinen Füßen anbeten und staunen? Und wenn Tobias dem Engel, den er für einen Menschen hielt, die Hälfte seiner Güter anbot, was sollen wir jenem Menschen anbieten, der der Sohn Gottes ist, und unser Führer ins Land des Lebens? etwan die Hälfte von der Hälfte, ein halbes Herz, einen halben Willen? Nicht weniger und nicht mehr sind wir ihm schuldig, als uns selbst; was wir immer sind, und wissen und vermögen, ist seiner Ehre zu weihen und zu widmen. »Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebet hat, und sich selber für mich dargegeben.« (Galat. 2.) Schon zwar glauben wir an den Sohn Gottes, aber wie leben wir in diesem Glauben? »Für Alle ist er gestorben, damit die Lebenden nicht mehr sich leben, sondern Ihm, der für sie Alle gestorben ist.« (2. Cor. 5.)

»Wird auch (so heißt es im 48. Psalm) ein Bruder den andern erlösen? wird ein Mensch den andern erlösen? Wird er Gott ein Sühnopfer geben, und den Erlösungspreis seiner Seele?« Siehe, der Erstgeborne unter seinen Brüdern hat Viele erlöset, ein Mensch hat die Menschen erlöset, aber »dieser Mensch ist wahrhaft der Sohn Gottes gewesen!« er ist es gewesen, er ist es, und wird es seyn: »Christus Jesus, gestern, und heute und in Ewigkeit!« (Heb. 13.)

Die Erde bebet und die Felsen splittern,
Die Gräber öffnen sich, hervor die Todten gehen;
Es weicht der Trotz, die stolzen Herzen zittern,
Ersterbend in ihr Nichts, um gläubig zu erstehen.

Licht wird die Nacht, der rohe Krieger predigt,
Das Evangelium hat er bereits gelesen;
Schon ruft er, von dem alten Joch erledigt:
In Wahrheit, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!

Gewesen ist er's, und er wird es bleiben,
Und seine Wesenheit kann nimmermehr vergehen;
Vorüberrauscht der Menschen Thun und Treiben,
Nur wer Ihm Treue hält, wird ewiglich bestehen.

Zwanzigstes Wort.

»Dieser Verführer hat gesagt: in drey Tagen will ich wieder auferstehen.«
(Worte der Hohenpriester; Matth. 27, 63.)

Die Nacht vom Charfreytage zum Samstage, diese selige Nacht, in welcher das Licht der Welt den Gefangenen erschien, die in den Schatten des Todes saßen, brachten die Hohenpriester, die Pharisäerfürsten und Ältesten des Volkes in großer Bangigkeit und Sorge hin. Denn haben sie zwar den Herrn der Glorie so wenig gekannt, daß sie ihn kreuzigten, so war doch (wie es bey allen Ungläubigen der Fall ist) ihr Unglaube nicht so ganz zuversichtlich und vollkommen, daß nicht die Furcht sie gepeinigt hätte, seine Verheißungen möchten in Erfüllung gehen. Von neuem überdieß ward ihr Zorn gereitzt, von neuen Wunden ihr Herz zerrissen, von neuem Erbangen ihre feige Bosheit niedergebeugt, als sie am Abend jenes Tages erfahren mußten, daß Männer aus ihrem eigenen Stande und Range, Pharisäer und Fürsten des Volkes, nämlich Nicodemus und Joseph von Arimathia, furchtlos und rücksichtlos den Geopferten vom Kreuze herabgenommen, und ihn aufs ehrerbietigste beygesetzt hatten. Diese ihren Stolz em-

pörende Handlung mußte ihnen als ein Vorspiel der entweder wirklichen oder fingirten Auferstehung erscheinen, darum begaben sie sich, sobald als möglich, in voller Anzahl zu Pilatus, und sprachen: »Herr, wir haben uns erinnert, wie dieser Verführer, da er noch lebte, gesagt hat: in drey Tagen will ich wieder auferstehen. Befiehl also, das man das Grab bis zum dritten Tage bewache, damit nicht etwa seine Jünger kommen, ihn stehlen, und dann zu dem Volke sagen, er sey von den Todten auferstanden.« Vergleicht man mit diesen trübseligen Worten, was ferner geschehen, und was sie am nächsten Tage zu den Wächtern gesprochen, so findet sich kein Lügengewebe, durch welches jemals siegreicher die Wahrheit geleuchtet hätte. »Christus, so jubelt die Kirche, ist wahrhaft auferstanden, wie er es gesagt hat,« und ist dadurch ein Verführer und Führer Aller geworden, die mit Sehnsucht verlangen, durch Ihn zu erstehen, dereinst zwar dem Leibe nach, aber jetzt schon dem Geiste nach. Es gibt eine Zeit im kirchlichen Jahre — nämlich um das Ende der Charwoche — da Viele verheißen und sagen: in diesen drey Tagen will ich wieder auferstehen. Ob sie auferstanden sind, wie sie gesagt haben, ob sie, sich selber täuschend, ihre eigenen Verführer geworden? dieß gehet klärlich hervor aus den Wahrzeichen des auferstandenen Leibes, der auferstandenen Seele. —

Wenn jemals ein Siegel, von einer öffentlichen Autorität angewendet, zum Zeugnisse der freudigsten

aller Wahrheiten gedienet hat, so war es jenes Insiegel des hohen Rathes von Jerusalem, mit welchem die Hohenpriester das Grab des Herrn so feierlich versiegelten. Denn, sagt Chrysostomus, »so wie sie das Grab versiegelt, und mit Wachen besetzt hatten, konnte kein Betrug und kein Unterschleif mehr Statt finden: da aber nunmehr kein Betrug möglich war, und das Grab dennoch leer gefunden wurde, so ist es klar, und außer allem Zweifel, daß derjenige, der darin lag, auferstanden sey.« Was helfen den Armseligen nun ihre ferneren Lügen, die sie, mit Gold beschwert, den erschrockenen Wächtern in den Mund legten? — »saget: während wir schliefen, sind seine Jünger gekommen, und haben ihn hinweggetragen« — sie beförderten dadurch nur die Bekanntwerdung der Thatsache, und bestätigten ihre Gewißheit; erstlich, indem sie auf schlafende Wächter als auf Augenzeugen sich beriefen; sodann, weil sie von römischen Kriegern behaupteten, daß sie sammt und sonders geschlafen hätten, ohne selbst vom Geräusche zu erwachen, das die Wegwälzung des mächtigen Grabsteins verursachen mußte; ferner indem sie die Jünger Christi einer Kühnheit beschuldigten, die ihnen so gänzlich fremd war, daß sie vielmehr Alle in banger Verzagtheit sich verborgen hielten, und nachdem sie in der ersten Nacht den unbewachten Leib nicht zu holen gewagt, nun in der folgenden Nacht um so weniger es gewagt hätten, wo das Grab schon von Kriegern umringt war; endlich, weil diese Kriegsleute, trotz der Bestechung, es doch keineswegs unterließen, die großen Ereignisse, die

sie beym Grabe erlebt, und die niedrigen Erfindungen der Hohenpriester ihrem Befehlshaber Pilatus zu erzählen, der davon, wie Hegesippus, Tertullianus, Eusebius und Orosius bezeugen, dem Kaiser Tiberius Bericht erstattete. So lenkte es also die Vorsehung, daß auch die Feinde Christi, wider ihren Willen, Zeugen seiner Auferstehung wurden. Wie ihre Lügen die Wahrheit dieses freudigen Mysteriums nicht verdunkeln, sondern nur heller ins Licht setzen konnten, so vermochten auch ihre Wächter nicht, den Auferstehenden zu hindern, noch ihr Siegel, ihn im Grabe zu verschließen; weggeräumt vielmehr ward damals erst der Stein, erst dann das Siegel erbrochen, nachdem das Grab schon leer geworden, nachdem Jesus aus dem verschlossenen Grabe schon hervorgegangen war.

Und so dienten die Wächter, der Stein und das Siegel nur dazu: die Herrlichkeit des wieder erstandenen Leibes Christi, und eines jeden verklärten Menschenleibes, in jenen wesentlichsten Gaben und Eigenschaften zu erkennen, wie sie der Weltapostel im Bilde eines Samens beschreibt, welcher, der Erde anvertrauet, zur blühenden Pflanze emporkeimt. »Es wird gesäet in der Verwesung, und wird erstehen in der Unverweslichkeit. Es wird gesäet in der Verächtlichkeit, und wird erstehen in der Glorie. Es wird gesäet in der Schwachheit, und wird erstehen in der Kraft. Es wird gesäet ein thierlicher Leib, und wieder erstehen wird ein geistiger Leib.« (1. Cor. 15.) Die erste Gabe des verherrlichten Leibes ist demnach die Unverletzbarkeit, oder die Freyheit von

jeglichem Leiden; denn es wird der Leib »gesäet in der Verweslichkeit, und wird auferstehen in der Unverweslichkeit;« »dieß Verwesliche muß die Unverweslichkeit anziehen, das Sterbliche die Unsterblichkeit!« (1. Cor. 15.) »Nicht hungern werden sie und nicht dursten mehr, die Sonne wird sie nicht sengen, keine Hitze sie treffen.« (Isai. 49.) »Es wird kein Tod mehr seyn, kein Schmerz, keine Klage; denn, was früher war, ist vorübergegangen.« (Offenb. 7.) Wie der Sonnenstrahl, sagt Vincentius Ferrerius, von keinem Schwerte zerschnitten, vom Feuer nicht verbrannt, vom Wasser nicht erstickt, und von keiner Fäulniß bemakelt wird, so kann auch ein glorificirter Leib von keiner Gewalt berührt oder verletzt werden, selbst die höllische Flamme vermag ihm nicht zu schaden. Und wie ferner das Licht nicht allein unverletzlich ist, sondern auch klar und leuchtend, so ist auch die zweyte Gabe des verherrlichten Leibes, die Klarheit. »Es wird der Leib gesäet in der Verächtlichkeit, und auferstehen in der Glorie,« d. h. in der Klarheit. Denn so lehret der Apostel auch: »daß der Herr dereinst den Leib unsrer Niedrigkeit wieder erneuern werde, und ähnlich machen dem Leibe seiner Klarheit.« (Phil. 3.)

So erkannte es in wirklicher Anschauung Romualdus, Sohn des Herzogs von Ravenna, als er, wie der h. Petrus Damianus erzählt, noch in seinen Jünglingsjahren, sich in eine Kirche begab, wo der Leib des ruhmwürdigen Bischofes und Martyrers Apollinaris aufbehalten wurde; dort betete er mit Eifer, und gelobte, sich gänzlich Gott zu weihen, im Falle,

zum Zeichen der Genehmigung seines Entschlusses, dieser heilige Bischof ihm sich sichtbar erzeigen würde. Und plötzlich, da er noch im Gebete begriffen war, stand dieser vor seinen Augen, in bischöflichen Gewanden, und im Schimmer überirdischer Klarheit. So oft fortan Romualdus, der Wundermann und geistige Machthaber seines Jahrhunderts, die Sonne aufgehen sah, schien sie ihm, wie er sich ausdrückte, im Vergleiche jener Klarheit, eine irdische Lampe zu seyn. So hat aber auch der Herr von den Heiligen gelehret: »dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters.« — Wie aber das Sonnenlicht nicht allein klar, sondern über die Massen schnell und beweglich ist, so bestehet auch die dritte Gabe des verklärten Leibes in der Beweglichkeit. »Es wird der Leib gesäet in der Schwachheit, und auferstehen in der Kraft,« d. h. in der Beweglichkeit. »Sie werden Flügel empfangen den Adlern gleich: sie werden eilen, ohne sich zu bemühen; sie werden wandeln, und nicht ermüden.« (Isai. 40.) Die Heiligen, sagt Hieronymus, sind überall, denn sie sind in jedem Augenblicke, wo sie seyn wollen. Wie der Lichtstrahl (lehrt Vincentius) plötzlich vom Aufgang gen Niedergang gelangt, und das Auge ohne Zeitverzug die fernsten Gestirne erblickt, so wird in einem Nu, der Leib dort seyn, wohin die Seele will. Und während endlich der Lichtstrahl nur durch einige, nämlich durchsichtige Körper diese schnellen Wege gehen kann, so wird hingegen der glorificirte Leib durch keinen Körper oder Widerstand verhindert, und dieß ist die vierte

Gabe; jene der Feinheit (Subtilität) oder Geistigkeit. »Ein thierlicher Leib wird gesäet, ein geistiger Leib wird auferstehen,« der nämlich, gleich dem Leibe Christi, in allem dem Geiste entsprechend, ohne Hinderniß durch andere Körper hindurchgeht, so, daß das physische Gesetz der Undurchdringlichkeit ihm keine Schranken setzt.

Gleichwie nun alle diese herrlichen Vorzüge des verklärten Leibes schon im irdischen Leben Christi sich kund geben, die Unverletzbarkeit, da er mitten durch die Wüthenden hindurchschritt, die ihn vom Felsen herabstürzen wollten, die Klarheit, da er auf dem Berge Thabor seine Glorie offenbarte; die Beweglichkeit, da er über den Wogen des Meeres wandelte, und urplötzlich bey seinen Jüngern sich einfand; die Geistigkeit, da er aus dem jungfräulichen Leibe seiner Gebärerinn hervorging; so hat er mit ähnlichen Gaben, ebenfalls noch in diesem irdischen Leben, viele seiner heiligen Bekenner und Nachfolger verherrlicht; die Flammen, die Gifte, die Wasserfluthen verloren oft an ihnen die zerstörende Macht, unverweslich durch Jahrhunderte blieben ihre Überreste, Klarheit umleuchtete ihr Angesicht, mit Gedankenschnelle wurden sie, wie der Diacon Philippus, aus einem Orte in einen andern, weit entfernten versetzt. Geschah aber dieß nur auf wunderbare und außerordentliche Weise, so haben doch alle heiligen Christen, so jemals gelebt, dieselben Gaben und Vorzüge, auf eine minder auffallende, doch wesentlicher verdienstliche, geistige Weise in sich getragen, und es ist unter

den Christen keiner, der sie nicht erwarten könnte und erwerben sollte. »Denn Gott, der reich ist an Barmherzigkeit, hat in seiner übergroßen Liebe uns, die wir durch die Sünde gestorben waren, in Christo mit lebendig gemacht, und in Christo auferwecket; damit, wie wir des irdischen Menschen Bild getragen haben, wir nunmehr das Bild des himmlischen tragen.« (Phil. 2.) Auch uns ist es folglich gegeben, in diesem sterblichen Leben schon, die Freyheit vom Leiden, die Klarheit, die Geistigkeit und Beweglichkeit zu erlangen; ja eben diese Gaben sind die Wahrzeichen, daß wir geistig auferstanden sind. Aber wie verhält es sich mit denselben, und in welchem Sinne sind sie zu verstehen? Wie läßt sich, vor allen, die Unverletzbarkeit, die Freyheit von den Leiden erwerben? Kann man auf dieser Erde von Trübsalen und Bedrängnissen sich frey machen, kann man vor Krankheiten und Schmerzen sich verwahren, vor den Einflüssen der Witterung, vor Hunger und Durst, vor Verletzungen und Wunden, und vor der alles bezwingenden Gewalt des Todes? Hat man den Phönix der Alten auf den Gebirgen von Thibet schon aufgefunden, der im Greisenalter auf einem Scheiterhaufen von Zimmet- und Eigenienrinde sich verbrennt, und aus der Asche in neuer Jugendkraft wieder hervorgeht? Haben unsre Vorfahren nicht, vor eben nicht langer Zeit, vergeblich sich zerarbeitet, um den Stein der Weisen zur Crystallisation zu bringen, die Quintessenz oder fünfte Wesenheit, das Elixir des Lebens und das trinkbare Gold zu brauen, und durch

diese kostbaren Funde den Urquell des körperlichen Lebens wieder aufzufrischen oder hervorzuzaubern? —

Es wird von einem asiatischen Bombastus Paracelsus im wunderlichen Reiche von China erzählt, wie er vor einem der Gebieter oder sogenannten Kaiser dieses Reiches erschienen sey, und, um eine reiche Belohnung zu erlügen, ihm mit mystosophischem Redeschwulst erwiesen habe, daß es ihm gelungen wäre, den Trank der Unsterblichkeit zur Reife und Vollendung zu bringen, und dem hochmögenden Gebieter, zur Wohlfahrt seines Reiches, damit es seiner immerwährenden Herrschaft sich erfreue, zum Geschenke zu machen. Der leichtgläubige Herrscher, über eine so willkommene Gabe hoch erfreut, ließ sich sogleich die Phiole bringen, allein einer von den Großen seines Hofes nahm sie dem Adepten, um seine Plane zu vereiteln, rasch aus der Hand, und trank daraus mehr als die Hälfte des köstlichen Lebenssaftes. Da ward der tyrannische Gebieter über die Maßen entrüstet, und schon zog er sein Schwert, das Werkzeug seiner absoluten richterlichen und executiven Gewalt, um dem kühnen Höfling solch ein vorlautes Wesen für immer abzugewöhnen; allein dieser war schon darauf gefaßt, und zu seiner Rechtfertigung bereit. Allgebietender, allerweisester und furchtbarster Herr, so sprach er, ehe du mit dem Blitze deines siegreichen Schwertes mich zu Boden streckest, wolle es dir gefällig seyn, folgendes in deiner Weisheit zu bedenken. Ist dieser Trank, von welchem ich die Hälfte geleert, wahrhaft ein Trank der Unsterblichkeit, so wirst

du vergeblich den Schwerthieb auf mich führen, und deinen weitgebietenden Arm ohne Erfolg und Nutzen in Arbeit setzen; führest du aber, nach deinem erhabensten Beschluß, den Schwerthieb über mich, und bringst mich dadurch vom Leben zum Tode, so wird daraus der unwiderlegliche Beweis hervorgehen, daß der vielbelobte Trank die Unsterblichkeit nicht verleihen könne; in diesem Falle hätte der ruhmredige Schwätzer dich betrogen, und wäre es dann nicht ungerecht, daß ich, als ein Schuldloser, für seinen Betrug mein Leben verlöre? Mit dieser vernünftigen Ansicht der Sache ließ für dießmal der Despot sich beschwichtigen, und kehrte zu der uralten Erkenntniß zurück, daß alle Menschen sterblich seyen, und gegen dieß Eine Übel schlechthin keine Präservative sich finden. — Wie ist es also dennoch möglich oder denkbar, die Gabe der Unverletzlichkeit und der Freyheit vom Leiden (Impassibilität) zu erwerben? Allerdings nur durch die Liebe des Kreuzes, durch die hohe Kraft und Tugend der Geduld; denn diese ist das einzige Mittel, das uns der künftigen Seligkeit, der ewigen Freyheit versichert, und das uns hienieden schon gegen alle feindseligen Angriffe schützet, damit sie unserm bessern und innern Leben nicht schaden, unsre Seele nicht tödtlich verletzen. So oft ein Mangel oder eine herbe Entsagung uns schwer fällt, so oft körperliche Leiden uns von der Höhe des Lebensmuthes in die Verzagtheit hinabdrücken, soll der Gedanke uns aufrichten: »dieß Verwesliche muß einst die Unverweslichkeit anziehen.« So oft eine Leidenschaft

unser Herz bestürmt, so oft es gilt, die Tugend der Reinigkeit zu bewahren, den Neid, den Haß niederzukämpfen, soll der Gedanke uns aufmuntern: »dieß Sterbliche muß einst die Unsterblichkeit anziehen.« Diese selige Hoffnung ist es, aus welcher wir, als aus einer unversieglichen Quelle, alle Kraft zur Ausdauer schöpfen sollen, wie aber eine solche Hoffnung nicht anders geübt und erworben werden kann, als durch das Gebet, so ist es eben auch das Gebet, welches uns, hienieden schon, die zweyte Gabe der Unsterblichkeit, nämlich jene der Klarheit, vermittelt. Denn »indem wir (im innerlichen Gebete) das enthüllte Antlitz Jesu Christi betrachten, und darin, wie in einem Spiegel die Glorie Gottes schauen, werden wir in dasselbe Bild umgewandelt, von Klarheit zu Klarheit,« (2. Cor. 3.) — was aber klar ist, ist rein; was rein und klar, ist durchsichtig; was durchsichtig, ist aufrichtig: ein jeglicher Christ trägt also die Klarheit in sich, in dessen Worten, in dessen Sitten und Handlungen Unbefangenheit, Einfalt und Geradheit sich zu erkennen geben.

Nicht ohne Wahrheit preiset Plutarch den berühmten Julius Drusus, dessen Wohnhaus so gebauet war, daß es den Blicken der Nachbaren von allen Seiten den Zugang gewährte. Da er dieß Haus erbauen wollte, bot ihm ein Baumeister sich an, für fünf Talente ihm ein Wohngebäude aufzuführen, das vor den Augen der Neugierigen von allen Seiten gedeckt und geschützt wäre. Drusus aber, ein Mann, den seine Rechtlichkeit allen Menschen ehrwürdig machte, antwortete ihm: Gern

will ich noch zehn Talente hinzu geben, wenn du mir ein Haus zu bauen vermagst, dessen Wände gleich dem Crystalle durchsichtig sind, damit alle Bürger meine Lebensweise beobachten können. — Was Drusus hier von seinem Hause und seinem bürgerlichen Leben sagte, dieß soll der Christ von seinem geistigen Leben sagen können, und von seinem innern Hause; glückselig Jeder, der in dem wichtigen Geschäfte der Beichte so unverholen und aufrichtig sich anklagt, daß dem Priester eine klare Einsicht in sein Inneres möglich wird; glückselig der Christ, dessen Meinung und Gesinnung so rein und aufrichtig ist, daß dadurch sein ganzer Wandel licht und klar wird, denn »wenn dein Auge einfach ist, wird auch dein ganzer Leib licht seyn.« (Luc. 11.) Diese Klarheit der Gesinnung, welche nach einem himmlischen Ziele strebt, wird dem, der sie besitzt, auch zu jener dritten Gabe der Unsterblichen verhelfen, welche jene der Beweglichkeit (Agilität) genannt wird. Viele unter den Sterblichen zwar sind beweglich und hurtig, eilig und flink, so oft es darum sich handelt, eine kleine Ehre zu erhaschen, einen Gewinn zu erjagen, ein einträgliches Geschäft zu betreiben, irgend eine wüste Leidenschaft zu befriedigen, oder irgend ein Spectakel zu sehen, es sey nun grotesk oder burlesk, tragisch oder komisch, erfreulich oder gräßlich. Bey jeder kleinern oder größern Begebenheit, die irgend ein irdisches Interesse hat, wie eilen da die Boten, wie fliegen die Estaffetten, wie heftig gestachelt werden im Orient die Dromedare, wie beflügeln sich im Occident die Federn der Geschwind-

schreiber, die Gebälke der Telegraphen, die Hebel und Schrauben der Druckerpressen? Oder wenn auf einer Straße irgend etwas, einiger Maßen Ungewöhnliches vorgeht, wie laufen da die Geschäftigen und die Müßigen zusammen, und welche Hurtigkeit fährt auch in gichtkranke Füße? »Für ein geringes Gut, sagt Thomas von Kempen, läuft man weite Wege, für das ewige Leben wird kaum ein Fuß gehoben!« Wer demnach der Gabe der seligen Freyheit und Allbeweglichkeit sich versichern will, der übe sich hienieden, hurtig und unverdrossen in allen Dingen zu seyn, die der göttliche Wille angeordnet hat. »Bereit ist mein Herz, o Gott, bereit ist mein Herz; frühmorgens will ich aufstehen.« (Ps. 107.) »In allen deinen Werken, sagt der Weise, sey behende« (Eccli. 31.), munter im Gebete, munter in Erfüllung der Standespflichten, in der Handhabung der Ordnung; hierin beruhet die echte Frömmigkeit.

Die Legende erzählt von der heiligen Francisca Romana, daß sie einst, wie sie mitten im Gebete begriffen war, von ihrem Gemahle gerufen, unverzüglich dem Rufe gehorchte, und zu ihm eilte; als sie zu ihrem Officium zurückkehrte, fand sie den Vers des Psalmes, den sie in der Mitte abgebrochen, mit goldenen Buchstaben glänzen. Dieß wahrhaft goldene Gebet, jeder Christ kann es finden: es besteht in der Erfüllung des göttlichen Willens. Allein, um eine so frohsinnige Beweglichkeit zu erwerben, gilt es freylich, jedes bleyerne Gewicht des Eigensinnes, jede Last der Sünde und der sündhaften Neigung, sammt der übertriebenen, unnützen

Sorge abzuschütteln, und wem dieses große Werk gelinget, der wahrlich wird, hienieden schon, auch an der vierten Gabe der Unsterblichkeit seinen Antheil haben, welche die Feinheit oder Geistigkeit ist. »Ein thierlicher Leib wird gesäet, ein geistiger wird auferstehen.« Thierlich ist der Leib, sagt Vincentius, der von thierlichen Leidenschaften und Trieben beherrscht wird, geistig, der gänzlich dem Geiste unterworfen ist. Fein oder subtil, sagt er ferner, ist die Luft, die schon durch jede Spalte dringt; subtiler noch das Licht, welches durch das Glas hindurchgeht; noch viel feiner und durchdringender die Stimme des Menschen, die auch durch Wände und Mauern dringt, und durch verschlossene Thüren eingeht. So dringet die Stimme des weinenden Kindes durch Thüren und Wände in's Ohr der Mutter. Und diese durchdringende Stimme ist es, der wir uns hier schon bedienen können und sollen, um den Himmel zu durchdringen; denn »das Gebet desjenigen, der sich demüthigt, durchdringet die Wolken« (Eccli. 15.) — ja selbst, wenn in Folge der Sünde eine eherne Mauer zwischen Gott und uns wäre, wie der Prophet es sagt: »eure Sünden haben eine Scheidewand zwischen euch und Gott gezogen« (Isai. 39.), so hilft auch damals nur das demüthige Gebet, um diese Mauer zu übersteigen (Ps. 27.) und der feste Vorsatz, sie, wenn sie einmal zu Boden gefallen, nimmermehr wieder aufzubauen. — Und so sind dann die vier Vorzüge des erleuchteten und geistig auferstandenen Christen ohne Mühe ersichtlich: er ist unverletzbar durch die beharrliche Geduld; er ist licht und

klar durch die reine Gesinnung; er ist beweglich und hurtig durch den Liebesgehorsam; er ist geistig, und durch keinen Widerstand gehemmt, durch das Gebet, den göttlichen Willen zu erkennen und zu üben, der Gehorsam befestigt ihn in der lautern Gesinnung, die Lauterkeit der Gesinnung gründet ihn in der Hoffnung, die Hoffnung bewahret ihn in treuer Geduld. O glückseliger Christ, der wahrhaft geistig erstanden ist! —

»Dieser Verführer, da er noch lebte, hat gesagt: in drey Tagen will ich auferstehen,« so sprachen, in banger Sorge, die Hohenpriester zu Pilatus. Ihre Lästerung ist nicht ohne einen Funken der Wahrheit. Er ist ein Verführer, weil er auferstanden ist; er ist auferstanden, um ein Verführer, oder vielmehr ein Führer zu seyn zum wesentlichen Leben. Wie viele Millionen von Bekennern, Jungfrauen und Frommen aus allen Ständen hat er nicht bereits dahin geführet? »Wenn ich erhöhet seyn werde von der Erden, werde ich Alles zu mir ziehen.« Der Magnet der göttlichen Liebe, der alle Lebendigen ziehet, ist Christus, der Auferstandene, in der Herrlichkeit des Vaters. »Wenn ihr anders auferstanden seyd mit Christo, so suchet, was oben ist, nicht für das Irdische nur!« (Col. 3.) O wie mancher Christ, da er noch auf Erden lebte, hat alljährlich gesagt: in drey Tagen will ich auferstehen! um Ostern will ich, in Christo, ein neues Leben beginnen! allein er war ein Verführer, der nur sich selbst betrogen hat. Wohl beherzigenswerth sind daher diese Worte des geist-

reichen Guerricus: »Die einfache Auferstehung Christi hat den menschlichen Seelen die Gnade einer zweyfachen Auferstehung vorbereitet: jener vom Tode der Sünde durch die Kraft der göttlichen Mysterien, und jener zweyten vom Schlummer der Lauigkeit durch die Freudigkeit der Andacht. Denn wo wird jemals ein Gläubiger so lau und verdrossen seyn, daß er nicht zum Frohlocken erweckt, nicht gänzlich wieder belebet würde, wenn er die Stimme des Jubels vernimmt: Christus ist auferstanden!?« — So wenigstens meinte es der edle Abt Guerricus. —

Quält ferner euch, ihr Wissenschaftstyrannen,
Historisch, kritisch, um die Auferstehung
Aus der realen Welt hinaus zu bannen,
Trotz mancher Wendung, Windung, Krümmung, Drehung,
Ist's eurer Mühe leichtlich anzusehen,
Ihr selber wollt durchaus nicht auferstehen.

Auch ihr seyd bey den Pharisäern zünftig,
Die Sadducäer stehn mit euch im Bunde,
Was ihr begreift, das nennet ihr vernünftig,
Vom Christenthum begehrt ihr keine Kunde;
Das Siegel habt ihr neu an's Grab geklebet,
Und euer Wort allein die Welt belebet.

Fahrt fort, das todte Jammerwort zu lehren,
Werbt Jünger euch, gestaltet neue Heiden,
Wir werden uns an euren Spruch nicht kehren,
Der Glaube lebt, und ihr müßt's eben leiden; —
Noch tönt das Jubelwort in allen Landen:
Christus der Herr ist wahrhaft auferstanden!

Inhalt.

Druck von Ant. Schweiger.